



DER GROSSE RAUSCH

RUSSLANDFELDZUG 1941-1945

Erich Kern

Thomas  Verlag
Zürich

Erich Kern

Der grosse Rausch

Russlandfeldzug 1941 – 1945



Thomas-Verlag Zürich

Nachdruck verboten

Worldcopyright by Thomas-Verlag Zürich 1948

Printed in Switzerland by Calendaria AG. Immensee

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALTSVERZEICHNIS

Der Auftakt

1. Teil: Das grosse Siegen

1. Kapitel. Rollbahn Nord.....	11
2. Kapitel. Vormarsch gegen Süden	25
3. Kapitel. Längs dem Schwarzen Meer gegen Mariupol.....	46
4. Kapitel. Weiter – nach Taganrog.....	60
5. Kapitel. Verschleierte politische Chancen	76
6. Kapitel. Panzerschlachten im Kaukasus	91
7. Kapitel. Stalingrad.....	111

2. Teil: Der grosse Rückzug

8. Kapitel. Das Gespenst von Tauroggen	117
9. Kapitel. Brückenkopf Narwa.....	133
10. Kapitel. Kampf in Galizien	141
11. Kapitel. Kampf um Budapest.....	155
12. Kapitel. Der grosse Rausch.....	179
13. Kapitel. Die Rechnung von Stalingrad.....	190
Schlusswort	199

ERICH KERN

Der grosse Rausch

Eine Reportage
vom Rußlandfeldzug 1941—1945

Dieser spannungsreiche und durchaus ungewöhnliche Bericht über den Feldzug im Osten und seine grenzenlose Härte nimmt seinen Ausgang in Griechenland und führt uns von hier über Cherson am Schwarzen Meer, längs des Asowschen Meeres tief in den Kaukasus bis zur gewaltigen Panzerschlacht um die Grusinische Heeresstraße. Dann beginnt, mit Stalingrad, der große Rückzug, dessen einzelne Etappen geschildert werden: das Ringen am Finnischen Meerbusen, um den Brückenkopf bei Narwa, der Panzerdurchbruch bei Charkow, denen die aussichtslosen Kesselschlachten von Lemberg, schließlich die Kämpfe in den Karpathen und in der Puszta und der letzte Akt der Katastrophe im Wienerwald sich anreihen.

Zum erstenmal, seit die Nachkriegsliteratur das Geschehen an den Kriegsfrenten in Erlebnisberichte zu fassen versucht, sind wir Zeugen, wie, mit kritischem Blick und einer bemerkenswerten Aufgeschlossenheit, ein deutscher Offizier die Aufmerksamkeit auf die Vor-

gänge hinter den Kulissen der deutschen Führung lenkt. Vom Anfang an bis zum bitteren Ende diente der Verfasser in den Verbänden der Waffen-SS, also nicht in der Himmler unterstellten eigentlichen SS. Mit schonungsloser Offenheit ihre Fehler im einzelnen aufdeckend, kennzeichnet er das Versagen der deutschen Verwaltung im Osten und legt die Gründe dar, die hierzu führten. In politischer Hinsicht bedeutet das Buch, das auch die Fragen von Kriegsverbrechen und Kriegsschuld nicht umgeht, eine scharfe Stellungnahme gegen jeglichen Totalitarismus, wobei die Beobachtungsgabe des Verfassers auch bei der Charakterisierung des sowjetischen Systems wertvolle Aufschlüsse gibt.

Seine Aufzeichnungen begann der Verfasser in einem amerikanischen Gefangenenlager, in dem er über ein Jahr, bis zu seiner Freilassung, zubrachte. Der Niederlage waren die Besinnung und Sammlung gefolgt; jetzt konnten die zahllosen verwirrenden Eindrücke nüchtern verarbeitet werden, und so entstand schließlich dieses Bekenntnisbuch, das etwas ganz anderes als ein gewöhnliches Kriegsbuch geworden ist.

THOMAS  VERLAG

ZÜRICH

DER AUFTAKT

Der Nachmittag war ruhig und wundervoll still. Ich lag im schmalen Bett des griechischen Bauern und schaute hinaus auf den gelben Zitronensegen des Baumes vor unserem Fenster. Aus der Ferne klang verwehter Gesang einer marschierenden Kompanie.

Nun waren sie vorbei, die Tage vom Klidipass und Kastoria, vom Übergang über den Golf von Korinth und die grosse Siegesparade in Athen. Wie durch ein Lesebuch unserer Gymnasialzeit waren wir gestürmt: Korinth, Delphi, Theben, der Pass der Termopylen – die strahlende Akropolis.

Die jubelnden Menschen. Wir spürten das Aufatmen der Männer und Frauen, ja selbst der Kinder, weil wir kamen und nicht die Italiener. Eine heisse Welle war über uns zusammengeslagen. Wie vordem in Ungarn, in Rumänien und in Bulgarien. Wir waren mit unseren Panzern über Teppiche von bulgarischen Rosen gefahren, wir hatten Wein, Salz und Brot mit mazedonischen Bauern gegessen und getrunken.

Nun war der Balkanfeldzug aus. Wir waren wieder einmal schneller und härter gewesen. Trotz dieses Stolzes wollte uns ein bedrückendes Gefühl nicht verlassen: wir wussten längst, dass wenige Tagmärsche hinter uns die italienischen Verbände kamen, deren Wehrmachtsberichte dann stolz die Einnahme der von uns übergebenen Städte und Dörfer meldeten.

Die Augen einer alten Frau kann ich nicht vergessen, die entsetzt in Monsoglion auf die wehenden Büsche der Bersaglieri schaute und fassungslos zu mir sagte: «So also geht es? Das habt ihr nicht gutgetan, deutsche Soldaten!»

Mitten in meinem Sinnieren schrak ich empor. Die Zimmerdecke schwankte. Mit einem Sprung war ich aus dem Fenster und hing mitten in dem breitästigen Zitronenbaum. Erdbeben, Erdbeben in Larissa.

Aber nach ein paar kurzen Stössen beruhigte sich die Erde. Die griechische Bauernfamilie stürzte kreuzschlagend herbei und redete auf mich ein, ohne dass ich auch nur ein Wort verstand.

Kopfschüttelnd kletterte ich von meinem unfreiwilligen Sitz herunter, der mich wie ein Ausflug in die selige Bubenzeit anmutete, und trottete

zur Kompanieschreibstube. Dort war grosse Aufregung. Gebirgsjäger standen um den Spiess und redeten heftig auf ihn ein. Bald hatte ich auch spitz, dass es nicht das kleine Erdbeben war, das alle aufregte: die Gebirgsjäger hatten einen Feindsender gehört und wollten von uns wissen, ob es wahr sei: Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers, sei über England abgesprungen.

Uns kam das alles wie ein wilder Kriminaltschmökler vor. Wir verlachten die braven Jäger, misstrauische steirische und bayrische Bauernsöhne. Ungetröstet schieden sie von uns.

Und am Abend kam die Bestätigung. Rudolf Hess war ohne Bewilligung des Führers beim Feind abgesprungen. Wir waren wie gelähmt. Ein eisiger Hauch des grossen Unbekannten, Grauenhaften wehte uns an. Wir redeten aneinander vorbei. Wir schwiegen schliesslich verstört. Am nächsten Morgen holte mich der Kommandeur zu einer vertraulichen, streng vertraulichen Befehlsentgegennahme.

Er räusperte sich und sagte schliesslich: «Besorgen Sie sich, soweit als möglich, Informationsmaterial über die Sowjetunion und die Teile von Polen, die 1939 an die Sowjetunion fielen!»

Ich blickte ihn ratlos an.

Dann sagte er kurz: «Wir werden gegen Osten marschieren, um die ewige Bedrohung zu zertrümmern!»

Die erste Reaktion dieser Mitteilung war kaltes Entsetzen. Mir fiel augenblicklich Hitlers grosses Wort in «Mein Kampf» über den Zweifrontenkrieg ein. Dann die Erklärung, die nach dem Vertragsabschluss mit der Sowjetunion, die besonders unter den Nationalsozialisten grösstes Befremden hervorgerufen hatte, erschienen war und den realen Tatsachen Rechnung trug.

Nun wurde alles mit Füssen getreten. Bedrohung. Ja, sicherlich eine der grössten Bedrohungen nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt. Aber jetzt? Wo wir mit dem einen noch nicht fertig sind? Wieder der verfluchte Zweifrontenkrieg.

Während alle Bekannten so erschreckt waren über den Vertragsabschluss mit dem Kreml, hatte ich aufgeatmet. Das war ein Streich würdig des grossen eisernen Kanzlers. So hätte Bismarck gehandelt. Den Stier bei den Hörnern gepackt und die Umklammerung zerschlagen. Wenn es gar nicht ging, wenn die Waffen die letzten Worte sprechen mussten, dann, nachdem wir den Rücken frei haben.

Das war mit einem Schlag alles aus. Die zweite Reaktion bei mir war: er gibt bloss an, er macht sich wichtig, es stimmt gar nicht, es kann gar nicht stimmen.

Aber es stimmte doch.

Die Stimmung bei den Männern war gleichgültig. Sie waren gewohnt, zu marschieren, zu kämpfen, wenn es sein muss zu sterben, aber auf alle Fälle zu siegen. Nur selten dachte einer damals nach.

In Wien traf ich einen guten Freund, einen Mann, der der Presse des Aussenministers sehr nahe stand. «Er hat ihn nicht mehr empfangen!» erzählte er erschüttert, «er hat ihn nicht einmal sehen wollen!»

«Zum Teufel, wer wen?» fuhr ich nervös dazwischen.

«Der Führer den alten Graf Schulenburg, den Botschafter des Reiches in Moskau. Er hat den Führer mittels Flugzeug im Hotel Imperial erreicht. Er hat in seiner Mappe die wahren Unterlagen über die Rote Armee mitgebracht. Molotow soll sie ihm in letzter Minute zugespielt haben – wohl um die Entwicklung noch zu hemmen – und dazu seine Abwehresultate. Aber Ribbentrop hat den alten Herrn am Flur aufgehalten und ihm mitgeteilt, dass der Führer sich durch nichts mehr in seinen Entschlüssen beeinflussen lassen wolle, daher ihn nicht einmal mehr empfangen könne. Er habe doch nichts verbrochen, widersprach Schulenburg erregt, er habe doch entscheidendes Material – Ribbentrop liess ihn kaum ausreden. Es ginge eben nicht. Was er auch immer habe – der Führer habe sich bereits entschieden.»

Ich schwieg. «Das kann alles gar nicht wahr sein», sagte ich nach einer Weile erbittert, «ihr spinnt euch da was zusammen in euren Redaktionen. Komm hinaus zu uns, da vergeht dir der ganze Blödsinn!»

Mein Freund nickte wehmütig. «Das werde ich, sobald ich nur abkann – wollte Gott, du hättest Recht und alles wäre eine idiotische Latri-nengeschichte. Aber, weisst du, daran kann ich leider nicht mehr glauben. Die ganze Geschichte ist fast schon zu offiziell!»

Ich nutzte meinen kurzen Sonderurlaub nach dem Abschied von meiner Mutter zu einem schnellen Besuch bei meinem Gauleiter, Josef Bürckel.

Der war voller Schwung und Stimmung. «Hoffentlich schreiben Sie mir bald von Moskau», verabschiedete er mich siegessicher, «lange wird euch der ganze Blödsinn doch nicht aufhalten, dann gnade Gott England!»

In Brünn traf die ganze Division, die Leibstandarte «Adolf Hitler», die Nachricht des Kriegausbruches mit der Sowjetunion. Eine wahre Meutererstimmung herrschte in allen Kompanien.

«Was ist mit uns? Wir kommen totsicher zu dem ganzen Rummel zu spät!» «Sauerei! Der Führer hat uns doch versprochen, dass wir überall dabei sein werden! Hier liegen wir, und die anderen rücken demnächst in Moskau ein!»

Es wurde viel und scharf getrunken. Ich trank mehr als ich vertragen konnte. Bald war auch ich von der Welle der Zuversicht erfasst. Zeitungs-

berichte von weissen russischen Emigranten, die den sofortigen Auseinanderfall der Sowjetunion voraussagten, wurden jubelnd weitergereicht. Die ersten Wehrmachtsberichte wurden mit atemloser Spannung abgehört und weitergegeben.

Am dritten Tag endlich rückten wir im Motmarsch ziemlich eilig gegen Osten.

Überall in Schlesien standen die Menschen und winkten. Ein wahrer Rausch hatte die Menschen erfasst. Alte Invaliden aus dem ersten Russlandfeldzug standen unermüdlich neben unseren rastenden Kolonnen und gaben uns Ratschläge für die Vernichtung von Kosaken und russischer Infanterie. Frauen schlepten Lebensmittel und Zigaretten in solchen Mengen herbei, dass wir sie nicht fassen konnten, geschweige denn verbrauchen. Kinder jauchzten uns überall zu, und wildfremde Mädchen fielen uns um den Hals und küssten uns ab.

Bald lag der Geruch brennender Dörfer in der Luft. In der Ferne rollte schwach Kanonendonner. Unsere Herzen klopften, obgleich wir schon lange keine Rekruten mehr waren. Immer wieder greift uns die kommende Schlacht ans Herz. Hastig wurden die ersten Karten an die Lieben in der Heimat geschrieben.

Dann begann das grosse Drama, das uns jahrelang in höchster Spannung halten sollte, vor uns abzurollen.

1. TEIL: DAS GROSSE SIEGEN

1. Kapitel

Rollbahn Nord

Vom Morgenrauen an war die Division auf dem Marsch. Stundenlang war sie an glosenden und glimmenden Häusern vorübergefahren. Längs des Strassengrabens lagen die ersten Toten. Neugierig und aufgeregt wurden sie von den Männern betrachtet. Es waren Schützen sibirischer und mongolischer Regimenter, die das wankende Riesenreich in rasender Eile irgendwo aus dem Osten hierhergeholt hatte und zum Aufmarsch an der Westgrenze bereitstellte.

Knapp vor uns rollte der Donner der Schlacht. Die Panzerverbände Kleist waren im rollenden Einsatz tief in das feindliche Land hineingestossen und hatten auf der Rollbahn Nord das Blickfeld von Kiew erreicht.

Als der überraschte Feind sich vom ersten Anprall erholt hatte, waren die Wellen vor, hinter, rechts und links der Panzerverbände zusammengeschlagen, die wie ein grosser Igel in dem Chaos standen, mit mangelndem Sprit und ausgegangener Munition, da der Nachschub fehlte.

Die Aufgabe unserer Division war es, die Rollbahn Nord freizukämpfen, um die Panzer mit neuem Sprit zu versorgen. Von der feindlichen Luftwaffe war bis zur Stunde nichts zu sehen. In dem Wald, an dem wir vorbeifuhren, lagen die ersten Salven der Sowjetartillerie, aber der Feuerzauber verstummte so rasch wie er gekommen war.

Der Bataillonskommandant bat seinen Ordonnanzoffizier zu sich.

Aufgabe ist: «Die Zufahrtstrassen zur Rollbahn Nord zu erkunden. Sie nehmen zwei Männer und führen den Auftrag durch!»

Der junge Leutnant drehte sich um, zeigte auf seinen Fahrer und mich.

Unser Wagen fuhr und fuhr über Hügelland, vorüber an wogenden Kornfeldern, an wie ausgestorbenen Katen mit braunen und blauen Wänden und goldgelben Strohdächern. Von Zeit zu Zeit schaute der Offizier auf seine Strassenkarte. Plötzlich drehte er sich um und sagte nervös zu mir, der ich wortlos rückwärts im Wagen hockte: «Die Karte stimmt nicht!»

Ich schaute ihn erstaunt an und merkte, wie ihm der Schweiss auf der Stirn stand. Längst war vom Bataillon nichts mehr zu sehen und zu hören.

Wir waren mindestens 10 Kilometer ins Feindesland hineingefahren. Es war ruhig und friedlich, wie an einem stillen Sonntagmorgen. Selbst das Feuer der Panzerschlacht war verstummt. Es war, als ob die Kirchenglocken zu läuten beginnen müssten. Wir rasten einen Hügel hoch und hatten eine übersieht weit ins Land. Drüben, fast am Horizont, zeigte sich ein breites graues Band. Wolken stiegen auf und verschwanden. Rollbahn Nord.

«Kolonnen», sagte der Offizier nunmehr völlig ruhig. «Der Iwan zieht Verstärkung zusammen.» Er liess wenden, und es ging wieder zurück. Das Bataillon war unterdessen langsam nachgekommen und wir trafen uns auf halbem Wege. Der Offizier erstattete Meldung. Unser Wagen blieb an der Spitze der Kolonne. Als wir wieder unseren Hügel erreichten, war von den Staubwolken nichts mehr zu sehen. Unterdessen war es Nacht geworden. Wir fuhren und fuhren. Vom Feind war weit und breit nichts zu sehen. Die Leute waren fröhlich und guter Dinge. Ich hörte, wie ein Feldweibel sagte: «Wenn sich der Iwan beeilt, sind wir in sechs Wochen in Moskau.» Ich sass im Wagen und sah hinaus in das stille Land. Verzweifelt versuchte ich meine fiebernde Stimmung niederzukämpfen. Ich kannte mich nicht mehr. Schliesslich war ich ja kein Rekrut mehr und wusste, worum es ging. Es galt, die Gefahr, die drohende Gefahr abzuwenden und ein für allemal die Bedrohung aus dem Osten zu zertrümmern. Trotzdem konnte ich mich eines Gefühls nicht erwehren, angesichts dieser grossen Weite der Landschaft: eines Gefühls trostloser Verlassenheit; und einer Furcht: der Furcht, in eine Falle zu fahren. Dabei war alles so lächerlich. Überall waren unsere Heere siegreich geblieben, unsere Panzer hatten im rasenden Ansturm den Feind zerschlagen und vor sich hergetrieben.

Langsam wurde die Luft immer klarer und durchsichtiger. Der Dunst des Tages war geschwunden. Der Abend kam über die weite Ebene, und in den endlosen Wäldern und Sümpfen, an denen wir vorüberbrausten, lagen die ersten Schatten der Nacht.

Plötzlich ging ein Jubelschrei durchs ganze Bataillon: Wir hatten die Rollbahn erreicht. Rechts und links von uns stiegen die Mauern der ukrainischen Wälder auf. Längst war das Sprechen und Singen verstummt. Noch immer fiel kein Schuss. Wir aber fuhren und fuhren.

Wir waren nun der zweite Wagen der Kolonne. Der Kommandeur winkte unser Fahrzeug zu sich. Ich hörte, wie er dem Leutnant befahl, eine bestimmte Wegkreuzung zu erkunden. «Nehmen Sie aber ein BKrad, da sind Sie wendiger.»

Der Leutnant winkte mir zu. Wir bestiegen wieder die Maschine und brausten weit vor dem Bataillon durch die tiefschwarze Nacht. Ich war unterdessen ruhiger geworden. Wir fuhren einen Kilometer, zwei, drei,

vier Kilometer. Hinter uns das beruhigende Rattern des rasch folgenden Bataillons. Plötzlich liess der Leutnant das Fahrzeug halten. Vor uns lag die Strassenkreuzung. Rechts von uns, halb im Strassengraben, stand ein Panzerspäh. Ein Sowjetrusse.

Der Leutnant zündete sich gemütlich eine Zigarette an. «Unsere Panzer», sagte er lächelnd zu mir, «haben hier reine Arbeit gemacht.» Er ging auf den Panzerspäh zu, der eine Tür offen hatte. «Hier ist der Iwan getürmt! Welch schäbige Arbeit», sagte er verächtlich und befühlte die eilig vernieteten Wände des Fahrzeuges.

Ich war ebenfalls an das Fahrzeug herantreten, steckte den Kopf in die offene Tür und zog ihn wieder zurück. «Ist doch ein unheimliches Gefühl, Herr Leutnant», sagte ich. Der unterdrückte ein lautes Gelächter und steckte nun auch den Kopf neugierig in den Panzerspäh. Wir wollten inzwischen nachschauen, ob der Alte mit dem Haufen da war. In dem Augenblick knallte ein Pistolenschuss, der Leutnant drehte sich erstaunt um und sank zusammen. Im nächsten Moment setzte sich der Panzerspäh ratternd in Bewegung und fuhr auf die Strasse. Der Fahrer und ich lagen automatisch im Strassengraben. Eine MG-Garbe pfiß über uns hinweg. Ehe wir unsere Gedanken sammeln konnten, war das Fahrzeug im Dunkel der Nacht verschwunden.

Der Fahrer rüttelte den Leutnant am Arm. «Haben Sie was erwischt?»

Er gab keine Antwort. Verstört versuchte ich nun, ihn aufzurichten; als ich aber seinen Kopf stützte, war meine Hand feucht. Trotz der gefährlichen Lage, in der wir uns befanden, knipste ich meine Taschenlampe an und liess sie sofort wieder verlöschen. Genau, mitten in der Stirn des jungen Offiziers, war ein kreisrundes Loch.

«Da ist nichts mehr zu machen», stammelte der Fahrer, «verfluchte Sauerei!»

Gerade als ich das Krad wieder anwerfen wollte, tönte aus der Richtung des Bataillons eine wilde Schreierei. Schüsse peitschten dazwischen. Wir beide blickten uns ratlos an. «Am besten ist», sagte der Fahrer, «wir bleiben liegen.»

So plötzlich, wie der Lärm hinter uns begonnen hatte, so plötzlich verstummte er wieder. Es war aber kein Zweifel, das Bataillon kam näher. Nach kurzer Zeit hielt das Fahrzeug des Kommandeurs wenige Meter vor uns. Ich erstattete stammelnd die Meldung über den Vorfall. Der Kommandeur brüllte mich im höchsten Diskant an. Ich weiss heute noch nicht, was er eigentlich schrie, wahrscheinlich er auch nicht.

Das Bataillon fuhr kurze Zeit später weiter.

Es war unterdessen stockdunkel geworden. Man konnte nicht auf Handbreite mehr vor sich sehen.

Plötzlich peitschten ein paar Schüsse durch die Nacht. Ein tolles Durcheinander begann. Laute Kommandorufe ertönten. Der junge Ordonnanzoffizier rannte an mir vorbei. «Los, die Kompaniefahrzeuge fahren im Karree die Seitenstrasse auf!»

Ich stürzte weiter und suchte den nächsten Kompaniechef. Gleich darauf fuhren die schweren Fahrzeuge ratternd und knarrend, dicht aufgeschlossen, die breite Nebenstrasse der verfluchten Kreuzung auf. Maschinengewehrgarben fetzten mitten in uns hinein. Die ersten Verwundeten schrien auf. Die vorderen 3,7-cm-Flakgeschütze auf Selbstfahrlafetten schoben sich wie riesige Pflüge über das nächtliche Kornfeld. Die kurzen Feuerstösse polterten durch die Nacht. Maschinengewehrgruppen verbanden die Selbstfahrlafetten zu einer festen Kette. Unter den grossen Fahrzeugen hockten die Schützen und versuchten den Feind auszumachen. Panzer krachten dazwischen. Leichte Sowjetpanzer. Eines unserer Fahrzeuge fing Feuer. Aber wie durch ein Wunder konnte es blitzschnell gelöscht werden, es war ein Munitionsfahrzeug gewesen. Das Feindfeuer verdichtete sich. Es zischte und krachte von allen Seiten. Ein Zweifel konnte nicht mehr bestehen, wir waren von allen Seiten eingeschlossen.

Ich hockte, mühsam und notdürftig eingebuddelt, mit ein paar unbekanntem Kameraden im Strassengraben und schoss, gleich ihnen, wild und planlos in die Nacht. Leuchtspurgeschosse flitzten über die seufzenden Kornähren. Eine Hand berührte meine Achsel. Es war Kaul.

«Diese Nacht», sagte er heiser, «vielleicht die letzte Nacht – »

Ich versuchte zu scherzen. «Lass uns erst einmal sehen, wo die Hunde stecken – und lass es Morgen werden!»

Kaul blickte mir gross ins Antlitz. Seine Augen leuchteten weiss im Aufblitzen der Einschläge. «Hast du Angst?» fragte ich bedrückt. Er lächelte. «Wenn du das alles hinter dir hättest, was ich hinter mir habe – dann hättest auch du keine Angst. Sicher, ich möchte auch leben – mein Gott, meine Frau, weisst du, die ist Ärztin, freilich, es scheint nicht mehr in Ordnung zu gehen mit der ganzen Ehe, aber die Kinder – »

«Unsinn», unterbrach ich ihn, «man stirbt nicht so leicht – »

Kaul lachte leise. «Viel leichter noch als du denkst.»

Ich richtete mich gebückt auf. «Ich muss einmal austreten.»

Er versuchte mich niederzuhalten. «Bleib da.»

Aber ich hatte mich losgerissen und ein paar Schritte in das brusthohe Korn getan. Während ich mein Wasser abschlug, trat ein paar Schritte vor mir eine Gestalt aus dem Dunkel. «Pass auf», warnte ich gutmütig, «hier ist es verdammt eisenhaltig in der Luft. Soll ja für Lungenkranke so gut sein, Eisengehalt in der Luft – » Da sah ich undeutlich, wie die Gestalt eine Handgranate abzog.

«Der Iwan!» brüllte ich so laut ich konnte und warf mich flach auf den Boden. Ich hatte noch nicht die Erde erreicht, da zischten die ersten Garben von Kauls Maschinenpistole knapp über mich hinweg. Ich sah noch den Sowjetrussen lautlos umsinken. So schnell ich konnte, sprang ich in den Strassengraben zurück. Kaul blickte mir gleichgültig entgegen. Ich konnte nicht reden.

«1939 bin ich sofort eingerückt – », fuhr er unbewegt zu sprechen fort, «du verstehst, SS-Führer in einer kleinen Stadt, das musste wohl so sein, und weil ich ein bisserl zu alt und auch mein Herz nicht ganz in Ordnung war, kam ich nach der Ausbildung – zu den Totenkopfwachverbänden.»

«So», sagte ich, noch ganz von dem Vorfall benommen.

«Du sagst so – », fuhr Kaul auf, «ich sagte es auch, ein bisschen enttäuscht, aber doch voller Hoffnung, noch zum Einsatz kommen zu können. Dafür kam ich zu einer KZ-Wachmannschaft. Seitdem kann ich nicht schlafen. – Ein Jahr KZ-Bewachung – weisst du, soviel ist ja nicht wahr und übertrieben, was geflüstert wird, aber das, was wahr ist, ist schlimm genug. Menschen zusammengetrieben und jahrelang auf engstem Raum zusammengepfercht. Ich hatte mich so halb, wie das halt kommt, mit einem polnischen Universitätsprofessor angefreundet – einmal ging er während der Arbeit gegen die Sperrkette – ‚Schiess doch‘, bat er mich ganz ruhig, «schiess doch, ich halte das Leben so nicht mehr aus.» – «Bleiben Sie stehen⁴, schrie ich aufgeregt und schlug, wie es der Befehl war, das Gewehr an, aber der verzweifelte Mann sah und hörte nicht mehr auf mich. Seine Augen blickten bereits in eine andere Welt. Ich zitterte am ganzen Körper. – «Bleiben Sie doch stehen, um Gotteswillen, bleiben Sie doch stehen, Sie kennen doch den Befehl!» Mit geschlossenen Augen schritt er durch die Sperrlinie. Ich aber konnte und konnte nicht schiessen. Da gab mein Nachbarposten Feuer.

Ich schrieb an den Reichsführer. Ich schrieb an alle Bekannten, die nur irgendeinen Einfluss hatten, ich wollte doch an die Front, zur Fronttruppe – ich wollte doch keinen Zuchthausaufseher spielen – endlich, endlich gelang es. Alles das hier», verloren schaute er in die feuerumsprühete Nacht, «ist Erlösung dagegen – »

«Du bist nervös», sagte ich unruhig, «du weisst nicht, was du redest!» Kaul lächelte nur.

Die Sowjetrussen zogen ihren tödlichen Ring enger und enger. Wir merkten es, wie sich das Feuer verstärkte. «Los!» schrie ein unbekannter Untersturmführer, «hier können ein paar Mann ruhig herausgezogen werden.» Er packte mich am Ärmel und Kaul und noch einen Mann, «Munition zum Zehnfünfgeschütz!»

Wir schleiften Munitionskorb um Munitionskorb durchs feindliche Feuer zu dem Geschütz, das im grossen Strassengraben rechts von uns in Feuerstellung aufgefahren war. Dicht daneben, am Strassenniveau, stand ein schweres Maschinengewehr. Wenn seine Garben rauschten, verstummte das feindliche Schützenfeuer. Ein Oberscharführer leitete den Feuereinsatz. Ich tauschte mit ihm ein paar belanglose Worte, als er uns lobte wegen der rasch herangebrachten Munition. Ich hockte mich, als wir wohl zum zehntenmal durch die Hölle gelaufen waren, zu seinen Füssen nieder und zündete mir eine Zigarette an. Mit einemmal schlug eine unsichtbare Hand ihm in die Kniekehlen und er sackte lautlos zusammen.

«Kopfschuss», flüsterte Kaul, als wir ihn herumdrehten, «das ist ein beneidenswerter Tod.»

Der nächste Unterführer sprang auf und leitete das Feuer weiter. Als wir das nächstmal wieder mit den Geschosskörben ankeuchten, lag auch er schon stumm neben dem Kameraden.

«Siehst du», sagte Kaul träumerisch, mitten in mein Entsetzen, «das habe ich immer geträumt, das ist die SS – aber nicht – KZ, Gestapo und SD, – Soldaten, die kämpfen und sterben, wie der Befehl es verlangt. Ritter, Tod und Teufel – aber nicht Stacheldraht, Sperrlinien und Gasöfen –»

Ich war zu durcheinander, um etwas antworten zu können. Gleich darauf heulten die Einschläge einer Sowjetbatterie mitten in unsere Wagenburg. Aber nur ein-, zweimal. Dann verstummte die Batterie in den Feuerstössen unserer Selbstfahrlafetten. Gegen Morgen kam flüsternd das Gerücht durch unsere Reihen, dass alle Einheiten der Division eingeschlossen seien und jede Funkverbindung fehle. Kurz darnach kam der Befehl des Bataillonskommandeurs durch die Linien:

«Im Morgengrauen wird der Angriff des Feindes erwartet. Es kann uns niemand zu Hilfe kommen. Das Bataillon hält den befohlenen Strassenpunkt, wie der Befehl es verlangt. Pardon wird nicht erwartet und nicht gegeben! Ihr habt die verstümmelten Kameraden gestern Nachmittag gesehen und wisst, was uns erwartet!»

Gegen Morgen verstummte plötzlich das Feindfeuer. Jedermann setzte sich in seinem notdürftigen Deckungsloch oder unter den Fahrzeugen zu recht. Ich schlichtete die Magazine neben mir auf, um alles griffbereit zu haben. Zwei Stunden würden sie wohl reichen. Dann – aber daran hat niemand zu denken.

Eine halbe Stunde fiel kein Schuss. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Wenn nur endlich schon die Entscheidung da wäre! Wenn sie nur endlich schon kämen! Aber nichts geschah. Es wurde eine Stunde. Der Morgen brach an.

«Gutes Schusslicht», sagte Kaul und zündete sich umständlich seine Pfeife an.

Ich schaute gegen die grosse Rollbahn nach Westen. Ich machte die Augen ganz schmal, um besser sehen zu können. Aber – das gibt es doch nicht! Aufgeregt stürzte ich hinüber zum Loch des Bataillonskommandeurs.

«Deutsche Radfahrtruppen vom Westen!» meldete ich atemlos.

Er blickte mich sprachlos an. Dann setzte er langsam sein Glas an die Augen. «Komm mit!» schrie er mich an, sprang in das Beiwagenkrad, und wir rasten entlang der erstaunten Schützenlinie.

Ein dicker, behäbiger Major der Wehrmacht stieg umständlich vom Rad und lachte übers ganze Gesicht. «So ein Blödsinn», sagte er erleichtert, «man hat mir im letzten Dorf gesagt, dass man die ganze Nacht Gefechtslärm gehört habe, aber es ist ja nichts los!»

Mein Kommandeur räusperte sich. «Nicht allzuviel», sagte er mit einer merkwürdig belegten Stimme, «ich habe nur gegen vierzig Tote.»

Das freundliche Gesicht des fremden Majors versteinte. «Aber», fuhr mein Kommandeur fort, «der Feind scheint sich abgesetzt zu haben.»

Kurz darnach sassen wir auf und brausten weiter gegen Osten.



Bald verdunkelte sich der Himmel, und es fing leise zu regnen an. Fröstelnd sassen die Männer, die die ganze Nacht kein Auge zugemacht hatten, auf ihren Gefechtsfahrzeugen. Über uns ertönte Motorengeräusch. Russen? Nein, deutsche Flieger, plötzlich aber krachten rechts von uns die Bomben. Der Bruder hatte uns im diesigen Wetter nicht ausgenommen und hielt uns für rückmarschierende Sowjets. Alles sprang auf und winkte. Noch einmal krachten die Bomben, niemand ging in Deckung, alles schrie und schimpfte und winkte. Endlich hatte der Gute doch begriffen, er haute senkrecht nach oben ab und schämte sich sichtlich. Wir hatten nicht einen Verwundeten. Unsere Achtung vor der Luftwaffe war nicht gestiegen.

Gegen Nachmittag wussten wir es. Wir befanden uns auf einer kleinen Nebenstrasse, die zur Rollbahn Nord führte. Diese Rollbahn Nord aber war unser Ziel. Dicht vor uns fuhr jetzt die Panzersturmarteilung der Division. Das zeigte eindeutig auf dicke Luft. Wir fahren und fahren. Hie und da knallten Heckenschützen in die Gegend. Aber wir sassen gar nicht mehr ab, wir hätten dabei zuviel Zeit verloren, denn jetzt hatte sich auch bei der Mannschaft unsere Aufgabe herumgesprochen: Die Panzerverbände waren bis knapp vor Kiew vorgestossen, dort lagen sie nun ohne Sprit und mit wenig Munition und Verpflegung. Hinter ihnen aber schlos-

sen die Sowjets wieder ihre aufgespaltenen Reihen und hatten unsere Panzer ganz nett im Kessel. Versorgungskolonnen könnten nicht durch, da die Rollbahn im bolschewistischen Besitz war. Diese freizukämpfen und unseren Panzern Luft zu schaffen, war unsere Aufgabe. Wir fuhren und fuhren. Um vier Uhr früh passierten wir die alte russische Grenze. Am nächsten Vormittag griffen uns zum erstenmal die Sowjetflieger an, immer dreissig bis vierzig Maschinen. Wir hatten zwei Tote und einige Verwundete. Gegen Abend standen wir vor dem Dorf Romanowka im heftigen Angriff gegen sich stark wehrende Sowjets. Der Feind wurde geworfen, ich selbst kam nicht zum Einsatz.

*

Am Abend bezogen wir Quartier in einer grossen Kolchose. Das Vieh war grösstenteils von den abziehenden Sowjettruppen erschossen worden. In dieser Kolchose habe ich das erstemal mit Volksdeutschen gesprochen.

Eine junge Frau brachte uns Milch und Honig. «Wenn Ihr einen von der Pfalz dabei hättet – »

Leider mussten wir verneinen. Die Vorfahren der Frau stammten aus der Rheinpfalz.

Was sie für ein Leben hätten?

Leben? Ach bis 1928 ging es noch irgendwie, aber dann? Der Vater wurde erschossen, er war gegen die Kolchose. «Vielleicht hätte er mehr an die Familie denken sollen», erzählte die Frau müde, «aber er sagte immer, den Grund und Boden haben wir mit unserem Schweiss und unserem Geld erworben, den darf uns keiner nehmen. So kam es eben. Sabotage an der Revolution. Zwei Brüder haben zehn Jahre bekommen, wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Einmal hat Georg, der jüngere, noch geschrieben, von Irkutsk. Aber dann nichts mehr. Die Mutter hat uns verlassen, sie konnte nicht mehr klar denken und hat sich erhängt. Der Mann, der Hans, ist vor vier Wochen zur Schanzarbeit fortgeführt worden. Ob wir ihn noch einmal sehen werden? Ich glaube nicht. So bin ich mit den drei Kindern übriggeblieben.» Die drei Kleinen, zwei Mädchen und ein Bub, hängten sich scheu an die Rockfalten ihrer Mutter.

Wir sahen uns an. Wie gleichmütig diese junge Frau ihr Drama erzählte, wie wenn sie von irgendwelchen Dorfnebensächlichkeiten reden würde. Ungläubig hörten wir zu.

Ein alter Ukrainer, der im ersten Weltkrieg in Österreich gefangen war und etwas Deutsch sprach, mischte sich ins Gespräch. «Ihr nicht glauben, nur Volksdeutsche in Hölle», sagte er mit schwerer Zunge, «ich fünf Jahre sitzen, weil zweimal zu spät zu Arbeit kamen, keine Uhr und sehr weit von Kolchose wohnen – auch mein Bruder erschossen – »

Auch er sagte es gleichmütig, fast gleichgültig.

«Ihr redet, wie wenn Ihr von einer nicht ganz guten Ernte erzählen würdet», fuhr ich auf, «Ihr erzählt ein unfassbares Grauen und seid ganz ruhig dabei.»

Der Ukrainer lächelte. «Weisst du, was das heissen, Sterben gewohnt sein? Da alles nicht so gross, wie zuerst aussieht – »

Wir schwiegen. Was hätten wir auch sagen sollen?

*

Am nächsten Morgen ging es weiter. Durch grosse Föhrenwälder, über fruchtbares Hügelgelände, durch grosse Sümpfe, immer tiefer in das weite Land hinein. Gesprengte Brücken zwangen uns zu Umwegen, aber immer wieder Kurs auf die Rollbahn Nord. Endlich, am 11. Juli, erreichten wir von rechts kommend die ersehnte breite Strasse. In Kuschelgelände und Hügelgruppen rasten die ersten Kompanien, vor uns lagen die Sturmgeschütze.

Gegen neun Uhr tauchte auf der Strasse ein deutscher Feldwebel auf, ohne Mütze, ohne Koppel, die Nullachtpistole schussbereit in der Hand. Während er sich das Blut aus dem Gesicht wischte, stammelte er seine Meldung. Im Dorf Sokoloff, drei Kilometer nördlich der Rollbahn, lag seit drei Tagen ein Kradschützenbataillon der Wehrmacht eingeschlossen. Er war, als letzter Versuch, losgegangen, um Hilfe zu holen, hatte sich die ganze Nacht durch die sowjetischen Linien geschlichen und war am Schluss doch gesichtet und beschossen worden, war aber dann, wie durch ein Wunder, zu uns durchgekommen.

Wenige Minuten später rollte ein Sturmgeschütz mit aufgefressener Infanterie ab gegen Sokoloff. Der Feldwebel hockte am ersten Geschütz.

Wir rollten ein Stück die Rollbahn hinunter, eine Pak spuckte uns an. Ehe das erste Geschütz zum Feuern kam, brannte es. Das zweite rollte vor und hatte Glück, es punktete die Feindpak aus. Nun rollten wir die paar Meter an das Dorf heran, erhielten sofort Feindfeuer. Wir Infanteristen sprangen ab und nahmen im Strassengraben Stellung. Ich hockte tief an den Boden gepresst und startete in die Richtung, aus der die Schüsse kommen mussten. Unsere Sturmgeschütze bellten planlos ins Gelände. Da sah ich, wie in der Dachlucke des gegenüberliegenden Hauses sich ein Kopf bewegte. Mit aufgerissenen Augen erblickte ich einen Sowjetrussen, der sein Maschinengewehr in Stellung brachte gegen Kameraden, die vielleicht dreissig Meter hinter mir in einer Bodenwelle lagen. Ich zog mein Gewehr hoch und nahm Druckpunkt. Das Haus lag keine zehn Meter von mir entfernt.

Als er sein MG hochriss, zog ich durch. Der Mann zuckte zusammen, und ich konnte deutlich sehen, wie das Blut ihm über die Stirne lief.

Regungslos blieb ich liegen und rührte mich nicht. Neben mir sprangen die Kameraden auf und stürzten auf die gegenüberliegende Strassenseite hinein in das Haus. Einer stiess mich an: «Hat's dich erwischt?»

Ich stand taumelnd auf und wischte mir den Schweiss von der Stirne. Die Knie zitterten mir. Es war der erste Mensch, den ich in meinem Leben getötet hatte, ganz kalt und vorsätzlich getötet.

Die nächsten Minuten erlebte ich wie im Traum. Ich sah mich mit den anderen durch die Dorfstrasse rennen, rechts von uns fuhr ein Sturmgeschütz, feuernd und mit dem MG schiessend. Plötzlich schaute ich in schweiss- und dreckverkrustete Gesichter, die freudig aufleuchteten. Dutzende Hände streckten sich mir entgegen, ein schlanker, eleganter Offizier, dessen adrette Sauberkeit seltsam von der ganzen Umgebung abstach, riss mich kopfüber zu sich in die Deckung.

«Ich habe einen umgelegt», stammelte ich, dann reisse ich mich zusammen. Der Oberstleutnant, ein Mann von weit über Fünfzig, mustert mich einen Moment scharf, dann lächelt er. «Schiess schneller, mein Sohn, dann hast du mehr vom Leben!»

Ich hockte mich neben ihn. Er zog sein Gewehr hoch und feuerte gegen eine freie Blösse, auf der braune Gestalten hin und her rannten. Ich folgte seinem Beispiel. «Das habt Ihr fein gemacht», hörte ich den Oberstleutnant sagen, «wir waren schon zum Abkratzen. Wirklich, ich werde das Eurer Division nie vergessen.»

Unterdessen hatte unser Zugführer von den Sturmgeschützen die Sachlage übersehen und um Verstärkung gefunkt. Tatsächlich rollte wenig später die ganze Sturmgeschützkompanie in Sokoloff ein. Die Sowjets wichen dem Druck, der Ring wurde grösser.

«Haben Sie schon gegessen?» fragte mich plötzlich der Oberstleutnant. Gegessen? Ich verneinte. «Dann lade ich Sie als meinen Gast zu Tisch!» Ich starrte ihn sprachlos an. Dann versuchte ich meinen erdbeschmutzten Rock gerade zu ziehen. Ein Soldat verteilte an den Oberstleutnant, seinen Adjutanten und einen dicken Major blendend weisse Papierservietten und richtige, weisse Suppenteller mit Rindsuppe, Fleisch und Einlagen. Ich kam mir wie im Märchen vor. Der Oberstleutnant empfing unterdessen von seinen Kompanien dauernd Meldungen und gab Befehle.

Nach dem Essen stand ich auf, um mich abzumelden. Unsere Männer lagen hundert Meter weiter an einer Bodenwelle. Als ich wendete, schaute ich nach rückwärts, von wo wir am Morgen kamen, und sah am Rande des Kornfeldes neben der kleinen, sandigen Strasse ein paar Dutzend Stahlhelme, braungelbe Stahlhelme. «Der Iwan im Rücken!» sagte ich hastig.

Der Oberstleutnant lächelte ungläubig. «Das wird wohl eure Verstärkung sein.»

Ich blickte schärfer hin. «Unsere Tarnkappen glänzen nicht in der Sonne!»

Der Oberstleutnant stutzte, sprang auf. «Der Pionierzug, die Fahrer, die Melder, die Schreiber und Köche – los, der Iwan ist hinter uns!»

Alle sprangen aus den Löchern des Bataillonsgefechtsstandes und wurden zusammengefasst, und in dem Moment griff der Sowjetrusse auch schon in Kompaniestärke von rückwärts an. Ich sprang mit auf und schoss blind gegen das Kornfeld. Eine MG-Garbe zwang uns zu Boden. Wie ich da nun lag und Magazin um Magazin gegen das Kornfeld schoss, fühlte ich einen Schatten über mir und zuckte zusammen. Drei Schritte neben mir stand der schlanke Oberstleutnant, aufrecht ohne Deckung, eine kleine Pistole im Koppel, weisse Lederhandschuhe.

«Mehr rechts halten, Jungens, viel mehr rechts. Und ruhiger zielen. Dort das MG muss weg, ein paar tiefere Feuerstöße, Franz», wies er den MG-Schützen an. Zögernd stand auch ich auf. Hier hatten wir bessere Ziel-sicht. Im Nu waren die Männer auf, und dann rollte der Gegenstoss. Die Rotarmisten erhoben sich ebenfalls und rannten nach hinten, gerade unserer Verstärkung in die sicher sitzenden Garben.

Unterdessen war das ganze Bataillon herangekommen und hatte den Kampf aufgenommen. Ein deutscher Artillerieflieger begann über dem Gelände zu kreisen. Endlich, Artillerieunterstützung! Da lagen aber schon hageldicht die Einschläge der Roten Armee mitten unter uns. Besonders die Gefechtsstände wurden tüchtig zugedeckt. Wieder kreiste der Flieger tief über uns. Gleich darauf heulten die feindlichen Lagen mit unheimlicher Präzision an. Die Männer wurden unruhig. Schwere sowjetische Artillerie haute dazwischen. 28 Zentimeter. Die Erde dröhnte und rollte.

«Das ist doch zu dumm», schrie Kaul neben mir, «der Hund ist doch ein Russe.»

Dabei wies er auf den deutschen Flieger. Tatsächlich, wie wenn er es bestätigen wollte, sassen haarscharf die Feindeinschläge. Die Verwundeten konnten gar nicht mehr zurückgebracht werden. Die Gefechtsstände wurden verlegt. Die Häuser des Dorfes wurden nochmals abgekämmt. Der Funk zwischen dem Bataillon und der Division flog hin und her. Endlich kam «Feuerfrei» auf den deutschen Flieger. Als er anflog, krachte es von allen Seiten auf ihn. Er kreiste hoch. Noch einmal schlug die Feindartillerie zwischen uns. Aber dann trudelte er ab. Irgendwo musste dem Iwan ein Storch in die Hände gefallen sein, den er nun mit unserem Hoheitszeichen rücksichtslos einsetzte. Gegen Abend war der Feind geschlagen und gegen die Rokitnosümpfe abgedrängt.

Dafür stand an der Rollbahn in fast zehn Kilometer Tiefe die ganze Division in heftigem Abwehrkampf. Nach drei Tagen ging das Gerücht durch die Reihen, dass Budjonny unsere ganze rechte Flanke aufrollen wolle.

Trotz schwerster Verluste aber hielt die Division, schlug den zahlenmässig weit überlegenen Feind, der ganz frische Verbände herangeführt hatte, immer wieder blutig zurück und gewann immer stärker an Raum.

Wir hatten im Dorf Motyshin endlich einen Ruhetag. Hier traf ich zum erstenmal auf ukrainische Industriearbeiter, die in einer nahegelegenen Porzellanfabrik arbeiteten. Einer, ein Pole, sprach gut deutsch. Ich war brennend interessiert, endlich mit dem Bevölkerungsteil zu sprechen, der doch die Elite des Paradieses der Arbeiter ausmachen musste.

«Wie wir leben, wirst du gleich verstehen», antwortete der Pole, «wir verdienen ungefähr 400 Rubel im Monat. Ein Paar Schuhe kostet 500 bis 600 Rubel, ein Anzug mindestens 600 Rubel. Das Brot kostet pro Laib 9 Rubel, das Fleisch 15 Rubel.»

«Davon kann aber niemand leben!» warf ich erstaunt ein.

Der Pole zuckte die Achsel. «Danach fragt doch keiner! Der Direktor verdient allerdings 3'000 Rubel, da geht es schon besser, selbst die Ingenieure haben mindestens 1'500 Rubel.»

Ich staunte noch mehr. «Dazu kommt», fuhr er fort, «dass unsere Magazine andere Preise und Waren haben, als die der Ingenieure, Direktoren und Parteileute. Du kannst als Arbeiter nicht dort kaufen, wo du willst, sondern nur in dieser Cooperative, in dem Magazin, das dir genau vorgeschrieben ist. Und du darfst auch nicht das kaufen, was du willst, sondern das, was dir zugeteilt wird.»

«Die NKWD, die Offiziere der Roten Armee, die Parteiführer haben wieder andere Cooperativen, andere Magazine. Was sie dort kriegen, wissen wir nicht einmal. Aber ausschauen tun sie und angezogen sind sie recht gut, ganz anders, als wir», sagte eine alte Volksdeutsche, die sich herangedrängt hatte, «und wenn du dir einmal im Jahr ein Kleid kaufen darfst, das oft mehr als 400 Rubel kostet, und du willst vielleicht ein grünes und die Grösse 2, da reicht dir der Verkäufer ein rotes, Grösse 4 von der Stange, weil sonst kein anderes mehr da ist, und du bist noch heilfroh, überhaupt etwas zu haben, wofür du das ganze Jahr gespart hast.»

«Ja, aber», wandte ich ein, «ihr habt doch eine sogenannte proletarische Demokratie – warum wehrt ihr euch nicht bei den Wahlen?»

Einen Augenblick war alles still. Aber dann brach die Menschenmenge, die sich um uns geschart hatte, in schallendes Gelächter aus. Dem Polen liefen Tränen aus den Augen, so sehr hatte ihn mein Einwurf erheitert.

«Die Wahllisten tragen immer als Spitzenkandidaten Josef Stalin und Molotow; Shdanow, Beria und die andern ZK-Mitglieder folgen. Erst dann kommen die örtlichen Kandidaten der einzig zugelassenen Liste des Blocks der «Kommunisten und Parteilosen», laut der Wahlordnung vom 5. September 1936, die Stalin selbst verfasst hat. Es ist ja keine zweite Liste

vorhanden, der du deine Stimme geben könntest. Und nicht zu wählen ist mehr wie gefährvoll – das wird dir als Vaterlandsverrat ausgelegt. Also, wenn dir dein Leben und deine Freiheit lieb ist, wählst du mit der vorgeschriebenen, einzig vorhandenen Stimmzettelgattung. Das ist das Theater der proletarischen Demokratie!»

«Und», setzte die Volksdeutsche hinzu, «wieder amtieren in allen 16 Sowjetrepubliken die ‚frei‘ gewählten Deputierten, versammeln sich im Bundessowjet, dem russischen Nationalrat 631, und im Nationalitäten-sowjet, dem russischen Ständerat, 650 bezahlte Jasager. Die 53 Minister, die 33 Regierungsmitglieder sind bestenfalls beamtete Bürokraten. Entscheidungen trifft nur allein das Politbüro, das ZK. Diese 14 Männer tragen das Schicksal der zweihundert Millionen. Auf ihren Posten aber stellen sie weder diese Millionen Sowjetbürger, noch die sechs Millionen kommunistischer Parteimitglieder, sondern ausschliesslich der Befehl Josef Stalins. Er ist der schrankenloseste Diktator, den die Geschichte kennt. Gegen ihn waren der Zar und Napoleon Waisenknaben! Was diese Cäsaren vielleicht anstrebten, hat er vollendet: die diktatorische Herrschaft über das Tun und Nichttun, über das Schlafen und Wachsein, über das Kinderkriegen, über die Kinder und Familien selbst, über das Denken, das Sprechen, ja selbst über das Schweigen – über das Leben und Sterben. Über all das ist er allein der Herr, der niemandem Rechenschaft schuldig ist. Nicht einmal seinem Gewissen, weil er keines hat! Aber in der Welt heisst das: proletarische Demokratie. Und wie sehr dieser Schwindel, nach aussen hin, gelungen ist, das sehen wir an deiner Frage, deutscher Soldat. Nach innen aber ist es so weit, dass viele der Sowjetmenschen hungern und darben und meinen, es wäre alles richtig so, das wäre das Leben. Es ist so, dass sie auf die Knechtschaft und die Sklaverei schwören, weil sie etwas anderes noch nie sahen!»

Mitten aus dem Gespräch riss uns der Marschbefehl.

*

Am Abend hielten wir in einem grossen Dorf. Als die Bevölkerung bemerkte, dass ich mit ihr Kontakt suchte, war ich sofort von hunderten Männern und Frauen umringt.

Ein Junger, der einen intelligenten Eindruck machte, packte mich am Arm: «Jahrzehntelang haben wir Ukrainer gelitten und geblutet. Jetzt ist unsere Stunde da! Wir brauchen nichts von Euch Deutschen, wir sind zu allem bereit. Gebt uns Gewehre, gebt uns Munition!» Die letzten Sätze hatte er in seiner Erregung ukrainisch ausgesprochen. Alle Männer gerieten in einen Taumel.

«Puschka! Puschka!» schrien sie durcheinander.

«Ich bin nur ein kleiner Soldat», versetzte ich bewegt, «aber ich hoffe, dass Eure Wünsche in Erfüllung gehen!»

«Schau, Pan», fuhr der Junge fort, «mein Vater war ein alter Bolschewik und hat unter dem Zaren schon nach Sibirien gemusst, weil er an die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geglaubt hat. Später kämpfte er als Partisan, und wir waren so stolz auf ihn. Als er in der Betriebsversammlung gegen den sinnlosen Terror und gegen die Klassenwirtschaft in der Verpflegung und Versorgung redete, verschwand er und ward nie mehr gesehen. So ist es allen den Alten gegangen, sie waren auf einmal Trotz-kisten, Saboteure, Verräter. Sie, die mit ihrem Blut die Revolution und den Räten die Macht erkämpft hatten. Du findest kaum mehr ein paar Dutzend in der ganzen Ukraine. Die anderen? Verschwunden, ‚gesäubert‘ oder als ‚Verräter‘ entlarvt und erschossen. Sie haben uns die Freiheit gebracht, es kann jeder schnell sterben, der sich nicht versklaven lassen will, wie es nicht einmal unter dem Zaren gewesen ist. Sie haben uns auch die Gleichheit gebracht – mit einem Klassenunterschied, wie es im ärgsten Kapitalismus nicht ärger sein kann. Wer nicht Parteimensch ist, der hat keinen Sonderausweis, wer keinen Sonderausweis hat, der aber hat kaum zum Leben genug. Und die Brüderlichkeit, ja die haben sie uns auch beigebracht, die Brüderlichkeit der Kommissare und die Brüderlichkeit des Genickschusses!»

Bei dem Wort Kommissar brausten die Menschen um uns auf. «Der Kommissar», schrie ein alter, verkrüppelter Mann und zeigte auf seinen verkümmerten Rücken.

«Der Kommissar», rief eine junge Frau und zeigte ihr ausgeschlagenes Auge.

Auf einer primitiven Tragbahre trugen zwei jüngere Frauen eine ältere Ukrainerin heraus. Sie umfasste krampfhaft meine Hände mit ihren abgemagerten Fingern und flüsterte mir mit heisser Inbrunst immer wieder ein paar Sätze zu, die ich nicht verstand.

«Es ist die Frau unseres alten Popen gewesen», sagte der Junge leise, «beim Abzug der Roten Armee haben die Kommissare alle ‚unverlässlichen‘ Bauern zusammen getrieben.» Die Augen der Frau starrten mir unbeweglich ins Gesicht. «Und haben alle erschossen. Unser Pope war auch dabei und seine zwei Söhne, der jüngste war acht Jahre – nun hat sie das Grauen niedergeworfen und sie ist gelähmt. Sie bittet dich, ihr sollt uns rächen, ihr sollt jedes Kind hundertfach rächen – »

«Puschka! Puschka!» schrien die Männer und auch die Frauen. Die heisse Welle der Männer und Frauen schlug auf mich über. Ich drückte die vielen Hände und wandte mich wortlos um.

2. Kapitel

Vormarsch gegen Süden

Die ganze Nacht fuhren wir weiter. Wir merkten, dass es gegen Süden ging. An Kiew waren Fussverbände im Eilmarsch herangekommen. Wir durchfuhren das noch glosende Shitomir und kamen bis Justynbrad. Der Feind wehrte sich mit aller Kraft. Seine zusammengefasste Artillerie und Luftwaffe machte uns die nächsten Tage sauer. Mitten in einer heissen Situation lernte ich mich von einer Seite kennen, die mir bisher fremd war. Wieder hatten Feindbomben, die überraschenderweise diesmal sehr gut lagen, mitten zwischen uns geschlagen. Dicht neben mir spritzte Erde und sangen die Splitter ihr hartes Lied. Eine Stimme schrie: «Verbands-päckchen!» Ich griff automatisch in die Tasche – das letzte. Wir hatten den ganzen Tag Kameraden verbinden müssen. Ich hatte drei Stück am Morgen zu mir gesteckt. Meine Hand fuhr zurück. Was ist, wenn du es selbst brauchst? Dann raffte ich mich auf, spritzte hoch und hielt dem Kameraden mein letztes Päckchen hin. Ich konnte ihm dabei nicht in die Augen schauen, so schämte ich mich über mein Zaudern.

Wir nahmen in rascher Folge Popofgrad, Medowada und Zipananowka. Dort erreichte mich die Nachricht, dass mein Rekrutenkamerad Max Amon gefallen war. Der erste von unserer Stammeinheit.

Zipananowka, das auf kurze Zeit wieder verlorenging, zeigte uns, wie weit die Härte des Kampfes im Osten bereits gestiegen war. Als wir den Ort wieder nahmen, fanden wir unsere Soldatengräber zerstört und mit Menschenkot besudelt. Wir griffen weiter an und säuberten Nowo Archangelsk.

Auf den nahen Höhen sass der Feind in guteingegrabener Stellung und machte uns viel zu schaffen. Er wollte diese Höhen anscheinend als Basis einer grösseren Verteidigung unbedingt halten. Besonders eine leichte Batterie, wenige hundert Meter vor unserer Infanterie, hinter einer ganz kleinen Senke, wich und wankte nicht und sandte Salve um Salve gegen unsere vorgehende Infanterie, die empfindliche Verluste erlitt. Kurz entschlossen zog der Kommandeur von der uns zugeteilten sechsten Flakbatterie das Geschütz Anton nach vorne in die Linie der Infanterie, und

es entwickelte sich nun ein aufregendes Duell zwischen dem braven Anton und der russischen Batterie.

Im direkten Beschuss jagte Schuss um Schuss aus dem heissen Rohr. Als der sowjetische Batteriechef unseren Untersturmführer ausmachte, der aufrecht auf einer vollen Protze stand und mit dem Glas das Feuer leitete, sprang auch er auf eine kleine Mauer und spazierte ungeachtet des Eisenhagels auf und ab, das Feuer auf uns lenkend. Zu kurz lag unser Schuss. Der zweite zu weit. Verflucht, diese verdammte Senke war nicht leicht zu erreichen. Wir zitterten fieberhaft um das Schicksal des Geschützes. Die Feindeinschläge umkränzten die Bedienungsmannschaft mit einem Fontänenkreis aufspritzender Erde und Splitter. Der dritte Schuss aber sass schon ganz ordentlich, der vierte muss getroffen haben, die Batterie schwieg einen Moment, um nachher um so wütender das Feuer aufzunehmen. Da aber jagte der Anton seinen Treffer mitten in die Senke. Räder, Geschützteile und Menschen wirbelten durch die Luft. Noch ein Treffer und noch einer. Der Sowjetkommandeur hatte seinen Kampf für die Weltrevolution ausgekämpft. Die Infanterie sprang auf und ging weiter nach vorne. Am Abend waren unsere Kompanien fest auf den Höhen eingegraben.

Im Dorf aber stieg die Nacht über die Sonnenblumenfelder, und nur das Ticken der Morsetasten unserer Funker war noch lebendig. Rechts und links hatten wir jeden Anschluss wieder einmal verloren. Gerade als ich mich hinlegen wollte, rief der Ordonnanzoffizier: «Melder!»

Ich musste zur Siebzehnten, sie sollte fünfhundert Meter zurückgehen, damit der Iwan uns nicht zwischen die Kompanien kam. Das Motorrad surrte durch die Nacht. Wir fuhren ohne Licht. Von Zeit zu Zeit schüttelte uns ein Schlagloch von den Artillerieeinschlägen des vergangenen Tages. Dann blieb der Fahrer stehen. «Hier geradeaus muss die Siebzehnte liegen!» Zu dumm, dass der Melder der Siebzehnten heute Nachmittag verwundet worden war, ich kannte nur den Standort meiner Kompanie. Also trottete ich müde und zerschlagen über Ackerfurchen und tote Russen geradeaus, stürzte, rappelte mich wieder auf und versuchte, so gut es ging, Kurs geradeaus zu halten. Eine Zigarette, die ich anzünden wollte, schob ich doch vorsichtshalber in die Tasche. Es ist zwar alles totenstill, aber wenn der Teufel will, dann ist gleich was los!

Und der Teufel wollte. Mit einemmal merkte ich, dass ich mich verlaufen hatte. Es wurde mir kalt und heiss zugleich. Ich kurvte schon mindestens eine halbe Stunde durch die stockfinstere Nacht. Weit und breit war kein Laut zu vernehmen. Weiter links, vielleicht zwei Kilometer weiter, jagten ein paar Feuerstösse durch die Nacht. Aber hier war alles totenstill. Ich warf mich zu Boden und presste mein Ohr fest an die Erde. Irgend einmal bei Karl May hatte ich gelesen, dass der Boden besser Geräusche

trägt als die Luft. Aber der Boden trug leider gar nichts. Als ich aufstand, musste ich mir gestehen, dass ich jede Orientierung verloren hatte. Vor mir hörte ich plötzlich ein Geräusch. Ich horchte angestrengt in die Finsternis. Ohne Zweifel, eine Gruppe kam auf mich zu.

Ich ging hastig den Männern entgegen und wollte sie schon anrufen, als ich ganz deutlich hörte: «Njet, na pravo – » Wie versteinet blieb ich stehen. Dann warf ich mich lautlos in die nächste Ackerfurche. Ein sowjetischer Stosstrupp suchte die deutschen Stellungen. Die Männer waren unterdessen ganz nahe herangekommen. Ich hörte deutlich das feine Klirren der Waffen. Nun waren sie auf meiner Höhe. Rechts und links von mir, kaum ein paar Fussbreit von mir entfernt, trotteten ihre Stiefel vorbei. Mein Herz schlug so rasend, dass ich meinte, sie müssten es hören. Ich merkte erst, dass sie vorbei waren, als der Stosstruppführer wieder: «Na pravo – nach rechts!» befahl. Mühsam rappelte ich mich auf und schlich hinter dem Stosstrupp drein. Nach dem Geräusch konnten es höchstens zwanzig Männer sein. Einige Minuten vergingen ohne jedes Ereignis.

Plötzlich rief eine helle Jungenstimme dicht vor uns: «Halt, wer da?»

Ich schrie aus ganzer Kraft: «Vorsicht, der Iwan!» und feuerte mein Pistolenmagazin leer, um mich darnach sofort auf den Boden zu werfen, fast gleichzeitig mit meinem letzten Schuss ratterte der erste Feuerstoss. Fast der ganze Stosstrupp wurde aufgerieben, wenige nur konnten sich ins Dunkel der Nacht retten. Ich hatte aber die Siebzehnte gefunden.

*

Der nächste Morgen brachte uns neue Kämpfe und Erfolge. Gegen Mittag verdichtete sich der Feindwiderstand ganz erheblich. Wir hatten Olgopol durchstossen und erreichten Pullakowka. Ein riesiger Stalinpanzer war von seiner Besatzung aus Benzinmangel verlassen worden. Wir schlossen den Turm auf und blickten ins Innere. Die Munition war bis hochauf geschlichtet. Eine Wodkaflasche stand neben dem Zielgerät. Neben dem Teleskop des Geschützführers ein aufgeschlagenes, dickes Buch: «Das Kapital» von Karl Marx.

Ich blätterte langsam in dem grossen Werk. Jahrelang schon hat die Lehre vom Mehrwert und seiner Verwendung Unheil und Verderben über die Völker der Welt gebracht. Streik, Zuchthaus und Tod waren die Attribute dieser Pseudowissenschaft. Hunderttausende und Aberhunderttausende Menschen hat sie in den wenigen Jahrzehnten ihrer Existenz vernichtet, Millionen aus der Bahn geworfen und massloses Elend über die Welt gebracht. Hier in ihrer Hochburg aber peitschte sie seit Jahrzehnten Millionen vom Leben in den Tod und operierte auf dem grössten Experimentiertisch der Welt mit Massen und Einzelmenschen wie mit Schachfiguren.

Oft hatten wir uns gewundert, mit welcher unmenschlicher Verbissenheit diese Rotarmisten kämpfen, ja selbst jüngste Komsomolzen von fünfzehn Jahren sich schlagen, ihre Bunker und Tanks verteidigten. Bis ein zufällig in unsere Hände gefallener Kaukasier das Geheimnis lüftete: Wenn die Situation unhaltbar wurde, verliessen meistens die Kommissare unter einem nichtigen Vorwand den Bunker oder den Tank, verschlossen ihn von aussen und begaben sich dorthin, wo neuer Widerstand gebildet wurde. Diese einfältigen, primitiven Sibirischen oder Kalmüken hatten ihr ganzes Leben nur gelernt, dass die Europäer Faschisten und Kapitalisten seien, die ihre Gefangenen unter unvorstellbaren Qualen ermorden. So blieben sie mit der Widerstandskraft eines gehetzten und gestellten Tieres, bis eben unsere Waffen die Stärkeren blieben.

*

Gegen Abend meldete sich ein usbekischer Überläufer, ein alter Mann, bei den Gefechtsvorposten der Kompanie. Ich musste ihn zurückbringen. Weil mich der Mann interessierte, bat ich, beim Verhör dabeibleiben zu dürfen.

«Nicht zurück», sagte der Usbeke, «ich will gegen die Bolschewiken kämpfen.»

«Die usbekischen Regimenter schlagen sich aber fanatisch für Stalin!» hielt ihm der Dolmetscher entgegen.

Der Alte machte eine wegwerfende Bewegung. «Junge Leute, nichts wissen von der Welt, ich aber war Matrose und habe Amerika gesehen und auch deutsche Seeleute. Und ich habe die grosse Revolution erlebt, wo wir zuerst aufs Eis geführt wurden.»

Der Dolmetscher forderte den alten Asiaten auf, zu erzählen. Er holte tief Atem.

Endlos und gross dehnt sich die russische Erde herunter von Archangelsk aus den Tundren und Steppen bis weit herab zu den Kornkammern der Ukraine, zur Wolga und gegen Sibirien.

Endlos und gross wie das Leid des russischen Volkes.

Am Morgen ritten die mongolischen Regimenter der Roten Garde gegen die Schwadronen der Weissen Brigaden, am Abend und wieder am Morgen. Gleichmässig wie das Klappern der heimatlichen Gebetsmühlen verrann die Zeit. Schiessen, Reiten, Sterben. Und die versprochene Freiheit kam nicht, und nicht kam das eigene Land, mit dessen Versprechen man die Söhne des Fernen Ostens in den Sattel gebracht hatte.

Leise und vorsichtig flog ein Raunen hoch in den Reihen der gelben Kosaken, wenn sie gegen Koltshak Attacke ritten oder in Schützenlinien gegen die Soldaten General Wrangels.

Und wenn die heissersehnte Rast endlich einmal einen Augenblick Atemholen brachte, flackerte da und dort die Sehnsucht auf. Heimweh...

Irgendwo drüben im Osten weinten in den einsamen Dörfern die Frauen. Und nachts, wenn die usbekischen Wachtposten in die todstille, lauernde Nacht hinaushorchten, da war ihnen, als hörten sie das lockende Rufen der brachen Erde.

Bald war es im ganzen Truppenabschnitt der Roten zwischen Perm und Jekaterinenburg im September 1918 kein Geheimnis mehr: Die usbekischen Regimenter meuterten.

«Glauben Sie?» Genosse Jakoff, der leitende Tschekakommissär, wiegte unruhig den Kopf. «Man muss den Leuten eben wieder etwas versprechen – was sie wollen! Plünderung, weisse Frauen – »

Der politische Vertraute der Bolschewisten im Usbekenregiment verzog seinen breiten Mund:

«Wissen Sie, was Heimweh ist? Die Usbeken sind weder feig, noch wollen sie plündern – sie haben Heimweh!»

Der Kommissär schlug mit der Faust auf den Tisch.

«Sie sind unfähig, Genosse, wir haben Mittelchen, um die Front zu zwingen – »

Es klopfte an der dünnen Tür.

«Genosse Kommissär», meldete der Kaukasier, «eine Abteilung Usbeken ist da und verlangt unbedingt mit Ihnen zu reden.»

«Nun, lieber Genosse, politischer Vertrauter», lachte der Kommissär über das ganze Gesicht, «was sagen Sie jetzt? Herein mit den Leuten!»

«Herr Kommissär – »

«Herein, sage ich!»

«Es sind mindestens zweihundert!»

Der Kommissär stand auf.

«Väterchen Kommissär», sagte der alte Usbeke unterwürfig, «du bist der grosse Mann im ganzen Kreis – du hast uns versprochen – Land, Freiheit, Friede. Wir bitten dich, wir wissen, du wirst nichts dagegen haben, lass uns nach Hause reiten!»

Der Kommissär schmunzelte:

«Im Moment geht das nicht, Genosse. Aber bald haben wir die weissen Hunde geschlagen, dann bekommt ihr Land, Freiheit, Friede.»

«Wir wollen nicht reiten, ohne es dir zu sagen», setzte der Alte unbeirrt fort, «sieh, wir sind die Gewählten der Regimenter und wir kommen», sagte er langsam, «um uns zu verabschieden, grosser Kommissär!»

Der Kommissär griff zur geflochtenen Lederpeitsche, die immer am Gürtel hing. Aber rechtzeitig flog sein Blick über die funkelnagelneuen Gewehre der Usbeken.

«Ihr werdet doch nicht – zurück an die Front!» herrschte er die Usbeken an.

«Leb wohl, grosser Kommissär», der alte Usbeke verneigte sich, «du warst uns lange: Herr. Wir haben alles gehabt, Essen, Pferde, Waffen. Aber die Erde ruft. Und unsere Erde, grosser Kommissär, ist stärker.»

«Ihr brecht den Vertrag», sagte der Tschekist langsam. «Aber wir wollen scheiden ohne Groll. Denn ihr seid tapfer an unserer Seite geritten.»

Die Gesichter der Usbeken glänzten.

«Sieh, grosser Herr», sagte der Alte freudig, «so wollen wir es haben: Scheiden in Frieden!»

«Ihr habt Essen bekommen», fuhr der Kommissär fort, «das habt ihr redlich verdient. Ihr habt ausreichende Löhnung erhalten, ihr habt es verdient.»

Um den Mund des Usbeken zuckte es. Er wollte etwas sagen, aber die Höflichkeit gebot ihm zu schweigen.

«Ihr habt Pferde bekommen, sie seien Euer, wegen Eurer Tapferkeit. Aber – » der Kommissär setzte aus, «ihr habt Waffen bekommen, funkel-nagelneue Waffen. Wir brauchen die Waffen zum Kampf gegen die Weissen, wir brauchen die Waffen für den Sieg. Für den Schutz der Dörfer und der Städte. Auch eurer Dörfer, Genossen – die Waffen müsst ihr abliefern!»

«Die Waffen», sagte der Alte unsicher, «die Waffen – ja Kommissär, die Waffen, die gehören dir. Wir wollen wieder unsere alten Büchsen aus dem Lager nehmen – die Waffen gehören ihm», sagte er bestimmt gegen das Murren, das hinter seinem Rücken aufstieg. «Wir wollen sie noch in der Nacht bringen.»

«Unnötige Plage.» Der Kommissär rief über den Hof zum Wachzimmer der Tschekisten: «Zwei Züge satteln, mein Pferd! Ihr lasst eure Waffen hier, und wir begleiten euch zu eurem Schutz und um uns die anderen Waffen zu holen!»

Grell bliesen die Trompeten. Die Karabiner kollerten im Kreis, Säbel polterten hinterdrein und schwere Revolver.

Dann drehten die Usbeken die Pferde. Vorne ritten in zwei langen Reihen die Roten Soldaten vom ersten Zug der Tscheka von Perm. Und hinter den Usbeken schlossen sich eng die vom zweiten.

Fast unmerklich bewegte der Kommissär seine verkniffenen Lippen. Der Tschekist salutierte und sprengte nach vorne.

Felder flogen auf, rechts und links der breiten Strasse. Hinten wuchs ein schütterer Buschwald aus der Steppe.

Der Kommissär zündete sich eine Zigarette an.

«Hier!» sagte er überlaut und ritt abseits der Kolonne. Mit einem Schlag hielt der erste Zug. Im Nu waren die Usbeken umringt und aus dem Sattel gerissen.

«Die Pferde weg!»

Der Kommissar straffte sich im Sattel.

«Rasch – wir haben keine Zeit!»

Die Usbeken drängten sich wie eine Herde Vieh zusammen.

«Herr Kommissär», sagte der Alte und heftete seine dunklen, geschlitzten Augen fassunglos auf ihn.

Da klapperten die Gewehrschlösser. Schweigend sahen die Usbeken in die dunklen Mündungslöcher. Nur ganz rückwärts sprang ein schweres, monotones Lied aus den todgeweihten Reihen. Aber auch das verstummte, als die ersten Salven über die weite Ackererde heulten.

«Überschütten! Macht keine Geschichten! Etwas Erde und dann aufsilzen!»

«Du reitest, und du und du!» bestimmte der Kommissär seine politischen Vertrauten. «Die usbekischen Truppen werden aufgeteilt auf die kaukasischen und ukrainischen Regimenter. Sagt ihnen, ihre Delegierten seien von den Weissen überfallen und aufgerieben worden. Aufsitzen!» donnerte er über den Platz. «Lang leben die Sowjets!»

Eine dunkle Wolke stob dahin. Vorbei am Dorfrand rechts und links der Strasse, die einen rechts, die anderen links und die dritten wieder miten durch. Dorthin, wo drüben im grossen Lager die usbekischen Regimenter auf ihre Delegierten warteten.

«Und einer der Alten war mein Vater», schloss der Usbeke seinen Bericht. «Zwei meiner Brüder waren unter den Erschossenen. Wir haben das alles erst viel, viel später erfahren, als es längst schon zu spät war. Aber wir haben das nicht vergessen.

Wir haben auf die Stunde gewartet, auf die Stunde unserer Rache. Lasst mich wieder hinüber zu den Regimentern, gebt mir Handzettel mit, auf denen eure Parolen stehen, wir werden mehr als zwei Drittel aller asiatischen Regimenter gewinnen, glaubt es, Herr!»

Der Dolmetscher sah ihn verlegen an. «Das ist nicht meine Sache, ich werde alles aufschreiben und melden.»

Der alte Usbeke wurde ins nächste Gefangenenlager geführt.

*

Am nächsten Abend traf ich wieder Kaul. Es ist ruhiger an der Front. Ich erzählte ihm von meinen Erlebnissen in den ukrainischen Dörfern und von dem alten Usbeken.

«Wenn wir nur die uns von Gott geschenkte Chance nützen», sagte Kaul schwer, «man möchte am liebsten darum beten.»

Ich blickte ihn vollkommen verwirrt an. «Hältst du es für möglich, dass wir an diesem Aufbruch der ukrainischen, ja russischen Volksseele vorbeigehen, als wenn nichts gewesen wäre?»

Kaul lächelte trübe. «Du vergisst, dass wir in der eigenen Falle sitzen – das sind doch alles Untermenschen – Herrgott», fluchte er dazwischen, «wenn ich dieses verdammte Wort schon höre – wie stellst du dir denn das vor, Untermenschen in deutschen Uniformen? Abgesehen davon, einräumen von Rechten und Begriffen, die wir bisher ablehnten?»

«Kaul», stammelte ich, «du siehst zu schwarz, du bist verbittert durch das blöde KZ und vielleicht allzu persönliche Erlebnisse – hier geht es nicht um Dogmen, mögen sie gut oder schlecht sein, darüber habe ich noch nicht nachgedacht, hier geht es nicht um papierene Begriffe, hier geht es um wirkliches, wahrhaftiges Leben, hier geht es um alles: um unsere eigene Zukunft, um das kommende Gesicht der Erde. Und nicht zuletzt um diese Völker, die durch eine Hölle von Verzweiflung und Qual uns gläubig entgegenkommen und von uns die Freiheit und Gleichberechtigung erwarten – »

Kaul schloss kurz das Gespräch ab. «Wir werden ja sehen, was stärker ist – das Dogma oder das Leben – »

Verdrossen ging ich weg. Der Kerl kann einem das ganze Dasein verrecken. Dabei überfiel mich wieder rasende Angst. Konnte das überhaupt möglich sein?

Müde und zerschlagen ging ich schlafen.

*

Der Morgen brachte neue Kämpfe und Angriffe. Wir kamen den ganzen Tag aber rasch vorwärts. Ich war ganz erstaunt, als das helle Licht schon ins Wandern gekommen war. Nur drüben auf der breiten Kuppe, dort wo die Sowjets ihre verfluchte Ratschbumbatterie aufgestellt hatten, flimmerte es noch in der Luft. Hier im Dorf, das der Feind vor wenigen Stunden unserem Spitzenzug in kopfloser Flucht kampfflos überliess, zog die Dämmerung ihre ersten Spinnfäden.

Das schmale Lehmhaus hinter der Hauptstrasse, Richtung Feind, stand günstig für uns. Als wir anklopften, öffnete sich ein enger Spalt. «Da! da!» sagte das schlanke, dunkelblonde ukrainische Mädchen, «es ist Platz.» Dann zogen wir ein. Eine grosse Stube, die zugleich Küche und Schlafraum war, wie immer. Wir schleppten Stroh vom nahen Schober. Die zwei kleinen Kinder liefen uns nach auf Schritt und Tritt. Das Mädchen, vielleicht sechzehn Jahre, auf der Schwelle zwischen Kind und Weib, lächelte,

als wir unsere Decken ausbreiteten und uns, wie wir gingen und standen, hinwarfen.

«Der Vater?» fragte ich.

«Erschossen – »

«Warum?»

«Wer kann das wissen?»

«Die Mutter?»

«Gestorben vor einem Jahr.»

«Und von was lebt ihr eigentlich? Die zwei Kleinen und du?» Sie zuckte die Achseln. Dann zeigte sie lachend ihre blitzenden Zähne. «Sjemitschki!» Und begann vom grossen Haufen Sonnenblumenkerne, den sie am Herd geröstet hatte, eine Handvoll zu nehmen.

Wir waren den ganzen Tag dem Feind auf den Fersen gewesen. Darum wachte ich erst mitten in der Nacht auf. Hatte keiner von uns Wache? Oder hatte man uns vergessen? Auf der Dorfstrasse klangen die Schritte der Doppelposten. Es war ganz still. Nur weit in der Ferne schrie ein verwundetes Rind durch die Finsternis. Selten fiel ein einzelner Schuss. Die Ölfunzel auf dem Tisch flackerte unruhig hin und her. Da sah ich, dass das Mädchen im schmalen Bett die Decke verrutscht hatte und ihr knabenhafter Mädchenkörper durch das Zwielflicht schimmerte. Langsam stand ich auf und zog ihr die Decke über. Da erwachte sie und erschrak. «Nit-schewo», sagte ich leise, um die anderen nicht zu wecken, «wie heisst du eigentlich?» Sie hiess Tekle. Ein seltener Name in der Ukraine. So hiessen die Mädchen droben in Lettland und Litauen. Aber die war wohl selbst ein seltenes Mädchen, das nicht davongelaufen war, sondern tapfer die Bürde aufnahm, die Mutters Schultern nicht mehr tragen konnten. «Morgen», sagte ich lächelnd, «morgen, Tekle, musst du mir erzählen.»

Eine feine Röte zog sich von ihrem Nacken herauf über ihr Gesicht. «Ja, Deutscher», antwortete sie, und dann, ohne zu zögern: «Morgen.»

Aber so ist es bei uns Soldaten, immer anders als man denkt. Wir traten im Morgengrauen an und warfen den Feind nach harten, schweren Kämpfen von der Kuppe und trieben ihn vor uns her der grossen Stadt zu, deren Türme und Fabrikschlote in der nebelverhangenen Ferne schimmerten.

Der Alarm kam plötzlich. Kaum dass wir Zeit hatten, unsere Brocken zu packen. Essen konnten wir nicht. «Tekle!» sagte ich, aber dann schrie der Zugführer, und ich sprang hinaus. Sie stand einen Augenblick wie gelähmt, aber dann lief sie ins Haus. Vor dem Ortsausgang erreichte sie uns noch. Sie schob mir etwas in die Rocktasche. Dann konnte ich ihr gerade noch die Hand drücken, da ratterten die schweren Maximmaschinen-gewehre der Sowjets uns entgegen.

Es war eine tolle Schweinerei. Die Luft war stark eisenhaltig und die Köpfe waren uns mit einmal viel zu gross. Die rechte Rocktasche bauschte sich. Ärgerlich drehte ich mich, am Boden im Anschlag liegend, ein wenig auf die Seite. Gleich schlug es dumpf neben mir in die fette Ackererde. Da hatte ich aber schon die Hand aus der Tasche: Sjemitschki! Langsam schob ich den ersten Sonnenblumenkern in den Mund. «Was isst du denn?» fragte mich mein rechter Nebenmann. Vorsichtig schob ich ihm eine Handvoll Kerne hin. Er schaute verwundert, dann knackte er grinsend den ersten Kern zwischen den Zähnen. Aber auch sein Nachbar fragte und erhielt etwas ab. Bald war meine Tasche leer. Der Feuerzauber stieg unterdessen ganz nett. Die Splitter sangen knapp und unmelodisch über unseren Köpfen ihr ewiges Lied vom Sterben.

Gegen Abend aber zogen wir ein ins umkämpfte Dorf und fielen alsbald in einen todähnlichen Schlaf.

Am Morgen überfielen uns wie Hammerschläge die Nachrichten der Kompanien. Die Pionierkompanie war vom Wald her flankierend angegriffen worden. Nur durch das tatkräftige Eingreifen eines Geschützes des dritten Zuges der zweiten Flakbatterie konnte der Feind niedergehalten werden und zerschellte der Massenangriff. Vorn bei der sechzehnten, bei der achtzehnten und nicht zuletzt bei der siebzehnten Kompanie drückte der Feind mit unerhörten Massen.

Dann kam der Hilfeschrei durch den Äther: «Munition geht aus, sendet alle Munition so schnell wie möglich, sonst können wir nicht halten!»

Den ganzen Morgen hatte es obendrein noch stark geregnet. Der Boden war grundlos und glitschig geworden, jene heimtückische Glitschigkeit, die wir so hassten, weil die Fahrzeuge einfach wegglitten. Wir luden fieberhaft die grosse Zugmaschine der schweren Abteilung: sie allein kam überall durch. Kasten um Kasten ging nach oben. Und dann der Befehl an mich: «Sie kennen den Weg, nehmen Sie zwei Mann und kommen Sie durch. Die Munition muss nach vorn!»

Unser Riesenkasten brauste ab. Rechts und links knatterte es ganz anständig. Wir hatten aber kaum Zeit, den Kopf zu drehen. Keine Munition! Die Kompanie hat keine Munition!

Wir erreichten die Höhe, um die gestern noch hart gekämpft wurde, bogen ab zur kleinen, halb verfallenen Brücke. In der breiten Mulde, die uns gegen Feindsicht deckte, liess ich den Wagen hochklettern. Der Fahrer schaute bedenklich auf das sumpfige Gelände, aber es klappte, wir kamen hoch, waren an dem neuen, frisch erkämpften Strassenrand. Dort an der schmalen Buschreihe stellte ich vorerst den Wagen ab.

Ein Mann hetzte quer übers Feld.

«Die Sechzehnte?» Ja, die war hier; wo die jetzt ist, weiss ich nicht. Ist ja der Teufel los mit den Verbindungen, ist alles im Vorgehen.»

Oben am Kamm pfiiff es knapp über unsere grosse Zugmaschine, die kilometerweit einzusehen ist, hinweg. Wenn uns nur keine Pak aufs Korn nimmt, dachte ich besorgt. Da sprach meinen Gedanken auch schon der Fahrer aus. «Die Munition», sagte er, «wenn die verloren wäre!» An sich dachte keiner mehr. Vorn wurden wir gebraucht!

Aus dem Kleeacker wurden wir angerufen. Zwei Verwundete. «Nehmt uns doch mit!» rief einer her, «lasst uns doch nicht hier hegen!»

Munition nach vorn!

«Es geht nicht!» schrie ich und schaute weg, um nicht den beiden in die Augen sehen zu müssen. «Wir kommen wieder, Kameraden!»

In der Ferne, weiter rechts, einige Gestalten im Kornfeld. Freund oder Feind? Es war der Anschluss, den ich suchte, zwar nicht die Sechzehnte, aber die Achtzehnte. Ich meldete mich beim Obersturmführer. «Zur rechten Zeit!» rief er mir zu. «Laden Sie ab, ich muss nur noch auf den Hügel rauf mit meinen Männern, dann lasse ich holen.»

Zwanzig, dreissig Gefangene kamen durchs hohe Kornfeld. Schon standen sie am Wagen, ho-ruck, zuck, ist Kasten an Kasten aufgereiht und sorgfältig mit Kornstroh überdeckt. Die Gefangenen hockten sich stur an den Strassengraben. Oben am Himmel knatterten zwei Sowjetflieger. Waren selten geworden in den letzten Tagen, sehr sehr selten. Jetzt aber kippten sie ab und flogen haarscharf über uns weg; ihre Maschinengewehre spieen Tod und Verderben, aber sie trafen nicht.

Das ganze weite Feld lag voll von toten Sowjetsoldaten. Ich ging durchs Feld, dort muss die Sechzehnte liegen. Ein Rottenführer kam mir nach. Wir gingen nebeneinander her. Er wusste auch nicht, wo die Sechzehnte liegt. Plötzlich stutzte ich: der eine Tote hatte sich bewegt.

«Nur langsam!» sagte der Rottenführer und zog seine Pistole. Da richtete sich der «Tote» blitzschnell auf und wollte die Handgranate, die er wurf bereit in der Hand hatte, werfen, aber unsere Pistolen waren schneller.

Misstrauisch musterten wir nun die anderen Gefallenen, die in Haufen und Reihen lagen. Hier hatte Gevatter Hein überreiche Ernte gehalten.

Wie oft schon hatten wir in diesem Krieg die Opfer der Seelenverkäufer von Moskau sterben gesehen. Stur, die Augen fast glanzlos in die Ferne gerichtet, wie fasziniert vom Rattern der Maschinengewehre, ranneten sie in den Stahlhagel unserer Waffen. Oft konnte selbst der letzte Augenblick nicht einen Herzschlag lang Erkennen, oder Schreck auf die ausdruckslosen Gesichter zaubern. Immer wieder kamen sie an, seelenlos,

wie Puppen eines grausigen Marionettentheaters, mit denselben abgehackten, kurzen Bewegungen: alles an ihnen ist ohne Seele, rein mechanisch. Das ist vielleicht das schlimmste: wir erlebten im Osten das Grauensvollste: das mechanische Sterben.

Da war die Sechzehnte. «An der Strasse Munition!»

Ein Mann rannte her zu mir. «Wo?» Als ich den Weg wies, sauste er ab, um seiner Kompanie die Meldung zu bringen. Ein anderer kam entgegen. Er gehe zur Siebzehnten. Auch er bekam die Lage der Munition.

Dann ging es heim, wieder die Mulde hinunter, an deren Rand feindliche Artillerieeinschläge lagen, die Strasse rauf.

Am Gefechtsstand herrschte grosser Betrieb. Schon brachten die Funker die Meldungen an den Kommandeur: «Die Kompanien überall im raschen Vorgehen!» Der Kommandeur riss dem Funker das Blatt aus der Hand. Zum erstenmal seit Tagen sahen wir ihn lachen.

*

Am Abend sagte ein österreichischer Unteroffizier zu mir: «Hast du schon gehört? Der Hauptmann ist gefallen!»

«Welcher Hauptmann?» fragte ich verwundert.

«Leopold – soeben kam es durchs Radio.»

Die Nachricht verliess mich nicht. Der ewige Gegenspieler Dollfuss' und Schuschnigg's war bei Hitler in dem Augenblick gefallen, als es in Österreich so weit war. Seine Widersacher aber stiegen empor.

Er aber ging still dorthin, wo der Erbfeind stand. Und fiel.

Und wurde mit dem belohnt, was seinen Widersachern verwehrt wurde, dem Tod eines ehrlichen und tapferen Soldaten, der er sein ganzes Leben gewesen war. Mit ihm aber war der revolutionäre, österreichische Nationalsozialismus, mit all seinen himmelstürmenden Illusionen gefallen.

*

Gegen Abend hatten sich die Kompanien wieder eingegraben. Der Kessel um Uman war geschlossen. Der Himmel lohte in rascher Folge der schweren Einschläge. Unsere Kompanie hatte am Steilrand des kleinen Flusses bestes Schussfeld. Aber hier rührte sich nichts. Die Gefangenen des Tages, an die sechzig Mann, und ein Sowjetleutnant hockten stumpf und zu Tode ermattet in der kleinen Senke, gleich hinter der Hauptkampflinie.

«Sie nehmen einen Mann und bringen die Gefangenen zurück», befahl der Kompaniechef. Müde stand ich auf, winkte dem Rudi und rief die Gefangenen an: «Dawai» – Zerschlagen erhoben sie sich. Den Leutnant liess ich neben mir trotten. Rudi ging am Ende, die schussbereite Maschinenpistole im Arm.

Wir marschierten in den sinkenden Tag. Vorüber an zahlreichen Toten und Schwerverwundeten. Da und dort arbeiteten die Sanitäter. Dann hörten auch sie auf, und die rasch hereinbrechende Dunkelheit umfing uns alle. «Wenn die Gefangenen wollen», schoss es mir durch den Kopf, «dann haben wir eine rasche Himmelfahrt. Wir zwei sind früher vor dem Petrus, als wir denken können, sechzig und wir zwei –»

Der Sowjetleutnant stolperte neben mir.

«Papirossi?» fragte ich. Seine schmutzverkrusteten Augen leuchteten auf. Ich reichte ihm eine runde Juno. Im Licht des Streichholzes betrachtete ich nachdenklich sein gleichgültiges Gesicht. Was mochte wohl hinter der niederen Stirne vor sich gehen? Ich verfluchte meine Unkenntnis der Sprache –

Rückwärts hörte ich Rudolf schimpfen. Immer wieder trat einer aus. Wir marschierten schon eine gute Stunde durch die menschenleere Nacht. «Wenn wir nur einer Munitionskolonnen begegnen würden», dachte ich unruhig, «verflucht, so weit habe ich mir den Weg zum Bataillonsgefechtsstand nicht vorgestellt.»

Links von uns blitzten ein paar Schüsse auf. Erschreckt blieben wir alle stehen. Die Gefangenen drängten sich um mich wie eine Herde aufgeschreckter Tiere.

«Idioten!» brüllte ich aus ganzer Kraft, «Gefangenentransport!»

Das Feuer wurde stärker. Ein langsames Maschinengewehr bellte dazwischen.

«Du», rief Rudi, der eilig herankam, «der Iwan –»

Irgendwo war der Sowjetrusse durchgestossen und versuchte ausgerechnet, auf die Strasse, auf der wir marschierten, zu kommen.

Die Garben lagen kaum fingerbreit über unseren Köpfen. Automatisch warf ich mich zu Boden und begann im Strassengraben zu robben. Dabei zog ich meine schwere Pistole aus der Tasche. «Jeden Moment springt mir der Erste auf den Rücken!» dachte ich. Aber nichts geschah.

Ich hörte das Keuchen des Leutnants dicht neben mir. Scheu blickte ich über die Achsel. Das Schreien der angreifenden Sowjets war nun keine zweihundert Meter vor uns. Als ich mich umblickte, sah ich die ganze Gefangenenspalade dicht aufgeschlossen hinter mir kriechen. Unbewegt und gleichgültig waren die Gesichter. Eine tiefe Ruhe und Dankbarkeit überkam mich. Vereinzelt hörte ich die aufmunternden, werbenden Rufe der angreifenden Sowjets. Aber meine Gefangenen antworteten nicht; dicht an die ukrainische Erde gepresst robbten sie hinter mir weiter. Die Strasse fiel ab in einen breiten Hohlweg.

Aufatmend sprang ich auf. Nun erklang von der Seite das brausende «Hurra» angreifender deutscher Kompanien, die den Vorstoss des Feindes vereitelten. Für uns wären sie zu spät gekommen.

Es war stockdunkel, als wir beim Gefechtsstand ankamen. «Sofort nach rückwärts zur Feldgendarmarie!» befahl mir ein Offizier.

Müde und zerschlagen trotteten wir weiter. Endlich war das Gefangenencamp erreicht. Ich erstattete Meldung. Ein dicker Feldweibel übernahm die ganze Gruppe. Er stiess den einen Gefangenen, der nicht rasch genug begriff, grob in die Reihe.

«Hör mal zu», sagte ich mit rauher Stimme, «diese Brüder hätten uns zwei leicht den Kragen umdrehen können – » und erzählte die kurze, aber für uns so entscheidende Geschichte. Er schaute mich gross an.

Dann leerte ich meine Taschen und verschenkte an die Gefangenen meinen ganzen Tabak. Rudi tat desgleichen. Mehr hatte ich nicht, mehr konnte ich als Obergefreiter auch nicht tun.

«Weisst du», sagte Rudi nachdenklich, als wir wieder frontwärts zogen, «ich wollte eigentlich mit der Maschinenpistole dazwischen halten, weil ich gedacht habe, es ist sowieso Feierabend und wollte mich nicht allein beim himmlischen Korporal melden, aber verdammt, deine Art war die bessere.»

Ich sagte nichts, der brave Kasseler, ein Neunzehnjähriger, der die Ostfront so kurz erst erlebt hatte, hätte mich ja auch nicht verstanden.

Aber auch ich hatte damals die eigentlichen Gedanken unserer Gefangenen nicht begreifen können. Drüben die eigenen Kameraden – die Freiheit – der Anschluss an die eigene Truppe – und hier zwei Feindsoldaten.

Warum waren die Gefangenen nicht durchgebrochen? Wir hätten sie weder hindern können, noch hätten wir es getan. In dieser aussichtslosen Lage wären wir froh gewesen, wenn wir mit dem Leben davongekommen wären.

Dennoch war die Erklärung gar nicht so schwer. Für die Sowjets ist der gefangene Rotarmist abgeschrieben. Er ist politisch gestorben, ehe er körperlich stirbt. Er ist mit dem Feind in Berührung gekommen. Er hat die gläserne Wand durchstossen, und es ist unsicher, wie er darauf reagiert. Er kann den gigantischen Schwindel in kürzester Zeit durchschaut haben – er ist auf alle Fälle zu einem unsicheren Element geworden.

Er wird tagelang verhört und immer wieder verhört. Was hat der Feind getan? Was hat er dich gefragt? Was hast du gesagt? Welchen Eindruck hast du vom Feind? Wehe, wenn er sich da nur mit einer einzigen Antwort verdächtig macht. Wehe, wenn er vielleicht in der ersten Angst der Gefangennahme nur ein unvorsichtiges Wort fallen gelassen hatte, dann ist sein Schicksal klar.

So sehr der Rotarmist durch die masslose Kommissarhetze den Feind fürchtet: Einmal in der Gefangenschaft und trotzdem am Leben geblieben, fürchtet er genau so stark, wie zuvor den Feind, die Rückkehr zur Sowjetarmee. Denn, schon allein dadurch, dass er am Leben geblieben war, dass er nicht verstümmelt oder geschunden zurückkehrt, ist er ein lebendiger Beweis der Verlogenheit der ganzen Bolschewikenpropaganda und muss – ein Verräter sein. Denn nur einem Verräter kann es – nach bolschewistischem Jargon – gelingen, so vom Feinde zurückzukommen.

*

Am Morgen, im ersten Grauen des Tages, überschüttete uns ein Hagel der Feindartillerie. Aber die Salven lagen genau hundert Meter zu weit. Weiter rechts, genau dort, wo am Abend der feindliche Ausbruchversuch stattgefunden hatte, im Bereich des Nachbarbataillons, war der Teufel los.

Die ersten Panzer versuchten die Sperre zu durchbrechen. Sowjetinfanterie aufgefressen, rote Kosaken dicht aufgeschlossen, Regiment um Regiment, dazwischen Artillerie mit Pferden bespannt und, Regiment an Regiment, die Infanterie. Zwei 8,8-Batterien waren aufgefahren und fetzten im direkten Beschuss dazwischen. Panzer brannten, Pferde bäumten sich und überschlugen sich wiehernd, Menschen brüllten. Dazwischen Schlag auf Schlag das harte Bellen unserer 8,8 und das Hämmern der Maschinengewehre.

Mit aufgerissenen Augen hockten wir in unseren Löchern und blickten, wie aus einem Logenplatz, auf das grausige Theater. In einer Stunde war das Schicksal entschieden. Der Durchbruchversuch war zerschlagen, der Kessel von Uman war nicht mehr zu sprengen. Gegen Mittag wurden wir von einer Fusseinheit abgelöst. Wir aber stiessen weiter vor. Dem Schwarzen Meer zu.

Der Morgen fand uns bereits wieder in hartem Kampf mit dem sich heftig wehrenden Gegner, der sich längs eines hohen Eisenbahndammes verbissen hatte. Viermal hatten wir angegriffen, viermal waren wir abgeschmiert worden. Der Kommandeur fluchte in allen Tonarten. Die Kompaniechefs waren verzweifelt. Die dringend angeforderte Artillerieunterstützung kam und kam nicht. Stattdessen kam ein ungarisches Husarenregiment. Wir lächelten. Was wollten die Magyaren hier? Schade um die schönen, eleganten Pferde.

Plötzlich versteinten wir. Die Kerle waren verrückt geworden! Schwadron um Schwadron rückte nach vorne, zu uns. Ein lautes Kommando. Wie der Blitz sassen die braungebrannten, schlanken Reiter im Sattel, ein grosser Oberst mit glänzendem Goldkragen zog wahrhaftig seinen Säbel. Von der Flanke her bellten vier, fünf leichte Panzerspäh und schon brauste über die weite Erde das ganze Regiment, blitzende Säbel glänzten

in der Nachmittagssonne. So muss einmal Seydlitz angegriffen haben. Alle Vorsicht ausser Acht lassend, sprangen wir aus unseren Löchern. Es war alles wie eine grandiose Grossaufnahme für einen Reiterfilm. Auf dem Bahndamm peitschten die ersten Salven, die merkwürdig dünn waren.

Und dann sahen wir staunend und lachend, wie das sowjetische Regiment, das sich wütend und verbissen gegen den Ansturm unserer Kompanien gewehrt hatte, aufsprang und wie wahnsinnig nach rückwärts hetzte, von den jauchzenden Ungarn vor sich hergetrieben, deren blanke Klingen reiche, überreiche Ernte hielten.

Dem Anblick der blitzenden Säbel waren die Nerven der russischen Muschiks einfach nicht gewachsen. Die primitive Waffe hatte die primitiven Herzen erschüttert und zerbrochen.

Wieder sassen wir auf und verfolgten den fliehenden Feind, mit dem wir in den Abendstunden jeden Kontakt verloren.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung kam die Meldung durch die Reihen, dass zwei Kompanien der Wehrmacht auf der rechten Flanke im Laufe der Verfolgungskämpfe zu tief vorgestossen seien und von ihnen, trotzdem sie natürlich Funkgeräte bei sich haben mussten, jede Nachricht fehlte. Uns fiel die Aufgabe zu, diese zwei Kompanien zu suchen, gegebenenfalls herauszuschlagen.

Bis kurz vor Mitternacht marschierten, fuhren und schossen wir gegen nunmehr wieder auftauchende kleinere Feindgruppen. Aber von den Kompanien war und war nichts zu sehen und zu hören. Als wir an den Rand einer riesigen Marillenplantage stiessen, befahl der Kommandeur «Halt!». Die Kompanien gingen, fächerartig um den Bataillonsgefechtsstand, notdürftig in Stellung.

«Ich weiss nicht recht», sagte ich kurz vor dem Einschlafen zu einem anderen Melder, «hier riecht es doch stark nach Leichen – »

«Was spinnen Sie sich denn da wieder zusammen», herrschte mich eine Stimme an, an der ich erschreckt den Kommandeur erkannte, «wo sollten denn da Leichen herkommen? Gehen Sie schlafen, ist gescheiter.» Benommen wickelte ich mich in meine Zeltplane und schlief einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Mit einmal wurde ich rauh geweckt. Es war schwach dämmernder Morgen.

«Du sollst sofort zum Alten!»

Ich stürzte hoch. Der Kommandeur blickte mich merkwürdig an. «Mit Ihrer komischen Nase haben Sie verflucherweise recht gehabt – schauen Sie sich die Schweinerei nur an!»

Dicht vor dem Gefechtsstand, in einer kleinen Talsenke, die ebenfalls mit Marillenbäumen bepflanzt war, standen flüsternd eine Menge Soldaten.

Als ich mich durch die Reihen drängte, prallte ich zurück. Die Bäumchen trugen seltsame Früchte: deutsche Soldaten. Aber wie sahen sie aus! Mit den Armen rückwärts hoch an die schwachen Zweige gebunden, die Knobelbecher ausgezogen, bis zu den Knien die Füße verbrannt, verkohlt. Die Gesichter so entsetzlich verzerrt, dass alte Soldaten die Augen schlossen vor dem grauenhaften Bild.

«Stalinsocken», schoss es mir durch den Kopf. Wir hatten schon ein paarmal davon gehört, aber es doch nicht so richtig geglaubt. Die Füße mit Benzin übergossen, angezündet, im Übermass der unerträglichen Schmerzen gestorben. 98 Männer und Unteroffiziere, drei Feldwebel und zwei Leutnants.

Schweigend stand die Menge. Vorne, inmitten des kleinen Ortes begannen Gefangene, die am Vortag in unsere Hände gefallen waren, ein riesiges Ehrengrab auszuheben. Immer mehr Soldaten und Offiziere strömten zusammen. Alsbald wurden die Gefangenen verhallen, die Toten von den Ästen zu lösen und zum Massengrab zu tragen. Sie taten es gleichmütig und stumpf, wie sie alles taten, was ihnen befohlen wurde.

Sie schulterten die schon steifen Toten, die mit ihren wunderbar verkrümmten und verbogenen Armen und den gequälten Gesichtern wie alte, handgeschnittene Christusfiguren aus der Hand des mittelalterlichen Tilman Riemenschneider aussahen, und trotteten durch ein starres Spalier von Soldaten gegen das Grab. Unterdessen waren von der Einheit, der die beiden Kompanien angehörten, Offiziere und Soldaten herübergekommen.

«Mein Gott», sagte ein Unteroffizier neben mir, «der Karl, mein Bruder Karl!»

Weiss im Gesicht riss er seine Pistole hoch. Als der Schuss knallte, fiel der Gefangene, der seinen verstümmelten Bruder trug, langsam in sich zusammen. Der nächste hob den Verstümmelten gleichmütig auf seine Achsel und wankte weiter.

Ein Hauptsturmführer sprang dazwischen. «Ich verstehe dich, Kamerad, aber das ist nicht mehr deine Sache allein – »

Verloren steckte der Unteroffizier die Pistole ein. «Was soll ich nur der Mutter schreiben», sagte er wie zu sich selbst, «ich hätte doch auf unseren Jüngsten immer aufpassen sollen – »

Von den Bewohnern des Dorfes Gejgowa haben wir dann den Hergang erfahren. Als die beiden Leutnants, blutjunge, erst kurz an der Front stehende Offiziere, erkannten, dass sie keine Hilfe erwarten konnten und die Männer sich restlos verschossen hatten, ergaben sie sich, im Vertrauen darauf, dass unter dem roten Hammer- und Sichelbanner doch schliesslich auch Soldaten kämpften. Und das war das Ende.

*

Mittags stiessen wir dem Feind nach, der sich in den Nachmittagsstunden zu erbittertem Kampf stellte. Unser Angriff aber zersplitterte mit über-grosser Wucht das feindliche Regiment. Bald war die Schlacht im Sterben.

Wohl peitschten noch droben beim goldgelben Sonnenblumenfeld einzelnte Gewehrscüsse durch den späten Sommertag und jagten drüben auf der Höhe ein paar Feuerstösse hin gegen die Ebene. Aber all das war nur mehr Kulisse. Das Drama war zu Ende.

Wieder hatten wir den uns zahlenmässig stark überlegenen Feind ge-worfen. Tollkühn hatten unsere Männer die Entscheidung erzwungen. Still ging ich nun durch die lange Gasse des Volksdeutschen Dorfes Nowa Danzia. Immer das gleiche Bild. Droben bei Kiew, drüben am Dnjepr und hier herunten vorm Schwarzen Meer – Dörfer ohne Männer.

«Mein Mann?» sagte meine Hauswirtin verwundert, «der ist vor vier Jahren in der Nacht von den Kommunisten fortgeholt worden. Seither habe ich nie mehr etwas von ihm gehört. Mein Sohn arbeitet in einem Zwangs-arbeitslager in Sibirien», berichtete die alte, verhärmte Frau von nebenan. «Mein Bruder», schloss die grosse Blonde den Bericht, «der soll spioniert haben – mit wem, ist nie herausgekommen. Und was, auch nicht. Aber sie haben ihn samt meinem Mann geholt und zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Ich sitze mit sechs Kindern hier, ohne auch nur eine Zeile von beiden je wieder erhalten zu haben. Sind sie erschossen? Ich weiss es nicht. Ich weiss überhaupt nichts mehr – das ist ein Leben...» weinte sie plötz-lich auf. Die anderen Frauen um mich herum senkten den Kopf.

Manchmal war das Übermass des Erlebens so gross, dass man vermeinte, es nicht ertragen zu können. Und doch hatte gerade diese Front der Grau-samkeit das Allzugewohnte, manchmal beinahe Blasierte in uns getötet. Wir sind wieder die geworden, die wir waren, bevor wir antraten zum Marsch der inneren Entscheidung. Das Grosse ist für uns wieder strahlend und gross und das noch so Einfache, Schlichte, tiefste Verheissung unserer Gläubigkeit.

«Guten Abend!» sagte da ein kleines Mädchen mitten in meine Gedan-ken, «wie spät ist es denn schon, deutscher Soldat?»

Mechanisch gab ich Bescheid. Dann blieb ich stehen. Tausende und aber Tausende deutscher Bauern wurden «liquidiert» in den Zwangs-arbeitslagern und Zuchthäusern des «Arbeiterparadieses». Wieviel Dörfer ohne Männer stehen wohl in der Ukraine, an der Wolga? Nach zwanzig Jahren unvorstellbarer Qual aber fragt ein kleines Kind mitten am gras-bewachsenen Weg: «Wie spät ist es, deutscher Soldat?»

Wie stolz war ich am Morgen über den raschen Sieg unserer Waffen. Plötzlich aber wusste ich, dass unsere Fahnen nur Wegweiser sind dem grossen Blutstrom, der über alles hinweg seinen Weg geht. In die Ewigkeit.

*

Still ging ich die nun schon dämmernde Gasse weiter. Drüben an der verfallenen Schule summten die usbekischen Gefangenen ein wehes, heimatsehnsüchtiges Lied. Von fernen Steppen und Bergen. Aus den finsternen Ecken der Kolchosscheunen drang gedämpftes Kichern. Nur die Schritte der Posten klangen einsam durch die frühe Nacht. In meiner Tasche knisterte das Bild einer fremden Frau. Morgen würde es der Stabsscharführer verwahren und dem Truppenteil der sechs Toten zusenden:

In den ersten Minuten, als wir in dieses Dorf drangen und die Häuserreihen durchkämmten, da war ein alter zittriger Mann plötzlich auf mich zugetreten und hatte mich bei der Hand genommen.

«Dort drüben», flüsterte er langsam, «dort drüben liegen sie.» Ehe ich weiter fragen konnte, führte er mich durch den kleinen Garten an den Rand zweier verfallener Kalkgruben, die an der Grenze der Kolchose «Lenin» lagen.

«Hier», sagte er heiser, und Tränen rannen ihm über das zerknitterte Gesicht. Wir holten Gefangene mit Spaten. Sie hoben die grossen Steine hoch und schaufelten die Erde weg: ein deutscher Soldatenstiefel und daran – ein toter Kamerad. Sechs waren sie, sechs Mann. Vom Truppenteil versprengt, fielen sie trotz tapferster Gegenwehr in Gefangenschaft.

Sie wurden von den Kommissaren des Bolschewisten-Generalstabes verhört.

Sie schwiegen.

Man drohte ihnen.

Sie schwiegen.

Da führte man sie an den Rand der beiden verfallenen Kalkgruben, die als Abfallgruben dienten. Der Sowjetgeneral persönlich stand neben ihnen. Die Männer wussten, was kam. Sie blickten den Sowjetkommissaren gerade ins Gesicht.

Nur einer zog ein kleines Bild heraus, das Bild seiner Frau. Er hielt es vor sich. Und spürte den ersten Schlag nicht. Als er stürzte, stand verklärt im dunklen Tor die Frau seiner Sehnsucht und half ihm mit ihren grossen Kinderaugen über die Qual des Augenblickes in die Ruhe der Ewigkeit.

In der Ferne standen die deutschen Frauen des Dorfes Neu-Danzig und weinten.

Hastig wurden Steine und Erde über die teilweise noch zuckenden Opfer der bolschewistischen Mordgier geschüttet. Denn droben am Waldrand stiessen die ersten Stosstruppen der Waffen-SS vor gegen das Dorf.

Lange standen wir vor den toten Kameraden. Eine frisch gefüllte Feldflasche lag noch da, ein paar Erkennungsmarken und das kleine Bild. Ich hob es auf. Plötzlich trat der eine von uns nach rechts und der andere nach links. Ich ging hastig die Strasse hinunter. Hinter mir klangen die Spaten-

stiche und Schaufeln der Gefangenen, um unsern toten Brüdern eine würdige Ruhestatt zu bereiten.

Es war sehr spät, als ich in unser Quartier kam. Alles war noch wach. Zögernd fragte einer: «Hast du nicht das Bild aufgehoben?»

Ich nickte. Es ging von Hand zu Hand. Still, andächtig.

Wir Soldaten haben das Überlaute verlernt. Wir können auch nicht mehr reden von vielen Dingen, seit das letzte Wunder uns offenbar ward. Darum sprach auch keiner sonderlich viel über Heldentum und Bestialität. Nur ein Waffenreinigen begann in fieberhafter Eile bis spät in die Nacht.

Am Morgen, ehe der Tag graute, griffen wir wieder an und schlugen den übermächtigen Feind, zertrümmerten seine letzte Widerstandslinie und trieben ihn bis ans Ufer des Schwarzen Meeres.

*

Am nächsten Mittag kam der Befehl an die Division: Auf Grund der unmenschlichen Grausamkeiten der Roten Armee im Abschnitt unserer Einheiten werden die Gefangenen der letzten drei Tage als Vergeltungsmassnahme erschossen!

Das Leben von viertausend Mann war verspielt. Denn so viele waren es, die in diesen für sie so verhängnisvollen drei Tagen in unseren Händen waren. Sie blickten kaum auf, als ihnen der Dolmetscher mit kalter Stimme ihr Schicksal bekanntgab.

An einem grossen Panzergraben traten sie an, acht Mann. Die erste Salve krachte. Wie von einer riesigen Faust getroffen, schnellten sie nach vorn, in die Tiefe des Grabens. Schon traten die nächsten acht Mann auf die Todesplane. Die wenigen Minuten, die ihnen auf der für sie so erbarmungslosen Welt blieben, nützten sie auf ihre eigene, für uns so unverständliche, fremde Weise. Der eine zog seinen noch guten Uniformrock aus und glättete ihn schön, ehe er ihn wehmütig auf die Erde legte, um aufzustehen zum letzten Gang. Manufaktur ist selten im roten Arbeiterparadies und vielleicht kann ein Frierender sich damit bedecken, mag sein Gedanke gewesen sein, vielleicht aber war es nur die automatische Achtung vor der Gottheit des Materials, die ihnen jahrzehntelang gepredigt worden war. Die anderen rauchten genussüchtig die letzte Zigarette, mühsam aus einem Stück schmutzigen Zeitungspapiers gedreht. Niemand schrieb seinen letzten Gruss für seine Angehörigen. Und niemand hatte eine einzige Träne in den Augen.

Nur einer, ein langer Georgier oder Osete sprang plötzlich auf, griff einen herumliegenden Spaten, um ihn blitzschnell nicht dem deutschen Bewachungsmann, der dicht daneben stand, sondern einem roten Kom-

missar mit voller Wucht in den Schädel zu schlagen. «Sabak Bolschewik!» stöhnte er dabei und atmete tief auf.

Der Hauptmann, der die Exekution führte, trat auf ihn zu. «Offizier?»

«Da- », antwortete der Kaukasier.

Der Hauptmann zögerte. «Komm», sagte er hastig und wollte den Kaukasier hinter seinen Wagen ziehen. Wir sahen alle weg. Auch wir hätten den schönen, langen Menschen brennend gern gerettet.

Der wusste sofort, was der Hauptmann wollte. Er schüttelte stolz seinen schmalen Kopf. Dabei zeigte er auf die Reihe seiner toten Kameraden. «Nascha Fronta!» sagte er langsam («unsere Front!»), warf seine Zigarette weg und schritt gleichmütig nach vorne an den Panzergraben, in den Tod.

3. Kapitel

Längs dem Schwarzen Meer gegen Mariupol

Der Rückzug der Südwestfront der Roten Armee wurde zur panischen Flucht. Stalins Marschall Budjonny, um den die Bolschewiken wegen seiner Taten im Bürgerkrieg einen heldischen Ehrenkranz geflochten hatten, hatte sich als unfähig und dilettantisch gezeigt. Genau so wie sich sein nördlicher Kollege, der Chef der mittleren sowjetischen Heeresgruppe, Marschall Timoschenko, als Nichtsköner und Schlachtenverlierer erwiesen hatte.

Der nächste Morgen fand uns bereits am Stadtrand von Cherson. Die Feindartillerie heulte in allen Tonlagen. Aber so stark auch ihr Einsatz war, teilweise unterstützt von den Schiffsgeschützen der roten Schwarzmeerflotte, ihre Einschläge gingen zu weit nach links und trafen nahezu gar nicht.

Am Bahnhof stand ein ganzer Zug mit Sowjetpanzern T 34, die nie mehr zum Einsatz kommen sollten. Der Kommandeur konnte sich zum Angriff noch immer nicht recht entschliessen. In der Stadt brannte es an mehreren Stellen, dauernd flogen Munitionslager in die Luft. Der junge, steirische Ordonnanzoffizier erhielt schliesslich den Auftrag, das nächstliegende Stadtviertel aufzuklären. Er rief mich an. «Komm mit!»

Unser Beiwagenkraftrad brauste durch die menschenleeren Gassen. Vom Feind keine Spur. Ein paar Häuser brannten. Wir rasten um eine Strassenkreuzung. Ein Zivilist rannte erschreckt vor uns in den nächsten Hausbogen.

«Stoj! Stoj!» Regungslos blieb er stehen. Ich sprang ab und versuchte ihn mit meinem kümmerlichen Soldatenrussisch auszuholen. Bolschewiken seien keine mehr in dem Stadtviertel. Magazine? Wein? Schnaps? Er lachte plötzlich übers ganze Gesicht. O ja, da rechts um die Ecke, das grosse rote Haus, da drinnen sind die Keller der NKWD-Magazine der Stadt.

Der junge Untersturmführer zögerte keinen Augenblick. «Bringen wir dem Alten schon keine Gefangenen, so doch wenigstens eine Flasche Wein. Los!»

Wir sahen sofort das grosse rote Haus. Die Einfahrt für Fahrzeuge war offen. Wir brausten hinein. Dann blieb uns zu dritt das Herz stehen. Der kleine Hof war gerammelt voll mit Rotgardisten, vielleicht vierzig, fünfzig Mann. Alle in vollen Waffen. Die Einfahrt aber war so eng, dass der Fahrer mit bestem Willen nicht wenden konnte. Der Untersturmführer hob sofort seine Maschinenpistole. Die Rotarmisten standen regungslos. Ich glitt aus dem Sattel. Meine ganzen russischen Kenntnisse zusammennehmend trat ich auf den ersten zu: «Willst du Zigaretten, Germanski Zigaretten?» und hielt ihm eine volle Schachtel hin.

Freudiges Aufleuchten auf allen Gesichtern. Ja, ja!

Wir steckten uns die Zigaretten an. Aus halbem Augenwinkel sah ich gerade, wie der Untersturmführer mit schussbereiter Maschinenpistole das Fahrzeug wenden liess.

«Der Krieg», sagte ich noch immer herzklopfend, «der ist kaputt, Stalin nichts gut für Russland!»

Die Männer um mich nickten und grinsten. Einer bringt mir ein zerbeultes Kochgeschirr voll roten Weines. Ich trinke und bringe dem Untersturmführer den Rest. Er kostet. «Verdammt», lachte er nun ganz ruhig, «wo gibt's den?» Ich frage meine russischen Freunde. Sie lachen und zeigen auf den finsternen Kellereingang. Mit einem Blick auf die beiden Kameraden folge ich den drei, vier Mann, die mir in den stockfinsternen Keller vorangehen mit mehr als gemischten Gefühlen, hinter mir schliesst sich eine ganze Rotte an. Zündhölzer beleuchten armselig den geräumigen Keller, der bereits knietief voll Wein steht. Ich zeige auf das kleinste Fass. Willig rollen meine Helfer es in die Höhe. Wir laden es auf das Krad, das in allen Fugen kracht. Ich zeige den Rotarmisten noch, sie sollen die Gewehre niederlegen und sage: wir sind gleich da! Dann brausen wir wieder durch die brennenden Gassen.

Kaum hat der Kommandeur den Wein, kommt auch schon der allgemeine Angriffsbefehl. Wenig später rollen unsere Männer lachend den NKWD-Wein nach oben, die braven Sowjetrussen aber, die tapfer mit-halfen, kamen alle als Hilfwillige zu den einzelnen Kompanien und Bataillonstrossen. Der Wein hatte ihnen Glück gebracht.

*

Cherson war die erste wirkliche Hafenstadt, die wir in der Sowjetunion sahen. Bisher hatten wir die Dörfer und kleinen Städte nur flüchtig und eilig im Laufe der Kampfhandlungen durchschritten, durchfahren oder durchkämpft. Nun erstand vor uns ein anderes Russland. Die Bevölkerung war vorerst zurückhaltend, aber überall freundlich und vom unerträglichen Druck der politischen Kommissäre, die in den letzten Tagen, je mehr die

sichtbaren Niederlagen sich abzeichneten, wie die Irrsinnigen gehaust hatten, befreit.

Zuerst waren es die vielen kleinen Kinder, die die ersten Brücken zwischen uns und den verschüchterten Menschen schlugen. Besonders der Zucker, selbst hier im fruchtbaren Süden, letzten Endes für den gewöhnlichen Sowjetbürger fast unerschwinglich, schuf uns schnell und erfolgreich Freunde. Die jungen Mädchen begegneten uns zwar freundlich, aber doch mit grosser Haltung. Die erste Bekanntschaft, die ich machte, war die einer alten Frau, die zu meinem Erstaunen fließend deutsch sprach. Sie stammte aus den deutschen Wolgasiedlungen. Ich war froh, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich mich aussprechen konnte und lud die alte Frau am Abend in unser Quartier ein. Zögernd sagte sie zu. Wir hausten zu dritt in einem leerstehenden Zimmer, dessen Bewohner vor uns über den Dnjepr geflohen waren.

«Was soll ich Euch erzählen», begann die alte Frau umständlich nach der ersten Tasse Tee, «Ihr würdet es ja doch nicht verstehen. Russland hat von jeher unter anderen Gesetzen gelebt als die anderen Völker – hier bleibt nichts unausgesprochen, nichts ungelöst, soweit ein Mensch das vermag. Immer will der russische Mensch alles erschöpfen, ergründen, das war unter dem Zaren so und das ist wohl auch so geblieben, wenn es nicht noch verstärkt worden ist, als der grosse Illjitsch den Traum von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ins Russische übersetzte. Vielleicht kann ich eine Geschichte hier erzählen, da Ihr unbedingt etwas hören wollt. Ich war als ganz junges Mädchen sehr befreundet mit der Familie Lavalle aus Marseille. Pierre Lavalle betrieb einen Export-Import-Handel in Odessa, wo ich damals in dem dortigen besten Mädchenpensionat erzogen werden sollte. Durch Zufall lernte ich Marguerite Lavalle, seine junge Frau, die damals zehn Jahre älter war als ich, kennen, und wir wurden Freundinnen. Da kam der Sommer 1919.

Ununterbrochen drängten in verzweifelter Hast die aufgelösten Schwadronen der Kosaken und die letzten Reste der kaiserlichen Linienregimenter gegen Odessa. Rings im Kreise jagten Budjonny's rote Reiter in unaufhaltsamem Sturm gegen die geschlagenen Abteilungen der Weissen Armee.

In fieberhafter Eile hatten die Offiziere der internationalen Truppen, vor allem Franzosen, alle verfügbaren Fahrzeuge des Hafens, angefangen von den alten Panzerschiffen bis zu den letzten Motorbarkassen beschlagnahmt, Kohlen- und Benzinvorräte und alle verfügbaren Lebensmittel requiriert und in atemlosem Tempo ihre Truppen eingebootet.

Hinter ihnen aber schlugen bereits die Granaten der roten Batterien in die Strassen von Odessa und trieben die grossen Massen der Weissgardisten zu beschleunigter Flucht.

Ohne grossen Widerstand zu finden, stürmten die Rotarmisten die letzten Siedlungen der völlig niedergeschlagenen und verzweifelten Stadt. Im selben Augenblick begann der bolschewistische Terror durch die Tscheka seine blutige Mission zu erfüllen. Tagelang dauerten die Erschiessungen der unglücklichen Opfer. Aber die Masse der in die Stadt geflüchteten Konterrevolutionäre war so riesengross, dass selbst die an Grausamkeiten reichen Kommissare der Tscheka der Menge der Todgeweihten hilflos gegenüberstanden.

Kurz entschlossen bemannte die Tscheka die drei alten, für die hohe See untüchtigen Transportschiffe, die im Hafen zurückgeblieben waren, mit den Opfern und fuhr einige Kilometer weit aus dem Hafen. Ohne Urteil und ohne Gnade wurden die weissen Offiziere, die Popen, die menschewikischen Funktionäre, aber auch die rebellierenden Arbeiter und Bauern paarweise zusammengebunden und lebend über Bord geworfen.

Als die Leichen aber an der Oberfläche blieben und mit der Flut hafeneinwärts trieben, befestigte man bei der nächsten Fahrt an den todgeweihten Menschenbündeln schwere Eisenteile, ehe man sie ins Wasser stiess.

In der allgemeinen Hast war Pierre Lavalle samt Frau und Kindern in Odessa zurückgeblieben und bei den wahllosen Verhaftungen der Tscheka in die Hände der Terroristen gefallen. Vergebens beteuerte Pierre Lavalle, allen politischen Wirren des Landes vollkommen fernzustehen, vergebens wies er darauf hin, französischer Staatsbürger zu sein. Ehe es seiner Familie gelang, bis zum verantwortlichen Kommissar vorzudringen, wurde Pierre Lavalle auf eines der drei Totenschiffe gebracht und taumelte mit den anderen über Bord.

Seine unglückliche Frau, Marguerite ruhte nicht, bis sie im roten Polizeikommissariat empfangen wurde. Der Sowjetregierung war das unterlaufene Versehen äusserst, peinlich und Marguerite Lavalle erhielt von den leitenden Tschekisten sofort die Erlaubnis, den Leichnam ihres Gatten zu bergen. Dies war um so leichter möglich, als Lavalle bei seiner Ermordung einen weissen Leinenanzug getragen hatte.

Es war ein strahlender Spätsommernorgen. Schweigend stand Madame Lavalle neben dem beigegestellten Taucher Gregor Iwanowitsch in der kleinen Motorbarkasse, die ihren Kurs auf die noch immer verankerten Totenschiffe hielt. Es war elf Uhr mittags, als es die eingetretene Ruhe des Meeres erlaubte, dass der Taucher auf den verhältnismässig seichten Meeresgrund hinunterstieg.

Die Pumpen arbeiteten gleichmässig. Während Marguerite in grösster Erregung zu der Stelle hinüberstarrte, wo der Taucher verschwunden war, beobachtete der rote Polizeioffizier den Zeiger seiner Armbanduhr. Nach knapp drei Minuten kamen zwei hastige Notsignale, worauf die Matrosen

augenblicklich den Taucher einholten. Gregor Iwanowitsch kam äusserlich völlig unversehrt an Bord. Doch als man ihm den Helm abschnallte, war er tot.

Wortlos umstand die Schiffsmannschaft den Leichnam.

«Madame!» sagte der kommandierende Tschekist achselzuckend nach den erfolglosen Wiederbelebungsversuchen, «sie sehen – ein unvorhergesehener Zwischenfall! Wir haben Ihrem Wunsche entsprochen, mehr kann ich nicht tun!»

«Ist denn kein zweiter Taucher an Bord?»

Der Tschekist sah fragend im Kreise der Matrosen herum. Die Leute wichen einen Schritt zurück.

«Männer!» sagte Madame Lavalle, «zehntausend Rubel dem, der die Leiche meines Mannes bringt!»

«Zehntausend Rubel!» flog es flüsternd von Mund zu Mund, «zehntausend Rubel!»

«Rasch!» drängte der Tschekist, «was die Französin verspricht, das hält sie!»

Mit zusammengebissenen Zähnen sah der Heizer, wie dem toten Taucher der Überanzug heruntergezerrt wurde. Ohne ein Wort mehr zu sagen, hess er sich den Anzug überstreifen.

Und dann ging er über Bord. Das Wasser zog seine weiten Kreise, und deutlich konnte man an den aufsteigenden Luftblasen erkennen, wie unbeeirrt der neue Taucher seine Richtung auf die Stelle zuhielt, wo die Leichen des Vortages liegen mussten. Wieder starrte die Frau wie gebannt übers Meer, und wieder kontrollierte der Tschekist automatisch die Minuten.

Ein verzweifelt Reissen an der Notleine liess alle zusammenfahren. Hastig griffen die Hände nach dem Seil. Wild um sich schlagend zogen sie den Georgier herauf. Mit Mühe schnallte man ihm den Helm ab. Blut und Speichel rannen aus Mund und Nase. Wirt schaute der Mann im Kreise herum.

«Was ist los?» herrschte der Tschekist ihn unwillig an. «Bist du toll geworden?»

«Zehntausend Rubel?» keuchte der Georgier, «zehntausend *Leichen* sind es, die übers Meer kommen. Die Popen, die Bourschui, die Generale und die Soldaten – » Dann fing er zu brüllen und zu toben an und war nur mehr mühsam zu bändigen.

*

«Hallo, Genosse, hast du schon gehört? Im Hospital da hegt einer, der hat sie gesehen!»

«Wen?»

«Die Toten! Ja – », sagte die Genossin, die eben aus der Brotversorgungsstelle kam, und drückte ihren mühsam eroberten Laib fester an die Brust.

«Und der Pope steht mit fliegenden Haaren aufrecht unter ihnen und hält seine Hände in die Höhe und verflucht uns und die Stadt. Aufrecht, hört Ihr, aufrecht kommen die Leichen übers Meer!»

Die Kunde von der Versammlung der Toten flog von Haus zu Haus, drang in die Kasernen der roten Garden, in die Kasematten der Todgeweihten, hinaus in die engen Winkelgassen und Hungerquartiere des Proletariats von Odessa.

Am Abend flogen die ersten Drohungen gegen die roten Machthaber durch Odessa. Am Morgen kam es zu Streik und Meuterei im Hafen. Genosse Generalkommissar der Tscheka sauste im Auto heran.

«Was tot ist, ist tot – ihr Tölpel!» schrie er erbost den aufgeregten Volksmassen entgegen. «Die Leichen stehen bloss, weil das Eisen sie am Boden hält, und nach drei Tagen steigt jede Wasserleiche aufwärts. Geht an die Arbeit, Genossen! Und – »

«Die Toten verfluchen Euch!» schrie eine hohe Frauenstimme.

«Die Toten haben die Stadt verwünscht und uns und unsere Kinder!»

«Und Euch, Ihr Hunde!» tobte die Menge.

Genosse Generalkommissar wich hinter die Gewehrläufe der Tscheka zurück.

«Strasse frei! Oder – »

Steine flogen durch die Luft. Niemand machte Miene zu weichen.

Er hob die lederbehandschuhte Hand.

Als der Pulverdampf sich in den engen, hohen Winkelgassen des Hafens verzogen hatte, war der Platz leer. Hastig schritt Genosse Generalkommissar über die Toten auf dem Pflaster seinem Wagen zu.»

Wir schwiegen.

Die alte Frau trank schweigend ihre Teetasse leer.

«Wir werden das russische Volk erlösen», sagte ich hastig, «von der Sinnlosigkeit des Lebens, das es jetzt führt und von der roten Sklaverei!»

Die alte Frau lächelte rätselhaft. «Mein späterer Mann war Menschewik. Auch er träumte davon, dass dereinst das russische Volk erlöst würde. Davon träumt jeder Russe, wie immer er auch denken und fühlen mag. Und dabei erlebte mein Mann in seinen ruhelosen Stunden dieselben Bilder, die wir rings um uns erlebten: das Erschiessen, Hängen und Deportieren. Nun ist er, während die anderen die unseren erschossen, erhängt und

deportierten, auch gestorben, ohne seinen Traum verwirklicht zu haben. Zwanzig Jahre Zwangsarbeit ist eine schwere Zeit.»

«Wir werden das russische Volk erlösen», wiederholte ich eigensinnig und erregt. Die alte Frau erhob sich. «Habt vielen Dank, Ihr jungen Soldaten, dass Ihr zu einer alten Frau gut ward. Ich will Euch zum Abschied eine grosse Wahrheit schenken: das russische Volk wird nur der erlösen, der die grössere Seele hat, nicht die grösseren Kanonen und Gewehre – »

Wir sassen noch lange um den grossen Samowar zusammen.

*

Am Morgen war es klar, dass in der Stadt irgendwo eine feindliche Beobachtungsstelle der Sowjetartillerie stecken musste. Denn genau jene Objekte, in denen deutsche Kommandostellen sassen, wurden von der roten Schwarzmeerflotte und von Feindbatterien, die auf den grossen Dnjeprinseeln standen, unter sehr genaues Feuer genommen.

Gruppenweise wurden die Häuser durchsucht. Im Hafen fielen uns die aufgestapelten Reichtümer an Lebensmitteln und besonders Stoffballen auf, die sich in den Wohnungen meist jüdischer Familien befanden, die in krassem Widerspruch zu der sonst überall herrschenden Dürftigkeit und Ärmlichkeit der Proletarierwohnungen standen. Beschlagnahmt wurde, laut strengem Befehl, von der Kampftruppe nichts. Verhaftungen wurden keine vorgenommen. Eine, aus antikommunistischen Elementen gebildete Stadtwehr half eifrig am Suchen nach der feindlichen Beobachtungsstelle. Ihr war es auch zu verdanken, dass der Mann, der das Feindfeuer mittels Brieftauben leitete, ausgeforscht und festgenommen wurde.

Am nächsten Tag begegnete ich im Hafen einem merkwürdigen Zug. Fünf deutsche Polizisten und einige Stadtwehrleute führten einen gefesselten Mann spazieren, der gelassen unter ihnen schritt und ein grosses Plakat umgehängt hatte: «Ich habe das Sowjetfeuer auf Cherson geleitet und bin schuld, dass neben deutschen Soldaten 63 russische Frauen und Kinder ums Leben kamen. Ich werde heute dafür gehängt!» stand in russischer und deutscher Sprache darauf zu lesen. Überall traten Frauen, Männer und Kinder auf den Mann zu und lasen langsam den Text, traten wieder zurück, um andere vorzulassen. Ein altes Bäuerlein buchstabierte umständlich die Worte. Bereitwillig las der zum Tod verurteilte ihm mit sichtlichem Behagen den Text vor.

«Also, das bist du?» fragte der Bauer langsam. Der Mann bejahte ruhig.

«Geschieht dir ganz recht», versetzte der Bauer ebenso ruhig, «ich bin froh, dass die verfluchten Kommissare endlich der Teufel holt!» Der Mann verzog keine Miene. «Sie werden wieder kommen!» Der Bauer schlug erschreckt ein Kreuz. Einige Frauen folgten seinem Beispiel. «Gott schenke

dir einen schnellen Tod», sagte der Bauer und reichte dem Verurteilten eine Zigarette, die der Deliquent mit den gebundenen Händen entgegennahm. «Wann musst du sterben?»

«Heute am Abend!» gab der Kommunist bereitwilligst Auskunft. Dann musste er weiter.

Wir blickten uns verständnislos an. Ob die alte Wolgadeutsche am Ende doch recht hatte, dass die Russen unter anderen Gesetzen leben?

*

Am anderen Morgen kamen wir zurück in den Raum von Bobrinetz-Kamanjelka zur Erholung und Auffrischung. Neue Rekruten waren aus Deutschland gekommen, um die stark gelichteten Reihen aufzufüllen. Aber noch etwas war plötzlich, wie von heute auf morgen zu uns gekommen: die Ruhr.

Die Darmlazarette waren überfüllt. Der erste meiner Kameraden war Kaul, den ich lange nicht mehr gesehen hatte, da er mit einer Sonderabteilung einem anderen Bataillon zugeteilt worden war. Er klagte, dass er an schweren Verdauungsstörungen leide. Er sah auch erschreckend bleich und abgemagert aus. Wir erzählten uns von unseren Erlebnissen. Am Schluss auch von dem nächtlichen Gespräch mit der Wolgadeutschen.

«Mag sein, dass sie recht hat», sagte Kaul langsam, «mag sein. Eines ist sicher, was immer die Sowjets tun, tun sie konsequent. Sie lügen konsequent, sie legen konsequent um, sie führen alles mit einer eisernen, blutigen Konsequenz durch, von der wir nur reden. Sie aber sind die volle Tat, während wir in so vielem nur die halbe Tat sind.»

Ich blickte Kaul von der Seite an. Er schien mir irgendwie stark verändert.

Die nächsten Tage waren Schlafen, Essen und Trinken. Der Wehrmachtsbericht war eine Kette von schwindelnden Erfolgen und wieder Erfolgen.

Immer mehr Erkrankungen kamen vor. Einige kamen schon am nächsten Tag wieder zurück aus dem Lazarett, von dem sie scheussliche Dinge erzählten. Teilweise mussten die Kranken auf Stroh liegen, keine Nachgeschirre waren vorhanden, alte Stahlhelme mussten sie ersetzen.

An einem Morgen ertappte ich mich dabei, wie ich verliebt meinen normalen Kot betrachtete. Nein, mir fehlte nichts, ich war gesund. Es kam ein Befehl, der das Trinken von ungekochtem Wasser und den Genuss der Melonen verbot.

Plötzlich wurde die Erholungspause abgebrochen. Die neue Offensive hatte begonnen. Wir rollten wieder gegen den Dnjepr. Als wir am Abend dem Strom nahe kamen, spürte ich, dass mir schlecht wurde. Ich stieg aus.

Mühsam erreichte ich wieder mein Fahrzeug in der grossen Kolonne, die sich an der Pionierbrücke von Berislaw staute. In kurzer Reihenfolge musste ich drei-, viermal absteigen. Schweiss stand mir auf der Stirne. Schüttelfrost.

Kurz vor der Brücke stand der Spiess am Strassenrand.

«Weisst du das Neueste?» fragte er mich, «soeben haben wir Kaul begraben – »

Mein Herz setzte aus. Er war zur Untersuchung doch noch ins Lazarett gegangen, am nächsten Tag war er tot. Das Herz hatte es nicht durchgehalten.

«Heute rot, morgen tot – », sagte der Spiess lakonisch, «passt auf, gleich gibt es einen Riesenzauber!»

Wir rollten endlich auf die Brücke, es war tiefschwarze Nacht. Vielleicht nach dem ersten Kilometer langsamer Fahrt strahlte der ganze Himmel im Lichterglanz der abgeworfenen Leuchtschirme. Dann fielen auch schon hageldicht die ersten Bomben. Wir sassen regungslos auf unseren Fahrzeugen. Rechts und links rauschten die Bomben. Die Flakbatterien an den beiden Ufern donnerten gegen den Himmel und die Bomben fielen und fielen. Aber keine einzige traf in dieser Nacht die Brücke.

*

Am nächsten Tag verlor ich bereits Blut. Vor meinen Augen aber stand das elende Darmlazarett. Ich riss mich zusammen. Ich ass überhaupt nichts. Dabei hatte ich einen entsetzlichen Durst. Der Arzt gab mir bei der Rast zuerst Kohle, Tanalbin und am Schluss Opium. Aber alles half nichts.

Gottlob hatten wir fast überhaupt keine Kampfhandlungen. Der Feind floh in rasender Eile vor uns her. Am achten Tag war ich so matt, dass ich mich kaum noch aufrichten konnte. Mitten in mein Hindämmern ein Befehl: «Sie nehmen eine Gruppe in einem Kübelwagen und zwei Kradmelder und klären den Weg auf.» Kaum konnte ich der Hand des Offiziers auf der Landkarte folgen. «Diese zwei Dörfer müssen Sie erreichen – »

Wir fuhren in den strahlenden Tag. Fuhren und fuhren. Der Weg führte durch fruchtbares Land. Auf sandigen Dünen, am rechten Flügel der Strasse wuchs Wein. Die Männer blickten unruhig in die hohen Maisfelder, in denen ganze Kompanien versteckt sein konnten; mir war alles gleichgültig geworden. Wenn nur endlich schon die zwei Dörfer kämen, und dann endlich wieder liegen und schlafen!

Da tauchten vor uns die ersten Strohdächer von Bolsche Kopani aus dem Grün der Obstbäume auf. Vorsichtig fuhren wir heran. Mit zitternden Knien sprang ich aus dem Wagen. Ein junges Mädchel stand wie angewurzelt, als ich sie anredete. Sie schüttelte zu allem schweigend den Kopf, was ich

auch fragte. Es war offensichtlich eine Jungkommunistin. Ärgerlich liess ich sie stehen. Eine Frau, die im Haus aufgetaucht war, gab willig Auskunft. Vor drei Stunden seien die letzten Rotarmisten durchs Dorf gezogen – dorthin, ihre Hand wies gegen den Horizont.

Wir fuhren langsam durch das Dorf. Die Frauen und Männer brachten Milch und Melonen. Ich schaute weg. Ich konnte niemanden trinken sehen.

Wieder empfing uns die reife Fruchtbarkeit. Wieder Dünen mit Wein, Obstgärten, hohen Maisfeldern. Und dann das zweite Dorf. Als wir einfuhren, ein bisschen leichtsinnig von mir, wimmelte es von Rotarmisten. Der Kradmelder hinter mir sah unseren Kübel kreischend bremsen, sah die ersten braunen Uniformen, wendete blitzschnell und jagte zurück, der zweite folgte. Eiskalt stieg ich aus. Der Schütze Eins hob langsam den Lauf des Maschinengewehrs. Aber da kam schon ein baumlanger Ukrainer auf mich zu. «Wujna kaput!» der Krieg ist aus! Und dann klagte er, dass die Bauern den Hungernden nichts zu essen geben wollten. Ich liess die Gewehre, Maschinengewehre und Minenwerfer auf einen Haufen Zusammentragen und liess den Starosten zu mir kommen. Es gab noch keinen. «Gut, dann bist du es», bestimmte ich einen Alten. Der lächelte geschmeichelt. Übrigens hatte ich den Rechten erwischt, er hatte wegen Weigerung, zur Kolchose zu gehen, fünf Jahre in Zwangsarbeit zugebracht und hasste die Bolschewiken glühend. Bald war für die hungernden Gefangenen Essen da. Gleich darauf brauste das ganze Bataillon an, in der Meinung, uns nur noch als Leichen anzutreffen. Grosses Hallo, dass alles so harmlos abgegangen war. *

Am nächsten Tag waren es schon vierzehn Tage mit mir und meiner Amöbenruhr.

«Nun probiere ich etwas ganz Besonderes», sagte der Arzt, «ich werde dir Rizinus eingeben, und zwar nicht zu knapp. Das wird den Laden wieder herstellen!»

«Mein lieber Freund», flüsterte mir der Unterscharführer zu, der der erste Sanitäter im Bataillon war, «hältst du es aus, ist's gut, hältst du es nicht aus, bist du aber hin. Komm nachher zu mir – ich will was opfern.»

Wirklich opferte er mir eine ganze Flasche «Schlichte, aber mässig!» und ich trank sie auf seinen Rat in einem Zug aus, um in einen totenähnlichen Schlaf zu fallen. Als ich nach Stunden wieder erwachte, war mir weit besser.

Ein paar Tage ass ich nur noch dürres Brot und Keks, aber dann ging es wieder. Eine ganz widersinnige Rosskur, aber die lieben Amöben konnten anscheinend den Schlichte nicht gut vertragen, weniger jedenfalls als ich. *

An einer langgestreckten Bodenwelle vor Tschulakowka hatte sich der Iwan neuerlich festgekrallt. Ein stundenlanger Angriff musste erfolglos abgebrochen werden, weil unsere Artillerie nicht herankam, von Panzern keine Spur. Gegen Abend meldeten sich vier Frauen beim Kommandeur. Sie wüssten eine Kommissarin, die auch immer für die hohen Kommissare gekocht hätte und die jetzt plötzlich wieder im Dorf aufgetaucht sei.

Die Kommissarin wurde also festgenommen, verhört. Sie schwieg. Sie habe nur gekocht, weil sie darum gebeten worden sei. Im Übrigen wisse sie nichts. Die Frauen wurden geholt und ihr gegenübergestellt. Ein wildes Durcheinander begann. Der Kommandeur war wütend. Schliesslich liess er die Kommissarin einsperren.

In der Dämmerung meldeten sich von der Feindseite zwei Überläufer, zwei rote Matrosen mit vollen Waffen. Sie wollten nicht mehr. Sie seien von Odessa. Auf alle Fälle liess sie der Kommandeur mit der Kommissarin zusammen einsperren. Am Morgen meldeten sich die zwei Matrosen. Der eine, ein unsympathischer, über und über tätowierter Weiberheld erklärte, er lasse sich von dieser Person nicht beschimpfen. Sie habe ihnen heftige Vorwürfe gemacht, dass sie zum Feind übergelaufen seien und ihr Vaterland verraten hätten. «Liebt ihr Russland so wenig, dass ihr es verratet?» Ich hörte durch den Dolmetscher den ganzen Vorfall.

Kurz darnach wurde die Frau wieder verhört. Sie ahnte ihr Schicksal und war frech. Damit war ihr Leben endgültig besiegelt. Die Kompaniemelder sollten das Exekutionskommando stellen. Augenblicklich waren wir verschwunden. Nachschubleute, die gerade Munition und Verpflegung heranbrachten, meldeten sich freiwillig.

Als die ukrainischen Bauernfrauen den Kommandeur baten, die schönen Kleider der Toten nehmen zu dürfen, drehte er sich weg. Gleich darauf aber kamen die Weiber und brachten hunderttausend Rubel und zwei genaue Ortskarten, auf denen unsere Stellungen ziemlich genau aufgezeichnet waren. Sie hatten alles in der Unterhose der Toten gefunden.

*

Am kommenden Vormittag brausten neun Stuka an. Sie bombardierten die Feindstellungen. Kein Mensch rührte sich drüben. Aber als die Stuka weg waren, wurden wir mit einer ganz gut sitzenden Lage Artillerie überschüttet. Endlich am Nachmittag kam eine 10,5-Batterie und wir griffen wieder an und warfen den Feind. Nun ging es die grosse Dnjeprhalbinsel entlang, neuerlich gegen das Meer.

Wieder fuhr unser Wagen Spitze, Aufklärung. Diesmal war ich aber nicht allein. Der Ordonnanzoffizier und ein Dolmetscher waren mit bei der Partie. Wieder hingen zwei Kradmelder sich im Abstand an unseren Kübel.

Das Gelände wurde unübersichtlich. Kleine Sandhügel wie Nordseedünen taten sich auf. Dazwischen lagen schmale Kuschelreihen bis heran an den sandigen Weg. Ausserdem hohe Hirse- und Maisfelder und richtige, kleine Wälder. Überall konnte der Tod hocken, überall die letzte Minute auf uns warten. Unsere Gewehre waren schon lange durchgeladen. Die ersten Häuser tauchten auf. Eine alte Frau schüttelte den Kopf. «Nema – nema – lange schon fort – gut vier Stunden – die roten Teufel – »

Das Dorf war feindfrei. Der Melder raste zurück, wir aber fuhren weiter hinein ins unbekannte Land. Das Gelände wurde noch schwieriger. Wald zog sich bis dicht an den Weg heran. Mit einmmal lag auch eine Bahnlinie vor uns, die auf keiner unserer Karten eingezeichnet war. Wir standen auf den Trittbrettern, die Waffen schussbereit, jeden Augenblick gewärtig, Feindfeuer zu erhalten. Unser zweiter Melder folgte in hundert Meter Entfernung, einer musste wenigstens zurückkommen. Aber nichts geschah. Wieder fuhren wir durch freie Dörfer, Männer und Frauen waren festlich gekleidet. Stundenlang standen an den kleinen Lehmhäusern, an den Strassenrändern die südukrainischen Frauen und Kinder und winkten und riefen uns zu. Eine alte Frau brachte mit zitternden Händen einen grossen Laib Brot zum Wagen und war masslos erstaunt, dass wir lachend dankten. Immer wieder flogen ganze Büsche von Herbstblumen zu uns herein. Asten, rote, weisse, gelbe und blaue. Niemand hatte diese Menschen dazu veranlasst, unseren Wagen zu bekränzen, niemand sie darum gebeten. Und doch riskierten sie Kopf und Kragen, wehe, wenn ein versprengter Bolschewikenhaufen davon erführe. Schon mancher hatte mit einer einzigen Blume sein Leben verloren. Berge von Melonen schleppten sie heran. Wir konnten nichts mehr nehmen, selbst die Eier und die Weintrauben nicht.

Dann brauste das Bataillon uns nach. Gegen Abend piffen uns wieder die ersten Geschossgarben entgegen und schlugen rechts und links von uns die stählernen Grüsse der «Ratsch-Bum» ein. Die Blumenfahrt war aus. Der Tanz ging wieder an. Unsere Männer aber sprühten vor Angriffslust. Sie spürten vor uns das Meer.

Schon wehte eine herbe Salzlucht her über die Steppe. In der Ferne flimmerte ein weisser Dunststreifen am Horizont: wir hatten das Schwarze Meer erreicht.

Der erste Zug der sechzehnten Kompanie stiess vor bis an den kleinen Hafen, in dem die Sowjets versuchten, die Reste ihrer zu Trümmern geschlagenen Armee übers Wasser zu retten. Wir fuhren über die Steppe. Die ersten Häuser tauchten auf. Langsam kamen wir heran. Jeden Augenblick konnte der erste Schuss den tollsten Feuerzauber aufflammen lassen. Die Männer auf den Fahrzeugen, die Flak und die Pak blickten starr nach vorn. Aber nichts rührte sich. Nur ein paar verzweifelte Elendsgestalten,

tagelang ohne rechte Nahrung, vor ein paar Wochen eingezogen, ergaben sich freudig dem ersten Spähtrupp.

Wir waren abgessessen und kämmten, Pistole und Gewehre schussbereit in der Hand, die Häuser des Fischerdorfes durch. In der Ferne rummste es ein paarmal ganz gehörig. Zuerst glaubten wir: Küstenartillerie. Dann aber wussten wir es: Unsere Stukas waren da am Werke.

Und dann waren sie auch schon da. Flink brausten sie über uns hinweg und kreisten weit draussen auf dem Meer. Der erste setzte an zum Sturz. Schon stieg steil am Horizont die Wasserfontäne, dann – uns stockte der Atem – brüllten Donnerschläge auf, Eisenteile, Planken, Maschinen und Menschen flogen durch die Luft. Volltreffer auf ein sowjetisches Kriegsschiff. Langsam verknatterte die letzte Munition, dann war das Drama aus. Zweimal flog die Stukamaschine an. Zweimal, und der Tod blieb Sieger über Technik, Menschen und Maschinen.

Nahe vor dem verbrannten Anlegesteg verglommen die letzten Trümmer eines treibenden Segelschiffwrackes. Ein paar hundert Meter weiter draussen glühte das Wrack eines Dampfers und sprühte hellen Funkenregen gegen den abendlichen Himmel. Noch weiter draussen aber, auf hoher See dröhnten immer wieder aufs Neue die schweren Hammerschläge.

«Immer wieder», erzählte ein Dorfbewohner, «versuchten die Sowjets ihre Soldaten auf den Schiffen hinaus aufs Meer zu bekommen. Aber – », er wies mit der ausgestreckten Hand auf die zahlreichen Mastspitzen, auf die brennenden Wracks – «keiner kam aus dem Feuerregen.»

Am Strand selbst standen zahlreiche Lastkraftwagen, ein paar Geschütze und andere Fahrzeuge. Die Männer gingen unverzüglich daran, den Küstenstreifen zu sichern. Geschütze fuhren auf, Stosstrupps säuberten die ganze Umgebung.

Die letzten versprengten Sowjets, die hier ihren «Omnibus» versäumten, ergaben sich ohne Widerstand.

Ein blutjunger Rekrut und ich stolchten durch das Fischerdorf und sahen uns die primitiven Netze und Fischereigeräte an. Dabei stiessen wir auf ein verstecktes Sowjetgeschütz, das verlassen in der Hofecke einer kleinen Fischerhütte stand. Neugierig, wie Soldaten einmal sind, wenn sie fremde Waffen in die Hand bekommen, fummelte der Rekrut an dem Geschütz herum, an dem nicht einmal das Verschlussstück fehlte.

Auf der Einfahrtstrasse brauste ein grosser Kübelwagen heran. Ich blickte schärfer hin. Es war der Bataillonskommandeur. In diesem Augenblick gab es einen ohrenbetäubenden Krach. Das Sowjetgeschütz hatte sogar noch eine Granate im Rohr gehabt, die der junge Kamerad höchst unfreiwillig gelöst hatte.

Auf der Strasse aber gab es einen noch viel ärgeren Krach. Das Geschoss hatte wenige Meter vor dem Kommandeurwagen eingeschlagen und den Alten mit Erde und Splittern überschüttet. Wie durch ein Wunder aber war niemand verletzt worden.

Blitzartig verschwanden wir zwei Unglücksvögel um die nächste Ecke und tauchten in der aufgeregten Menge unter.

Zwei Tage lang liess der Kommandeur nach der Ursache fahnden. Wir beide aber hielten wohlweislich den Mund. Nur wenn wir uns sahen, zwinkerten wir uns zu.

Unterdessen ward es Nacht. Die Dämmerung war über die Steppe herausgekommen bis zu uns an den Strand.

Alles war still und friedlich bei uns. Nur draussen auf dem Meer lohte heller Feuerschein...

Hier war unsere militärische Aufgabe gelöst. Wir sollten nun, wie es ganz vertraulich hiess, auf die Krim. Panzereinheiten der Division sollten schon bei Perekop am Tatarengaben in heftigen Kämpfen stehen. Am Ende wurde aber doch nichts daraus. Wir stiessen hoch, längs dem Schwarzen Meer, am schwachbesetzten Melitopol vorbei, gegen Mariupol.

4. Kapitel

Weiter nach Taganrog

In einem endlosen Sonnenblumenfeld tobte am nächsten Morgen ein erbitterter Kampf um dessen Besitz.

Im Sonnenblumenfeld erglühte die frühe Reife in sattem Gelb. Die Sonne, milder geworden im Donnerrollen der Schlacht, zog ihre Nebelfäden vom Schlehdornbusch der Kuschelreihe, aus der wir am Morgen angetreten waren, bis her zur goldenen Flut der Sonnenblumen. Die Feuer der qualmenden Dörfer in der Runde wurden stärker und heller: es wollte Abend werden.

In den grossen, leicht gebräunten Körnerrädern der Blumen über unseren Köpfen brachen sich die ersten rötlichen Lichter der verglutenden Dämmerung. Ein Vogel pickte noch hastig von der gedeckten Tafel. Dann war auch sein eiliger Flügelschlag in der Weite versunken, und nichts war mehr da als der Wind und die darin sich wiegenden Sonnenblumen. Die Stille tat gut! Immer, mit den ersten Schüssen, die übers Feld peitschten, mit den ersten Einschlägen der Granaten, erfasste uns das alte, ewig gleiche Fieber. Längst waren die Furcht und der Schrecken im Sturm der ersten Feuertaufe gestorben. Es musste schon viel kommen, wenn unsere Herzen wanken sollten. Und doch brachte der erste Schuss immer aufs Neue den Zauber, der uns die dunklen Tore öffnete und das letzte Wunder zur Wahrheit werden liess. So, wie wir im Wissen um die kommende Schlacht diesen ersten Schuss herbeisehnten, so hüllte uns die Stille nun mit ihrer Heimlichkeit und Geborgenheit ein.

Es war vorbei.

Das Blätterkraut der Sonnenblumen rauschte. Hier, dort und weit unten, so weit eben das riesige Feld ging, das wir im Sturme nahmen. Die Tiefe der feindlichen Schützenlöcher und Gräben barg uns und die schwere ukrainische Erde ist voll mütterlicher Obsorge. Handgranaten, Stahlhelme und Gasmasken des Feindes lagen wahllos herum. Selbst seine Toten hockten zusammengekrümmt in den Ecken und Bodenwellen, so, wie sie unser Sturm erreichte. Das schwere Maxim-MG war hier verstummt. Seine Mannschaft hatte sich trotz Hetzparolen und Kommissarpistolen

ergeben. Der Granatwerfer, der uns soviel zu schaffen gemacht hatte, dessen Stellung wir hier in den weit mehr als mannshohen Sonnenblumen nicht hatten ausmachen können, lag verlassen neben den Deckungslöchern. Die Kalmücken daneben. Die MG-Garbe hatte gut gegessen. Wohin wir auch schauten, jeden Meter weit stand der Tod neben den schlanken Blumenstämmen. Unsere Horchposten am Rande des grossen Feldes lagen sicher in den sowjetischen Löchern, von den Seiten, von oben, ja sogar von vorne gut gedeckt von den grossen, gelben Blumen. Selbst die Pak und die 2-Zentimeter-Flak verschwanden in den gelben Wogen. Es war, als wenn der Tod sich selbst in dem Sonnenblumenfeld zu Gast geladen hätte.

Gestern freilich trug er noch den spitzhäubigen Moskowiterhelm mit rotem Stern. Heute hatte er sich aber unseren Männern beigelegt. Wir lagen und hockten an den Rändern unserer Deckungsgräben und warteten auf den roten Gegenstoss. Über uns das gelbe Dach. Von der nahen Anhöhe zog leichter Rauch, dort qualmte das kleine Dorf. Der Feind liess auf sich warten.

Als Kind schon habe ich diese schlanken, zierlichen und doch kraftstrotzenden Blumen heiss geliebt. Später, als ich meine erste Bude mein Eigen nannte, hatte meine ungelenke Bubenhand aus einer Illustrierten das Bild ausgeschnitten, mühsam verglast und als liebe Zierde übers Bett gehängt: Sonnenblumen. Unter ihnen träumte ich die ersten Träume vom Leben. Mein erstes gutes Bild aus Künstlerhand war eine kleine Studie: blühende Sonnenblumen. Sie erschienen mir als beredter Ausdruck der Jugend und der Reife. In ihnen war alles vereint: grazile Verspieltheit, eigenartige Schönheit und mütterliche Gebefreudigkeit, die in überreicher Fülle sich selbst verschenkt.

Darum erschienen uns allen die ersten Sonnenblumenfelder der Ukraine als ein lieber Gruss der Heimat und der Jugend. Sie sind, wie wir bald erkannten, ein gewichtiger Teil der reichen Fruchtfülle der weiten Ebenen und Hügel dieses Landes. Ihre Körner bergen eine ungeahnte Vielfalt von Gesellschaftsspiel und Ernährung für den Muschik. Was Wunder, wenn ihr Zauber uns immer aufs Neue berauschte.

Bis das erstemal der Tod, geduckt hinter Sonnenblumenstauden, uns ansprang und grausame Ernte hielt in unseren Reihen. Wie ein Verrat schien es uns, den die gelbe Flut an uns verübt hatte, bis wir uns nach harter Erfahrung daran gewöhnen mussten: Sonnenblumen—dasheisstTod.

Bald war das Feld uns untertan, bald dem heimtückischen Feind. Heute sass er getarnt unterm gelben Blumendach, morgen wir. Es war ein richtiger Kampf, der um diese Blume entbrannte. Ob wir überhaupt noch einmal Sonnenblumen sehen werden, ohne Freund Hein zwischen den gelben Blumenrädern zu schauen?

Dabei war es wundervoll friedlich hier im Feld. Der Mond hatte unterdessen längst sein fahles Licht aufgetan und übergoss das gelbe Feld mit seinem wächsernen, starren Silberglanz. Eine grosse, tiefe – fast möchte man sagen eine fremde Ruhe trat uns an und eine seltsame Geborgenheit im Sonnenblumenfeld.

Erst Stunden danach grüsste der Morgen den neuen Tag. Er grüsste die Posten vorne und uns in der Linie. Sein Strahlen brach sich an den Rohren unserer Geschütze und wischte das Gestern weg, als sei es nie gewesen.

Nur sein Leuchten glosste einen Herzschlag lang auf den gelben Sonnenblumen der frischen Gräber, die wir am Wegrand liessen.

*

Unterdessen hatten andere Bataillone der Division die Stadt Mariupol genommen, und wir rückten nur staunend durch die Strassen nach und marschierten durch das riesige Panzerwerk, das wenige Tage nach dem Fall der Stadt schon wieder seine Arbeit für uns aufnahm. Marschziel: Taganrog.

Bisher hatten wir über die Sowjetluftwaffe nur gelacht. Ihre Bomben lagen fast in allen Fällen rechts oder links vom Ziel, ihre Rata hatten wir wiederholt mit Handfeuerwaffen abgeschossen und Mann wie Material der sowjetischen Luftwaffe schienen den Panzern oder der Infanterie keineswegs gleichwertig zu sein. Bei uns ging der scherzhafte Soldatenspruch um, «Wenn dir eine Bombe von einem Martini auf den Kopf fällt, stehst du halt auch nicht mehr auf. Aber wenn dir das passiert, bist du selber schuld!»

Nie sahen wir die Sowjetflieger eine Strasse der Länge nach anfliegen. Immer nur der Breite nach. Dabei war aber weder für einen Jäger noch für einen Schlächter viel zu holen, er war weg, ehe er das Ziel erkannte, wie konnte er da Erfolg haben?

Auf der Wegstrecke aber von Mariupol nach Taganrog brachte sich die rote Luftwaffe in Erinnerung, in unangenehmste Erinnerung. Stundenlang, eigentlich vom Morgengrauen bis in den sinkenden Tag flogen in rollendem Einsatz viele hundert Maschinen auf unsere Spitze an. Es knallte und pallerte den ganzen lieben Tag, Stunde um Stunde. In der Nacht aber donnerten die Bomben wie von der Schaufel geschippt alle paar Minuten auf unsere rastenden Kolonnen. Es war zum Staunen, wie wenig Ausfälle tatsächlich durch den eilig zusammengefassten Masseneinsatz der Sowjetmaschinen erzielt wurden. Aber mit der Zeit ging einem dieser faule Zauber ganz anständig auf die Nerven.

Es war Abend, und wir hatten ein Dach über dem Kopf. In der Ferne grollten dumpfe Einschläge. Die zerbrochenen Fensterscheiben des ver-

lassenen Bauernhauses klrirten. Neben mir schliefen die beiden Kameraden. Tief und ruhig; nur ich horchte hinaus in die mondhelle Nacht.

Wieder waren wir stundenlang gefahren. Immer vorwärts, immer gegen den Feind. Unsere Kompanien hatten seine Kampfkraft gebrochen. Wir waren wegen eines Motorschadens liegengeblieben und versuchten nun, unsern Abstand aufzuholen. Es ging vorbei an den endlosen Kolonnen des deutschen Vormarsches. Wilhelm, der Fahrer, schaute zufrieden in den sonnigen Nachmittag. Wir überholten ein leichteres Flakgeschütz. Vor uns noch eines. Rollende Festungen, musste ich immer denken. Da riss ich die Augen auf: Das Geschütz war ruckartig stehengeblieben, sein Rohr hob sich.

«Rechts ran!» schrie ich, dann schlugen die ersten Bomben auch schon neben die Strasse. Rataüberfall! Im Lärm der fahrenden Kolonne hatten wir die Feindmaschinen überhört. Wir sprangen ab. Ein kleines, altes Haus stand an der Strasse. Schon waren wir über den niederen Zaun. Hinter der Lehmwand warfen wir uns platt auf den Boden. Wir waren nicht mehr zu zweit, ein fremder Soldat hatte sich uns angeschlossen. Ich wollte etwas sagen, da stieg eine Erdfontäne neben uns auf. Gleich darauf flogen auch Dachsparren und Lehmstücke durch die Luft. Es hatte in unser Haus eingeschlagen. Ohne zu denken, richtete ich mich auf und brüllte durch das Rattern unserer Maschinengewehre und das Knallen der Flak: «Um die Ecke!», und schob Wilhelm vor mir her. Der Fremde folgte dicht hinter uns. Da lagen wir nun, eng aneinandergedrückt, an der Lehmmauer. Der muss noch weiter heran, dachte ich, aber im Explodieren der neuen Bomben vergass ich es. Es muss ein gutes Dutzend Sowjetflugzeuge gewesen sein, die, irgendwoher noch zusammengerafft, verzweifelt versuchten, die Flucht zu decken. Wieder schlug es hart neben uns ein, so hart, dass wir ein kleines Stück in die Höhe geschleudert wurden. Neben mir schrie einer auf. Wilhelm? Dichter Qualm und Staub hüllte uns ein. Ich konnte nichts sehen. Ein Stöhnen neben mir. Es war der fremde Kamerad. «Sanitäter!» brüllte ich, Wilhelm sprang auf und schrie in den Qualm. Da tauchte aber auch schon einer auf. In den Augen des Sanitäters, der den Verwundeten verband, las ich die Hoffnungslosigkeit. Der Splitter ging quer durch Rücken und Brust. Noch immer krachte es, aber die Einschläge lagen nun gute hundert Meter hinter uns und verpufften wirkungslos auf freiem Feld. Plötzlich hielt ich den Atem an: Genau dort, wo wir hinter dem Haus gelegen hatten, kaum einen Meter hinter der Hausecke hatte die Bombe eingeschlagen. Die Hausecke hatte uns gerettet und der fremde Kamerad, der nun im Sterben lag...

«Du blutest ja», sagte Wilhelm. Ich fuhr mit der Hand übers Gesicht. Am Hals ein dünner Strich, ein Kratzer, nicht der Rede wert. Einen Zenti-

meter tiefer hätte es allerdings nicht sein dürfen. Langsam drehte ich mich dem Sterbenden zu. Er blickte mir klar entgegen. Mir war, als hätte ich dieses ernste braune Männergesicht immer gekannt. Ich beugte mich über ihn und strich ihm die Haare aus der schweissnassen Stirn. Er lächelte. Seine Kameraden waren unterdessen hergekommen und mühten sich um ihn. Warum hatte ich ihn nicht dichter herangezogen? Langsam drehte ich mich um und ging zum Wagen. Wieder fuhren wir in rasender Eile vorwärts.

Nun war alles still im verlassenen Dorf. Auf der weiten Wiese galoppierte, irr vor Angst, ein Rudel verlaufener Pferde. In der Ferne lohte roter Schein. Eine Kuh kam langsam aus der Nacht. Sie war wohl tagelang nicht gemolken worden. Schnaubend blieb sie vor mir stehen. Über die Strasse rollten die Panzer. Schwer dröhnten die Ketten durch die Dunkelheit. Es ging weiter. Langsam wich der dumpfe Druck, der den ganzen Tag qualvoll auf mir gelegen hatte. Das war das Geheimnis des alten Hauses an der Strasse unseres Sieges: Wir stehen füreinander!

Dicht nebeneinander lagen wir. Was hätte es genützt, wenn er sich noch dichter angeschlossen hätte? Der Tod kam von links. Es starb ein Kamerad, damit wir anderen weitermarschieren und die Zukunft tragen konnten; wäre er von rechts gekommen, der alte Vetter Hein, hätte jener die Fahne weitergetragen, hinein ins feindliche Land. Die grosse Stunde der Soldaten fragt nicht nach Glockenschlag und Friedhofsruhe. Sie kommt, und dann heisst es einzustehen.

In der Ferne rollten noch immer die Einschläge. Fröstelnd ging ich ins Haus zurück. Beim Einschlafen rasselten noch unsere Panzer vorbei. Vor ihnen hetzten die geschlagenen Horden.

Und leise klirrten die Fensterscheiben...

*

Während das Gros am nächsten Morgen weiter auf der Hauptrollbahn vorsties, wurden einzelne Fahrzeuge mit Meldern rechts und links in Blickverbindung auf die Nebenwege geschickt.

Wir fuhren die Flachküste entlang. Der Weg war schmal, kaum, dass unsere Wagen durchkamen. Aber es ging. Links rauschten die Wogen dunkelblau aus der Weite heran gegen die schmalen Sandbänke. Weisser Gischt ritt herauf bis knapp zu uns. Rechts standen, von herbstlichem Sonnenglast übergossen, die armseligen Katen der Fischer- und Hafenarbeiter. Weisse Fäden spannen Silberzauber über den Weg. Um uns herum standen die Männer und Frauen. Hier war noch kein Deutscher gewesen. Wilhelm, der Hannoveraner, zeigte dem Kreis der Neugierigen ein paar Bilder seiner Frau und seiner Kinder. Gebannt hingen die Blicke aller

an den Bildchen. Plötzlich redete ein junges Weib hastig auf mich ein. Immer wieder wies sie auf das Bild und dann auf ihren zerlumpten Rock. Mit einemmal rannen ihr die Tränen übers Gesicht. Die anderen sahen stumm zu Boden. Zu gross war der Eindruck einer gut angezogenen deutschen Arbeiterfrau. Zu ungleich der Vergleich mit ihrem eigenen Leben.

Wir rauchten ein paar Zigaretten und schlenderten weiter. «Auf Wiedersehen!» rief uns ein Junge stolz nach, das einzige deutsche Wort, das er konnte. Hier waren die Parolen vom Heckenkampf der Zivilbevölkerung genau so gefallen wie überall. Wir waren nur zwei deutsche Soldaten. Aber es krachte im Sowjetreich. Man glaubte nicht mehr. Man sah endlich die Wirklichkeit.

Drüben am Hang stand ein grosses Gebäude mit einer schreienden Fassade. Die Akademie der Flieger. Aus ihrem halbdunklen Vortrag- und Kasinosaal klangen zuerst zaghaft, dann stärker, und nun, als ich den Saal betrat, wuchtig die Akkorde Tschaikowskischer Musik. Draussen ballerten unsere Flakgeschütze gegen den Rataangriff, der hastig, wie ein böser Spuk übers Meer verflog. Die Spielerin, eine magere, alternde Frau, achtete nicht darauf. Sie sass vornübergebeugt und lauschte wie traumverloren den Tönen nach. Als sie mich sah, erschrak sie.

«Nitschewo!» beruhigte ich sie. «Es macht nichts!»

«Merci, Monsieur!» stammelte sie ungelenkes, längst vergessenes Schulfranzösisch. «Wie lange war es her, dass ich an keinem Klavier sass? Es ist ein Wunder», fuhr sie tief aufatmend fort, «ein unfassbares Wunder.»

Eine Weile hörte ich still dem Spiel zu. Dann drehte ich mich um und ging leise aus dem Saal. Im Flur standen drei Halbwüchsige um den Seelenverkäufer Sowjetrusslands, der mit geballter Faust in die Ewigkeit hinüberzugehen schien. Sie tuschelten etwas, dann griffen sie zu, und polternd stürzte der gipsene Lenin die Treppe hinunter. Einen Augenblick horchten sie in die Stille, wie erschüttert von ihrer eigenen Kühnheit. Aber nichts rührte sich. Nur aus dem Kinosaal klangen voll und brausend immer neue Melodien von Tschaikowsky.

Weiter rückwärts, dort, wo die von den Sowjets in Brand gesteckten Öltanks immer noch loderten und qualmten, traten unsere Männer aufs neue an, um die Fahne weiter hineinzutragen in die Weite unseres Sieges. Dorthin brausten alle unsere Wagen.

Neben uns her aber rauschte die tiefblaue Flut des Asowschen Meeres.

Dann aber schwenkten wir nordwestwärts und stiessen wieder hinein ins weite Land. Weite Sonnenblumenfelder, endlose wogende Kornfelder hüllten uns ein. Bis der Feind sich wiederum zum Kampf stellte.

*

Die Nacht lag drückend auf uns allen. Duster und gespenstig ragten vor uns die Strohdächer des ukrainischen Dorfes aus dem Dunkeln. Den ganzen Tag, vom Morgengrauen bis in den späten Abend, hatten wir dazu gebraucht, uns durch das riesige Sonnenblumenfeld zu arbeiten, das übermannshoch über unseren Stahlhelmen zusammenschlug und uns wie ein Geisterreich umfängen hatte. Immer wieder waren die Kameraden rechts und links im Gewirre der Blätter und des Gestänges untergetaucht, uns allein dem Feind, der überall war und nirgend, überlassend. Die sibirischen Schützen waren zähe und todesmutig. Viele von uns und ihnen lagen nun im weiten Feld, und die gelben Räderkränze der Sonnenblumen schmückten sie im letzten Glanze.

Gegen Abend erst war der Widerstand erlahmt. Nur vereinzelt peitschten noch eine Weile die Schüsse. Dann war es totenstill geworden. Selbst das Stöhnen der Verwundeten war verstummt. Wir lagen kaum dreissig Meter vom ersten Haus entfernt, dessen grösste Umrisse gerade noch auszunehmen waren. Eine offene Tür knarrte im Abendwind. Jedesmal zuckten wir zusammen, obgleich wir längst erkannt hatten, dass das Haus verlassen sein musste und der Mensch, der in überstürzter Hast die Türe offen stehen liess, längst über alle Berge war.

Weit weg im Westen polterte und knarrte es. Panzer, die uns verstärken sollten, wurden im Schutze der Nacht vorgezogen. Plötzlich zuckten wir zusammen. Weiter rechts von uns hatte ein weisses Strahlenbündel den nächtlichen Himmel fahl entflammt. Bald standen im Kreis vor uns wie gespenstige Weihnachtskerzen die Leuchtschirme. Das monotone Geknatter der Martinibomber schwoll in der Ferne ab und verebbte. Wir aber hatten vor uns das kleine Dorf gesehen. Es schien wirklich vollkommen menschenleer. Der Schütze Eins stiess mich in die Seite: «Auf geht's!»

Langsam rappelten wir uns aus der schützenden Lehmmulde. Vor mir fluchte der Gruppenführer, das LMG hatte verräterisch geklirrt. Die Gewehre entsichert, schlichen wir weiter vor. Der niedrige hölzerne Gartenzaun wurde erreicht. Plötzlich lagen wir alle neun flach am Boden. Aber nichts geschah. Die verdammte Türe hatte wieder geknarrt. Vor mir sprang der Mann hoch und riss die Türe vollends auf. Eine Taschenlampe flammte. Die Laden und die alten, wurmstichigen Kasten standen weit offen, die kärglichen Bettgestelle waren leer. Briefe in vergilbter Schrift, verblichene Photos, Krimskrams wild am Boden zerstreut. Antlitz der Flucht.

Draussen gingen die Nachbartruppen gedämpften Schrittes vorüber. Der Zugführer stand auf einmal in der Türfüllung. Wir, die wir seit Morgengrauen am Feind waren, blieben hier zur Nachtruhe. Andere stiessen durchs verlassene Dorf, weit über die Sumpfwiese, zur Sicherung vor.

Notdürftig räumten wir die Stube mit einem alten Besen zusammen und legten uns todmüde auf den festgestampften Fussboden. Im Einschlafen hörte ich wie in weiter Ferne ein leises Klagen. Aber ich vermochte mich nicht mehr aufzuraffen.

Viel später wurde ich wach. Ich wunderte mich. Der Vollmond strahlte hell ins Zimmer. Mühsam versuchte ich meine Gedanken zu ordnen. Da schlief Franz, da Karl. Ja, das Dorf, das wir gestern nicht kriegen konnten und das dann der Iwan doch noch am Abend freiwillig räumte.

Ein dünnes Stimmchen jaulte ganz neben mir. Nun war ich hellwach. Dicht bei mir sass ein winziges, weisses Kätzchen, kaum höher als meine Faust, und jammerte leise vor sich hin. Ich versuchte es zu locken. Aber es sprang auf und schlich langsam gegen die offene Tür, es weinte aufs neue. Schwerfällig erhob ich mich und ging zur Türe. Wieder wischte die Kleine vor mir ab, lockte mich aber im Hof gegen den Zaun. Dort blieb sie, kleine, kurze Klagelaute ausstossend, vor einer grossen Sonnenblume stehen. Sie wich auch nicht, als ich näher kam. Eine grosse, magere Katze lag, weit ausgestreckt, den halben Schädel von einem kleinen Splitter glatt durchschlagen. Immer wieder versuchte die kleine Weisse das tote Muttertier aufzurichten und umkreiste es jaulend. Dann aber liess sie ermattet ab und blinzelte mich unbewegt an.

Ich kniete mich zu dem Tier und streichelte es. Es liess alles gleichgültig geschehen. Beim Streicheln merkte ich, wie erschreckend abgemagert das Tierchen war. Schon vor Tagen mochten die Bewohner geflohen sein, und seither wird sich das Muttertier mit dem Jungen, auf die Ergebnisse ihrer armseligen Jagd angewiesen, durchgehungert haben. Ein Gedanke zuckte in mir hoch. Hastig griff ich in den Brotbeutel. Die kleine Blutwurstkonserve, die eiserne Gefechtsration, stiess ich mit dem Seitengewehr auf und reichte sie der kleinen Katze, die sich nach anfänglichem misstrauischem Beschnuppern, eiligst darüber hermachte. Lächelnd schaute ich dem fressenden Tierlein zu. Vor mir klangen Schritte. Ich fuhr zusammen. Dicht am Holzzaun stand der Zugführer, der übers niedrige Gras fast unhörbar herangekommen war. Sprachlos schaute nun auch er auf das Bild. Ich sprang verwirrt auf.

«Sie gehören vors Kriegsgericht!» sagte er ganz ruhig. «Gehen Sie jetzt schlafen!» Müde und zerschlagen ging ich ins Haus zurück. Denken konnte ich nichts. Im Einschlafen hörte ich das Kätzchen mit der Konservendose durch den Hof tollen, nach Art satter Katzen Mäuschen spielend.

Der Zugführer kam. Mir setzte das Herz aus, aber er sagte kein Wort. Gleich darauf riss uns der Befehl mitten in die Todesplane. Als wir die von Einschlügen zerfurchte Dorfstrasse, gruppenweise rechts und links im Strassengraben, vorwärts rückten, trabte mit hoch erhobenem Schwänzchen

unsere Weisse, Kleine, eine ganze Weile mitten auf der Chaussee mit, bis uns die Weite aufnahm.

*

So ist die Stunde vor dem Angriff: still, fast friedlich. Wenn auch ohne jenen inneren Gleichklang, der erst die Ruhe zur Glückseligkeit werden lässt, denn hinter jeder Minute harrt das letzte Wunder, irgendwo in den endlosen Kornfeldern oder Sonnenblumenbeeten.

Die achtzehnte Kompanie des vierten Bataillons hatte den Befehl zum Angriff erhalten.

In wenigen Minuten würde die Stille auseinandergebrochen sein und das brausende Hurra unserer Männer den Sieg gegen die Marionetten des roten Sternes getragen haben.

Im letzten Augenblick begann die bolschewistische Batterie ein vernichtendes Feuer ausgerechnet auf den Abschnitt dieser 18. Kompanie zu legen, mit der hellseherischen Eingabe eines Todgeweihten. Eine MG-Bedienung fiel aus. Der Kompaniechef, ein Obersturmführer, holte sich fluchend mit blossen Fingern einen Splitter aus dem Unterschenkel. Dann sprang er auf und humpelte nach vorne. Der Angriff der Achtzehnten rollte.

Ein Feuerzauber schlug den Männern entgegen. Aus den sicheren, übermannstiefen Schützenlöchern überschütteten die Sowjetisten diese angreifende Kompanie mit einem Hagel, an dem alles dran war. Da und dort taumelten die tapferen Kerle.

Schon verschmähten sie jede Deckung und standen aufrecht, frei im wogenden Kornfeld, das dem Feind eine phantastische Tarnungsmöglichkeit gab. Wo aber immer ein Bolschewikenstahlhelm über den gelben Wogen auftauchte, krachten die deutschen Gewehre. Es war eine richtige Hasenhatz, die die Achtzehnte hier durchführte, allerdings unter dem grössten Einsatz des Lebens jedes ihrer Männer, die dem Tod im Kornfeld buchstäblich gegenüberstanden. Mitten im Kampfgetümmel sprang einer der Sowjetisten auf und winkte mit einem deutschen Stahlhelm herüber. «Sie ergeben sich», jubelten die Männer, «sie sind mürbe!» Aber der Obersturmführer war auf Draht. «Liegenbleiben!» brüllte er den in ihrer Freude mit gesenkten Gewehren vorgehenden Männern zu und trat näher dem vermeintlichen Überläufer entgegen. In dem Augenblick fingen zwei russische MG zu rattern an und schlugen den Männern entgegen, die blitzschnell Deckung genommen hatten. Wutentbrannt über diese Finte aber wurde der Angriff weitergetragen, immer näher an den heimtückischen Feind. Es begann ein Kampf Mann gegen Mann zwischen den Männern, die frei im Korn standen und den Sowjetisten, die in ihren Löchern hockten und bis zur letzten Patrone herauffeuerten.

Zur rechten Zeit kamen zwei Panzersturmgeschütze in den Abschnitt der Achtzehnten und trugen den Angriff der mit unerhörter Wucht vorgehenden Kompanie weiter nach vorne.

Ein Mann erhielt einen bösen Brustschuss. Sein Untersturmführer neben ihm sah die Verwundung und liess sich sofort neben ihm nieder, riss sein Verbandpäckchen auf, um den Schwerverletzten zu verbinden. Aber er hatte kaum die ersten Hilfsgriffe getan, als ihn ein in nächster Nähe im Kornfeld hockender Sowjetbandit entdeckte und den Ahnungslosen mitten in seiner Hilfeleistung durch Kopfschuss ermordete.

Die erbitterten Männer der Kompanie liessen sich weder durch das mörderische Feuer, noch durch die heimtückische Hinterhältigkeit des Gegners irre machen. Bald war die Höhe in unserer Hand.

Ein Mann winkte einem Sowjetisten, der sich zögernd erhoben hatte, zu, er möge herüberkommen und sich ergeben. Der Sowjetist lächelte freundlich und kam ein paar Schritte näher. Plötzlich riss er eine versteckte Handgranate hervor und warf sie auf den verblüfften Mann, der aber geistesgegenwärtig sich sofort mit einem Überschlag ins Korn fallen liess. Ein Kamerad hatte dies beobachtet und brannte dem feigen Gegner einen Schuss auf den Pelz, der diesen aber nur verwundete. Neuerlich winkte der erste Mann dem Sowjetisten zu, er möge sich ergeben. Der aber lächelte zerfahren, zog eine neue Handgranate und hielt sie sich unters Kinn. Dann zog er ab.

Gefangene sagten aus, dass dies der letzte Kommissar des Regiments gewesen war, das von uns in zwei Tagen vernichtend geschlagen wurde.

Nicht alle Politikommissare aber waren so stur und ihren Herren untertan, wie dieser Fanatiker. Unsere Männer fanden Koffer mit vollständiger Zivilkleidung samt Hemd, Schuhen, Krawatten bis zur Leinenmütze. Lange standen wir vor einem Rätsel, bis uns ein erbitterter Gefangener die Erklärung brachte: jeder Kommissar hatte sich in aller Heimlichkeit einen solchen Koffer verschafft, der ihm, wenn die Sache also am Ende doch anders ausgehen sollte, zur sicheren Flucht verhelfen konnte. Diese «Sicherheitskoffer» der Politikommissare Stalins waren wenig überzeugend für die Siegesgewissheit der Bolschewiken. «Kampf bis zum letzten Tropfen Blut, Towarisch! Im Übrigen, Iwan, ist mein Koffer da?»

Heller Sonnenglast lag auf der Höhe 180. Die Kornfelder wiegten sich im Morgenwind. Weiter war der Sturmschritt der Achtzehnten gegangen, die jetzt drüben am Flusse Wache hielt und verhinderte, dass der umzingelte Feind ein Loch in seinem Todeskessel fand. Fast konnte man es nicht glauben, dass hier gestern noch der Tod durchs Kornfeld geschritten war.

*

Dann standen wir am Mius. Ein harter Nahkampf im Dorf, das mit schier unglaublicher Härte verteidigt wurde. Und vor uns die Stadt Taganrog. Die Sowjetartillerie schoss wie verrückt. Aber bald merkten wir, dass die Geschosse fast alle nicht explodierten. Nach Stunden erst konnten wir uns das merkwürdige Wunder erklären. Sie schossen mit Zeitverzögerung. Als die Nachschubkolonnen ahnungslos und vergnügt nachrückten, explodierten rechts und links der Strasse die Granaten, ohne ernstlichen Schaden anzurichten. Wir hatten unterdessen den Stadtkern erreicht, ohne dass irgendwo besonderer Widerstand geleistet worden war.

Ich erhielt Befehl, mit einer Gruppe einen Strassenzug durchzukämmen. Fast nirgends waren Menschen zu sehen. Die hohen Häuser standen stumm und drohend. Ich drang in eines ein und arbeitete mich durch Gärten und Höfe nach vorne, immer wieder von innen die Haustore aufsprengend oder erbrechend. Die Strasse aber blieb ruhig. Dann standen wir vor einem kleinen Park. Wir überkletterten vorsichtig die kleine Mauer und sahen voll Staunen ein Palais vor uns.

Zögernd schritt ich, von den Schützen schussbereit abgedeckt, mit einem Mann die breiten Steintreppen hinauf, öffnete die unversperrte Tür und stand in einem mit wunderbaren Teppichen ausgelegten Vorraum. Schweigend gingen wir um die Ecke und prallten vor ein paar alten Tatarenkriegern im Kettenhemd, mit Schwert und Schild und eisernen Helmen zurück. Dann wussten wir es: wir waren im Museum von Taganrog.

Langsam wanderten wir durch die Hallen. Alle Glaskästen waren unberührt. Bilder alter und neuer russischer Meister blickten uns an. Buddhas und Gebetsmühlen standen auf breiten Sockeln neben dem schmerzverzerrten Christus am Kreuz. Wir standen in der Abteilung: Aberglaube.

In einem Raum befand sich Spielzeug von uralter Zeit bis zum heutigen Tage. Holz- und Steinpuppen bis zum Harlekin. Ich nahm mir eine dralle Art Krusepuppe mit roten Backen und blonden Haaren und einen Bajazzo herab und steckte sie neben die Stielhandgranaten in das Koppel. Durch das grosse Tor stiessen wir auf die Strasse. Es war noch immer alles ruhig. An der Ecke stand ein mehrere Stockwerke hoher Gemeinschaftsbau, ähnlich den Wiener Gemeindebauten, aber primitiver. Wir gingen, rechts und links der Strasse aufgeteilt, mit schussbereiten Gewehren auf ihn zu. Plötzlich blieben wir verblüfft stehen. Hunderte Menschen aller Altersklassen drängten sich hier im Hof zusammen. Hunderte Augenpaare blickten uns abweisend entgegen. Der MG-Schütze stellte sein Gewehr schussbereit auf die Erde und hockte sich dazu. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich schaute Rudolf an, der sofort verstand und nach rückwärts ging, um beim ersten Schuss zur Kompanie zu rennen.

Da bohrten sich zwei Kinderaugen so fest an mich, dass ich erstaunt aufschaute; ein winzig kleines, vielleicht sechsjähriges Mädchen starrte verklärt auf mein Koppel. Da ging mir ein Licht auf. Lächelnd löste ich die rotgesichtige Krusepuppe aus dem Koppel und reichte sie ihr. Ihre Augen wurden kugelrunde Wagenräder, dann drückte sie jauchzend die Puppe an sich und rannte auf eine verhärmte Frau zu: «Mati – mati – »

Rasch löste ich nun auch den Bajazzo und reichte ihn einem vielleicht vierjährigen Kinde, das neugierig nähergekommen war. Nun aber schlug das Unglück über mich zusammen. Im Nu war ich von Dutzenden Kindern umringt, die alle die Hände ausstreckten und mich mit ihren Bitten überströmten. Verzweifelt wehrte ich ab und schrie: «Nema – nema – ich habe nichts!» Dabei wäre mir aufs Haar mein Gewehr entfallen.

Ein brausendes Gelächter stieg auf, und Menschen umdrängten uns, redeten auf uns ein, betasteten unsere Uniformen, brachten, weil wir abge-spannt und durstig aussahen, Wasser und einige versuchten uns Brot zuzu-stecken.

Die Stimmung hatte umgeschlagen, wie nie zuvor. Bolschewiken waren keine mehr da, alles war feindfrei.

Als wir schon zwei, drei Strassen weiter waren, marschierte noch immer unsere Kleine mit uns, unter den schussbereiten Gewehren und liess und liess sich nicht vertreiben, mit strahlenden Augen, die blonde Puppe ganz fest an ihr junges Herz gedrückt. Und überall, wohin wir kamen, standen nun die Menschen und lachten und winkten uns zu.

Am Abend konnte ich lange nicht einschlafen, so sehr hatte mich dieses kleine, so unkriegerische Vorkommnis aufgewühlt.

*

Der Bolschewismus hat in seinem Kampf um die Gewaltherrschaft nichts vergessen. Von der geschickten Ausnutzung der unerträglichen Lebensverhältnisse des rasputinschen Russlands bis zur Aufpeitschung tierischer Instinkte eines Massenvolkes hat er alle menschlichen Schwächen zu mobilisieren verstanden. Er vergass so wenig die Millionen Soldaten, die an der Front in einem aussichtslosen Kampf für eine noch aussichtslosere Zukunft starben, als er die hungernden Fabrikproleten und Muschiks vergass. Auch nicht die lebenshungrigen Wünsche und Träume, die in denen gross wurden, die immer vor den Fenstern stehen mussten, hinter denen der Zar aller Reussen und seine Auserwählten lebten. Nicht jene dunklen Geheimnisse der Seele der immer Getretenen, die in einem unseligen Augenblick aus tausend friedfertigen, unglücklichen Menschen reissende Bestien machten. Nur eines hatte er vergessen: das Herz.

Er schuf für die Lebenssüchtigen die Legende vom kommunistischen Zukunftsstaat, in dem es nur Schafe und keine Wölfe gibt. Für die Allzu- feurigen die Illusion der Weltrevolution, in deren Komintern und Sek- tionen diese «Gläubigen» gleich je nach Bedarf sterben oder leben durften. Und für die, die das alles nicht so recht glaubten, schuf er die GPU, die Zwangsarbeitslager und den Genickschuss. Nur für das wirkliche Leben, für das Herz, dafür schuf er nichts. Dies aber nicht, weil er vielleicht nicht wollte. Er konnte einfach nicht.

Der Bolschewismus hat dies gewusst, daher versuchte er anstelle des heissen Herzens die kühle Berechnung zu setzen. Alle Dinge – die gestri- gen, die heutigen und die künftigen technisch zu sezieren, schien ihm die Potenz seiner absoluten Philosophie. Das pseudowissenschaftliche Ergeb- nis dieser Vivisektion des bisherigen menschlichen Denkens und Fühlens nannte er prahlerisch die materialistische Geschichtsauffassung. In dieser «Weltanschauung» nahmen das Dogma und das Experiment die Haupt- posten ein. Für das Herz, das allein das Leben und seine tiefsten Geheim- nisse blutgebunden erfüllt, war in dieser Welt des Materialismus kein Platz. Zuerst schlug es wild an die Barrikaden der Gewalt, dann weinte es eine Zeitlang in den Zwangsarbeitslagern und starb schliesslich in den Kellern der GPU. Wenn es später versucht hätte, mit scheuen Schlägen an die Welt des Bolschewismus zu pochen, hätte keiner mehr seine Sprache verstanden. Man hatte das Herz nicht nur in der kommunistischen Theorie, sondern auch im kommunistischen Alltag vergessen.

Nur so können wir begreifen, warum tote Sowjetisten, gefallen für den Traum der roten Weltversklavung, tagelang, ja wochenlang unbeerdigt mitten in Städten und Dörfern liegen blieben. Nur so Erklärungen dafür finden, dass sowjetische Sanitäter Verwundete, statt sie zu verbinden, ein- fach erschossen. Nitschewo! Er kann ja so nicht mehr kämpfen, daher macht das nichts.

Mitten in Mariupol lief ein durch einen Granatsplitter verwundetes Flintenweib schluchzend durch die bei unserem Einmarsch zusammen- geströmten Menschenmassen und bat ihre Sowjetbürger verzweifelt um Hilfe. Kein einziger rührte sich, die meisten lachten, weil sie es erheiternd fanden, wie der verletzten Partisanin die Haare wirr ins Gesicht fielen. Ohne deutsche Hilfe wäre diese Genossin inmitten ihrer Genossen unzweifelhaft verblutet. In Taganrog lag mitten auf der Hauptstrasse zum Hafen ein ukrainischer Bauer, den die Bolschewisten vom Dnjepr hierher zum Schanzgraben verschleppt hatten. Er war von einer Kugel durch beide Beine geschossen worden. Stöhnend bat er die tausend Vorübergehenden, ihm aus der gegenüberliegenden geplünderten Apotheke eines der hundert Verbandpäckchen zu reichen. Niemand blickte auch nur auf, nur ein paar

Halbwüchsige hatten sich um ihn gekümmert: sie hatten ihm die Stiefel von den verwundeten Füßen gezerrt und damit das Weite gesucht. Als wir ihn fanden, lag der arme Teufel bereits volle 18 Stunden auf der belebten Strasse. Auf nichts hat der Bolschewismus vergessen. Nur auf eines: auf das Herz.

*

Unsere Gruppe kam ins Quartier zu einer alten Ukrainerin, die wir sofort Babuschka nannten, Grossmütterchen. Sie und ihre beiden Enkelinnen, eine junge Fliegerstudentin, Nada und eine angehende Medizinerin, Maruschka, waren glühende Antikommunistinnen. Der Grossvater und der Sohn, sowie die Schwiegertochter waren von den Bolschewiken wegen angeblicher Verschwörung auf zehn Jahre nach Sibirien in ein Zwangsarbeitslager verschickt worden.

Die Mädchen waren mit uns lustig und freundlich, aber sonst von einer Sittenstrenge, dass mein Fahrer sagte: «Hoffentlich sind die unseren auch so!»

Babuschka, die in ihren jungen Jahren bei einem deutschen Kaufmann in Stellung war, sprach ein schauerliches, aber doch gut verständliches Deutsch.

Sie war den ganzen Tag auf den Beinen, wusch unsere Socken und unsere Wäsche, kochte für uns zusätzliche Leckerbissen. Selbstredend versorgten wir die ganze Familie mit der Truppenverpflegung, die überreich vorhanden war.

Das war ein recht gemütliches, fast möchte man sagen familiäres Milieu.

Eines Tages, ich war gerade Wachhabender beim Zug, lernte ich eine hübsche, kohlschwarze Moskauerin kennen, die mit ihrem fünfjährigen Mädchen hierher zu ihrer Mutter geflohen war. Sie war ehemals Mitglied der Moskauer Staatsoper gewesen und versuchte nun, bei den Deutschen zu singen oder Klavier zu spielen, weil sie gehört hatte, dass ein deutsches Soldatenkabarett entstehen sollte. Ich versprach, mich umzusehen, und wir vereinbarten für den kommenden Tag ein Treffen. Tatsächlich konnte ich am nächsten Morgen mit einem dicken aufgeschwemmten Feldwebel reden, der mir sagte, dass dringend Sängerinnen und Artisten gesucht würden. Ich teilte ihr dies mit. Darauf lud ich sie in eine der erst ganz kurz aufgemachten Kneipen ein, wo es aber wirklich so trostlos war, dass ich sie überreden konnte, zu mir ins Quartier zu kommen. Wir sassen dann, einige Kameraden, Babuschkas Enkel und Iniza, so hiess meine Errungenschaft, stundenlang bei Tee und Pathephonmusik beisammen. Als ich sie nach Hause begleitete, wurde ich für den nächsten Nachmittag zum Tee

zu ihrer Mutter eingeladen. Beim Nachhausegehen musste ich lachen, wie förmlich alles zuing, wie eben in jeder kleinen Stadt.

Das Kind, ein nettes, ebenfalls kohlschwarzes Mädchen, wich mir nicht mehr von der Seite. Oftmals, wenn ich Wache hatte, stand sie stundenlang neben mir und mir war es schon peinlich, weil die Kameraden natürlich auch nicht blind waren.

Eines Abends erzählte mir Iniza ihre Geschichte. Als ganz junge Volontärin lernte sie einen jüdischen Redakteur der Moskauer Parteipresse kennen, der sie schliesslich auch heiratete. Als Stalin mit Hitler seinen grossen Nichtangriffspakt schloss, gehörte er zu denen, die das als ein Abweichen von der Generallinie empfanden, und er äusserte sich darüber einmal im engsten Freundeskreis. Zwölf Stunden später war er auf dem Marsch nach Sibirien. Seine Frau aber war an der Oper untragbar geworden und hatte sich durch Stundengeben mühselig weitergebracht. Beim raschen Vormarsch der Deutschen auf Moskau flüchtete sie sich mit dem Kind zu ihrer Mutter. Ihr Mann wurde, trotz der neuerlichen «Schwenkung», nicht freigelassen. Er war ein unverlässliches Element geworden.

Dieser jungen Frau danke ich viel. Sie machte mich immer auf Fehler aufmerksam und auf Dinge, die im Interesse einer gedeihlichen deutsch-russischen Zusammenarbeit hätten vermieden werden sollen. Dabei waren dies alles noch harmlose, kleine Eigenmächtigkeiten subalternen Menschen, die ziemlich rasch durchkreuzt werden konnten, da die Fronttruppe die entscheidende Stimme auch in allen Verwaltungsdingen des Frontgebietes hatte.

Es war der Zivilbevölkerung streng verboten, nach Eintritt der Dunkelheit sich auf der Strasse zu zeigen. Obgleich es damals ja keinerlei Sabotage oder gar Partisanen gab, versuchten die Sowjets doch immer über das unterdessen zugefrorene Asowsche Meer mit Motor- oder Windschlitten herüberzubrausen, um einzelne Wachtposten zu überfallen und durch eine wilde Schiesserei Beunruhigung in die Stadt zu tragen.

Eines Nachts, kurz vor zwölf Uhr, pochte es stark an unserem Fenster. Wir greifen nach unseren Waffen und stiessen schliesslich das Fenster auf. Draussen stand Iniza, zitternd vor Frost und Aufregung mit einem grossen Packen in der Hand.

«Was ist denn los?» Ich zog sie rasch herein zu uns.

«Die Bolschewiken werden gegen früh Taganrog einschliessen und Euch alle umbringen, ich habe dir Kleider gebracht von meinem verstorbenen Bruder, auch für deine Kameraden. Zieht Euch rasch um, ich werde Euch übers Meer gegen Mariupol bringen.»

Wir waren sprachlos. «Ja, hast du durch die Postenkette durchkönnen?» Vor jedem grösseren Quartier, Kommando und Magazin standen natürlich Posten.

«Geschossen haben sie schon», erzählte Iniza lachend, «aber getroffen haben sie nicht!»

Ich wusste wirklich nicht, was ich sagen sollte. «Ich weiss nicht, wie ich dir danken soll», sagte ich schliesslich, «aber erstens wird es schon gar nicht so arg werden, ich weiss, dass der Feinddruck bei Sambek stark ist seit gestern, aber es wird schon halten und wenn nicht, darf ich zweitens nie weg von meinen Kameraden. Entweder kommen wir alle durch oder keiner. Und alle können nicht in die Kleider deines Bruders kriechen und übers Asowsche Meer laufen.»

Sie weinte noch ein bisschen, aber dann hatte sie sich beruhigt.

Gegen Morgen wurde der Feinddruck tatsächlich stärker. Aber der Iwan kam nicht durch.

Wenn man weiss, wie sehr jede Manufaktur in der Sowjetunion begehrt ist und welche Preise der graue Markt dafür zahlt, weiss man nicht, welches Opfer grösser zu werten war: das Durchlaufen der schiessenden Postenkette oder das Opfern von Sachwerten, von denen die ganze Familie monatelang leben konnte.

5. Kapitel

Verschleuderte politische Chancen

Wenige Tage später ging unsere Winteroffensive gegen Rostow los. Bei schneidender Kälte rückten wir in heissen Gefechten weiter gegen Osten. Die Panzer-Armee Kleist, die aus der Leibstandarte «SS Adolf Hitler», der 60. Mot.-Division und den Resten der 13. und 14. Panzerdivision bestand. Die Nächte waren unvorstellbar. Wir hatten keine Übermäntel und keinerlei richtige Winterwäsche, ja meist keine Handschuhe. So lagen wir in den von den Sowjets gegrabenen Deckungslöchern, eine froststeife Zeltbahn kümmerlich über den Kopf gezogen, während draussen der singende Wind ganze Schneestaubwellen vor sich herjagte. Es gab zahlreiche Erfrierungen. Schon das Austreten allein schuf unaussprechliche Qualen. Jede wind- und kältegeschützte Stelle oder Kate wurde nicht als Wohnraum, sondern als Latrine benutzt.

In den Nächten schlugen mir im Schlaf die Zähne so, dass mein Kamerad, der mit mir das Deckungsloch teilte, davon schimpfend erwachte.

Am dritten Angriffstag lag dichter Nebel über dem eisigen, verschneiten Gelände. Überall hörte man das Malmen der Panzer. Unsere Kompanie rückte langsam und vorsichtig in die Waschküche hinein. Man konnte keine drei Meter weit sehen. Immer wieder liess der Kompaniechef halten und horchte. Schliesslich, als wir glücklich wieder rechts und links den Anschluss verloren hatten, wurde ganz angehalten. Der Nebel hob sich etwas. Aber weiter als zwanzig Meter konnte man auch nicht sehen. Vor uns rührte sich nun etwas. Nach zehn Minuten vernahm man deutlich das Geräusch marschierender Füsse. Wir bezogen im Schnee Feuerstellung. Der Kompaniechef wusste noch immer nicht, was los war. Es konnte sich ganz gut um eine eigene Einheit handeln, die sich genauso wie wir, zu weit vorgewagt hatte. Da zerriss für einen Augenblick der Nebel und wir konnten ganz deutlich vielleicht fünfhundert Meter vor uns ein Maschinenpistoleregiment erblicken, also NKWD.

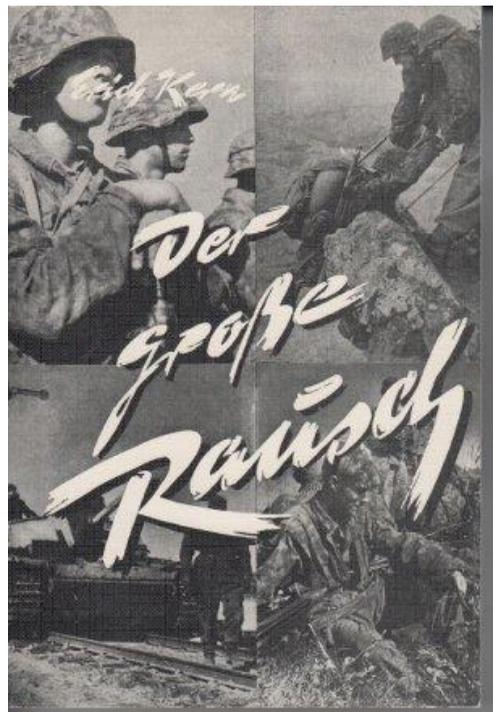
Der Alte liess augenblicklich Feuer eröffnen und funkte wild um Hilfe. Tatsächlich brauste gleich darauf eine 8,8-Batterie an, die unmittelbar hinter unseren Linien abprotzte.

Das Urrä der Sowjets klang merkwürdig hoch und schrill. Es müssen ganz junge Kerle gewesen sein, wahrscheinlich Komsomolzen. Sie kamen trotz unseres wahnsinnigen Feuers gut weiter und griffen mit unwahrscheinlicher Schneid an. Über uns ballerten die vier 8,8-Geschütze, dass uns der Mündungsknall fast in die Luft riss. Er schlug in den feindlichen Angriff blutige Strassen.

Schliesslich kam dieser doch ins Wanken. Dies sah der Chef, riss zwei Züge zusammen und führte uns zum Gegenstoss. Die Reste des Regiments suchten ihr Heil in der Flucht. Als wir über die ersten Gefallenen hinwegstürmten, stockte mein Fuss. Hier lagen Frauen, lauter junge, blühende Frauen und Mädchen, alle um die zwanzig Jahre. Und wie lagen sie da! Die hohe Explosivkraft der 8,8 hatte ihnen buchstäblich die Kleider vom Leib gerissen. Dort lagen sie gebündelt wie weggeworfene Puppen eines Marionettentheaters, hier auch, neun Oberschenkel abgerissen, wie in einem Fleischerladen. Es war grauenhaft. Grosse, rote Blutlachen färbten das blendende Weiss des Schnees. Über das aufgeriebene Frauenregiment aber führte unser Angriff, der nun rasch und flott weiterging, bis an die ersten Ansidlungen vor Rostow.

In der Nacht waren wir zur Deckung einem vorgeschobenen Verbandsplatz zugeteilt worden. Zuerst freuten wir uns irrsinnig auf die Wärme und die ruhige Aufgabe. Dann aber sagten wir alle: nie wieder. Während draussen die Einschläge der Feindartillerie so knapp hinliefen, dass die Fensterläden knallend sprangen und durch Pappwände ersetzt werden mussten, schauten wir hier in die Seele unserer Kameraden.

Der SDG hatte dem Lungenschüssler eine Spritze gegeben. «Du darfst nicht reden», sagte ich ihm, «es muss so sein.» Die glänzenden Augen des schwerverletzten Rottenführers folgten mir bei jedem Handgriff. Einmal wollte er etwas sagen, aber ich winkte ab. Er atmete schwer. Neue kamen, wir hatten keine Zeit, uns um die alten zu kümmern, die ohnedies jeden Augenblick mit dem Sanka nach rückwärts kommen mussten. Plötzlich rief er, trotz des Verbotes, zu mir herüber. «Ich muss etwas sagen, Kamerad – bitte gib meine Maschinenpistole ja nicht ab, heb sie auf, es werden Männer von meinem Zug kommen und nach mir fragen – gib sie ihnen mit – eine Empi ist unersetzlich im Straßenkampf.» Der Arzt drehte sich heftig um, er wollte den Schwerverwundeten anfauchen – aber er kam nicht dazu. Er murmelte nur irgendetwas Unverständliches. «Ja», sagte ich, «ja, Kamerad.» Als er in das Sanitätsauto geschoben wurde, wollte er noch etwas sagen, aber ich kam ihm zuvor. «Sie bekommen die Waffe, die von



deinem Zug, Kamerad!» Ein glückseliges Strahlen ging über sein blasses Bubengesicht, dann schlug der SDG die Wagentüre zu.

Immer mehr Verwundete kamen von vorne, immer öfter fuhren wir, die Pistolen schussbereit in der Hand, in das dämmernde Gelände und holten die Kameraden. Vielen war zu helfen, fast allen. Wenige aber hatten bereits den Vorhang vom dunklen Tor gezogen. Einer, ein Bayer, hatte von einem Politruk zwei Kopfschüsse aus dem Hinterhalt bekommen. Er war von der siebzehnten Kompanie. Nun lag er in dem kleinen Zimmer. Er wusste nichts mehr von seinen Sorgen und seinen Nöten. Nur der starke Körper weigerte sich noch, den Kampf aufzugeben. Neue Verwundete kamen an. Darunter einer, dem die Feindgranate den Unken Arm zerbrochen, und einer, der einen Bauchschuss bekommen hatte. Sie waren auch von der Siebzehnten. «Wer röchelt denn da drinnen?» fragten sie, und als sie den Namen erfuhren, erstarrten sie. «Der Sepp!» Der SDG, übermüdet, ausgepumpt in fast 24stündiger ununterbrochener Arbeit, meinte, es werde nicht mehr lange dauern. Er hege bereits in Agonie. Die beiden wollten nicht zum warmen Ofen hinüber. «Lasst uns da liegen», baten sie mich.

Über unserem vorgeschobenen Verbandsplatz heulten in fast ununterbrochener Reihenfolge die Granaten. Einmal rauschte der «Schüttelfrost» über uns weg – die 42 Schuss sowjetischer Granatwerfer, die auf einmal ausgelöst wurden. Knapp hinter dem Haus schlug es immer wieder ein. Klirrend flogen die Fensterscheiben aus den Läden. Nun war das Auto wieder da. Die beiden zuletzt Angekommenen sollten mit. «Nein», wehrte der Armverletzte ab, «ich habe Zeit, ich kann den Sepp nicht allein lassen.» Der Bauchschüssler musste weg. Aber der wehrte sich. Er wusste, es war ernst, je früher er zum Verbandsplatz kam, desto mehr Hoffnung mit dem Durchkommen, «Einen Wagen lang lassen Sie mich hier, Untersturmführer», bettelte er, «nur einen Wagen noch.»

Weiter ging die Arbeit. Neue kamen, neue gingen. Die Leichtverwundeten warteten, während ihr Kamerad antrat zum grossen Marsch ins Nichts. Sie konnten nicht helfen – es konnte ja selbst der Arzt nur mehr lindern – aber es war doch so, als wenn ihre starken Herzen den Kameraden beim jetzten Schritt stützen würden.

*

Der nächste Tag sah uns nach kurzem, aber hartem Kampf auf dem Flugfeld von Rostow einfahren. Die Königin am Don! Fast überall war die Bevölkerung auf den Strassen und jubelte uns zu.

Leider musste ich dienstlich nach Taganrog zurück. Mehrere Tage später wurde die nördlich liegende Sachsendivision durchstossen und

Rostow ging wieder verloren. Mit Müh und Not gelang es, in den alten Stellungen bei Sambek den sowjetischen Gegenstoss zum Stehen zu bringen.

In Taganrog herrschte Panikstimmung. Stäbe und hintere Dienststellen, Dienststellen der Zivilverwaltung, die sich sonst so sehr nach vorne drängten, verliessen auf einmal fluchtartig die Stadt. Der Nachschubführer vergass sogar, ganze Tonnen Munition zu sprengen, was unserer Division sehr zugute kam, weil sie für alle Rohre feuerfrei geben konnte. Dieses «Feuerfrei» kann der Iwan trotz aller Bravour und Menschenopfer nicht überwinden.

In Taganrog waren alle verschwunden, die uns das Leben sauer gemacht hatten. Man sah nur noch unsere Offiziere und man konnte bereits wieder über die Strasse gehen, ohne einen Armkrampf zu bekommen. Trotz der misslichen Lage waren wir vergnügt und guter Dinge. Wir werden es schon schaffen! Die Stadtgarde, die aus antikommunistischen Taganrogern gebildet wurde, bat sehr um mehr Munition. Aus Vorsichtsgründen hatte man den Männern nur fünf Schuss pro Mann mitgegeben.

Für mich war die Haltung dieser Stadtwehr eine neuerliche Bestärkung meiner Auffassung in der Russenfrage. Wie anders war die Haltung dieser Männer als die unserer hinteren Dienststellen. Unsere stark dezimierte Division, die sich schon selber spöttisch «Feuerwehr» nannte, weil sie überall hingeworfen wurde, wo es brannte, hätte dringend Verstärkung brauchen können. Aber statt zum Karabiner zu greifen und uns zu helfen, hauchten sie ab, was der Wagen hergab und soweit das Benzin langte. Diese einfachen, todgeweihten Männer aber, die allen Grund gehabt hätten, sich nach rückwärts zu verziehen, verlangten nur eines: Patronen.

Sie haben sie übrigens nicht bekommen.

Dafür bekamen wir nach Abschlagen der ernstesten Gefahr einen Beauftragten Erich Kochs, zu sehen. Die braune Politische-Leiter-Uniform mit dem vielen Gold wirkte auf uns hier lächerlich. Auf die Russen aber nicht. Die hielten den Mann, der Name ist mir entfallen, für ein ganz grosses Tier. Unterdessen war es klar geworden, dass wir gar nicht daran dachten, unser seinerzeitiges Versprechen nach Aufhebung der Kolchose, eine Parole, die von der ländlichen Bevölkerung mit glühender Begeisterung aufgenommen worden war, zu erfüllen. Mit unseren Laführern versuchten wir nur, die Grossraumplanung der Kolchose dem deutschen Bedarf dienstbar zu machen. Das war für das deutsche Volk für den Augenblick sehr günstig. Für die gesamte Entwicklung aber, für unseren Einfluss auf die Ukrainer, sehr verderblich. Wir hatten auch versprochen und nichts gehalten. Wie die Bolschewiken. Die noch immer andauernden freiwilligen Meldungen für die deutsche Wehrmacht wurden nicht beachtet. Hie und da nahmen

einzelne Divisionen auf eigene Faust Hilfwillige für untergeordnete Dienste zum Nachschub oder für die Küchenmannschaft auf. Auch hier aber, in einem mehr als rechtlosen und nur auf die Laune oder das Verständnis des jeweiligen Chefs angewiesenen Verhältnis.

Ich mochte gar nicht mehr nachdenken.

*

Bis mir an einem Tag vollkommen klar wurde, Hitlerdeutschland nützte seine grosse Chance im Osten nicht. Die Theorie vom Untermenschen war Sieger geblieben über Verstand und Befehl des Schicksals. Wir waren nicht bereit, den geknechteten und gequälten Völkern die Freiheit und die Gleichberechtigung zu geben, die sie verdienten. Wir erkannten ihre Partnerschaft nicht an und waren kaum bereit, sie als Hilfwillige in unsere Reihen zu nehmen, als «Hiwis». Die Millionen und aber Millionen Ukrainer allein schon, die das Kriegsschicksal im Osten hätten wenden können, blieben nicht nur ungenützt, sondern wurden zurückgestossen und enttäuscht.

Polizeimethoden sollten die grosse, geniale Konzeption der Befreiung des Ostens ersetzen. An Stelle nationaler Selbständigkeit und Freiheit sollte die Kandare straffer gezogen werden. Wir hatten uns die Mentalität der antiquierten baltischen Barone zu eigen gemacht, deren feudalistische Welt im Blutmeer der Oktoberrevolution ertrunken war.

Dieses eisklare Wissen drückte mich schwer nieder. Wir waren wie ein Pflug in die unendliche russische Weite gefahren und hätten den Wogen der jauchzenden Volksstimmung breite Flussbette ebnen können. Wir aber versuchten sie einzuengen und abzdämmen, um sie kleingesichtig unseren Zielen unterzuordnen. Wir hatten gegen den Spatzen in der Hand die Taube nicht am Dach, sondern auf der Achsel vertan.

Ich redete mit vielen Kameraden. Fast alle waren meiner Meinung. Die, die die Gewaltmethoden guthiessen und auf die «Burjäten» schimpften, waren nicht die Intelligentesten und vor allem meist nicht dort, wo mit dem Herzblut um die Entscheidung gerungen wurde.

Ich will ehrlich sein. Mir ging es erst in zweiter Linie um das Schicksal der russischen Völkerstämme, die ich achten und lieben gelernt hatte in den härtesten und schwersten Stunden meines Lebens. Mir ging es als Deutschem zuerst um das Schicksal des eigenen Volkes. Noch glaubte ich felsenfest an den Sieg über den Kreml. Aber wie viele Ströme eigenen Blutes würde es noch kosten, wie viele Mütter und Kinder würden von der Nordsee bis zu den Alpen weinen, bis das Ziel erreicht war. Aber warum denn leichter und nach den Geboten der Vernunft, wenn es mit viel Geschrei und hartem Terror auch ging.

Fast alle Kombinationen und Pläne, die wir mit den geistigen, wirtschaftlichen und militärischen Problemen der Sowjetunion anstellten, waren unrichtig, weil sie von völlig falschen Voraussetzungen ausgingen. Die Grenzen, die die westliche und östliche Welt voneinander trennen, sind nicht geographisch, wie dies die Leichtgläubigen meinen, sondern total. Das grösste Experiment der Menschheitsgeschichte, mit furchtbarer, erschütternder Gründlichkeit erdacht und mit folgerichtiger eiserner Konsequenz durchgeführt, hat längst, durch die lange Dauer seines Bestandes gestärkt, seine Früchte getragen. Ein Experiment, das nunmehr drei Jahrzehnte dauert und so konsequent verwirklicht wurde, ist längst aus dem Stadium des Experiments zur Form geworden.

Selbst ein Karl Marx, der Vater aller Dinge des Kollektivismus, hatte bei all seiner preussischen Gedankenstraffheit, von der er selbst als Jude sich nie freimachen konnte, nie im Traum an diese tollkühne Entwicklung gedacht. Erst ein menschlicher Gigant, wie Lenin, vermochte mit eiskalter Gedankenschärfe und kalmükischer Beharrlichkeit die marxistische Pseudophilosophie in wahnwitzigen Experimenten zur Realität zu formen. Es ist bezeichnend für die strenge Folgerichtigkeit seines Denkens und Handelns, dass er, ehe er zum wirtschaftlichen Experiment, der eigentlichen Krönung seines Werkes, schritt, die politischen Voraussetzungen und durch sie die geistige Basis schuf.

Daher ist es kein Zufall, dass der Bolschewismus seinen Siegeszug im Osten mit der vollkommenen Vernichtung aller Konfessionen, getreu dem Wahlspruch «Religion ist Opium für das Volk», auf Leben und Sterben untrennbar verknüpfte. Unter den zwanzig Millionen Toten der siegreichen roten Oktoberrevolution befinden sich fast alle Bischöfe, Priester und Ordensmitglieder beider christlichen Kirchen. Mit der völligen geistigen Ausrottung des religiösen Denkens wurden die sowjet-staatlich gelenkte Schule, die Gewerkschaft, die Partei und am stärksten der Komsomol, sowie der Gottlosenverband beauftragt. Dieser Kampf endete mit der Vernichtung des christlichen Denkbegriffes in Russland schlechthin. Dreissig Jahre trommelte die offizielle Propaganda Tag und Nacht bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit: «Es gibt keinen Gott» und stempelte jeden Gottesglauben zu einem mittelalterlichen Aberglauben. Eine ganze Generation, die selbst unterdessen Kinder geboren hat, ist im Bewusstsein aufgewachsen, dass Gott ein Mann mit einem weissen Bart, ähnlich einem Zwerg in den Sagen unserer Kindheit und das Kreuz ein römisch-jüdischer Galgen ist. Der gewollte Entzug der geistigen Grundlagen des Gottbegriffes ist auf der ganzen Front gelungen. Das seelische Experiment der materialistischen Weltanschauung hat zum religiösen Chaos der Steppe geführt. Nur ganz Vereinzelte, meist Menschen der alten Generation oder

deren kaum zählbarer Anhang* bilden geheime Sekten und Betgemeinschaften, ohne überhaupt einen nennenswerten Einfluss auf das Denken der Völker der Sowjetunion zu haben.

Die Existenz des Moskauer Patriarchen aber ist ein glatter Schwindel der NKWD. Er ist zu unernst, um sich ernstlich damit beschäftigen zu können. Es ist vollkommen irrig zu glauben, dass die Menschen jenseits der Pfähle, die eine durchaus neue Welt begrenzen, den gleichen Gefühlsmomenten unterliegen, wie wir. Eine neue Gedankenwelt hat auch eine neue Gefühlswelt gebracht. Motive, Argumente, die in unseren Lebensbegriffen von entscheidendem Wert sind, verpuffen im neuen Russland nicht nur völlig wirkungslos, sondern erreichen oft sogar das Gegenteil des Erwünschten. Das leninistische Experiment hat eben in der Tat eine vollkommene Umschichtung der Werte geschaffen und dadurch die auf den ersten Blick so unverständliche seelische Isolierung des Ostens gebracht.

Dazu kommt noch, dass die einzigen Informatoren über das Leben der russischen Sphinx bisher die weissen Emigranten waren. Bewiesenerweise aber sind Emigranten für ihr Gastland immer ein Danaergeschenk des Schicksals. Ihre Kenntnis von den Dingen ist nicht nur äusserst subjektiv, sondern, was noch verhängnisvoller ist, veraltet. Sie kennen nicht nur das heutige Russland nicht, sondern spiegeln ihrem Gastland ein Wunschtraum-Russland vor.

Durch die Zertrümmerung des Zarentums und der daraus folgenden Liquidierung des russischen Feudalismus, des russischen Bürger- und Bauerntums, entstand eine gesellschaftliche, -wirtschaftliche und seelische Gleichschaltung der die Blutperiode überlebenden proletarischen und bäuerlichen Massen. Für diese Massen musste notwendigerweise mit der wirtschaftlichen Neuordnung eine neue gesellschaftliche Form geschaffen werden und sie wurde geschaffen. Der Kollektivismus wuchs über den ökonomischen Rahmen zum geistigen Begriff. Ihm fielen zuerst die Reste des Individualismus, soweit er sich kümmerlich über die Oktoberrevolution gerettet hatte, und die Familie als sittliche Kraft zum Opfer. Die Masse wurde zur göttlichen Trägerin des Lebens.

Diese Masse, von einer neuen Zeit geformt, mit neuen Idealen befeuert, und mit neuen Zielen versehen, wurde nun der übrigen Welt völlig entfremdet. Mehr als das, sie versteht sie nicht mehr, sie spricht nicht nur eine fremde Sprache der Zungen, sondern auch eine fremde Sprache des Gehirns und der Herzen. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Entwicklung vom Schicksal äusserst begünstigt wurde. Das wirtschaftliche Experiment wäre nirgendwo in Europa gelungen, als nur in der Weite des russischen Raumes. Sie gab die Möglichkeit des ständigen Ausgleichens der Fehlschläge und garantierte die Isolierung von den westlichen Einflüssen. Das

seelische Experiment wieder hätte in keinem anderen als dem russischen Volk in diesem Ausmasse gelingen können. Denn dieses russische Volk trägt in sich ein jahrhundertealtes Misstrauen gegen seine Umwelt und hat den Glauben, dass es berufen sei, die Welt zu erlösen. Für dieses Volk ist alles Religion. Selbst der Atheismus. Nicht zuletzt aber förderte die unglückselige Entwicklung den grossen Herdensinn der slawischen Völker. Diese nationalen und räumlichen Gegebenheiten, gepaart mit der moskowitzischen Konsequenz, die seit eh und je nie vor Strömen Blutes zurückschreckte, wenn es galt, einen von ihr gefassten Begriff zu verwirklichen, waren die wertvollsten Verbündeten des bolschewistischen Experiments.

Mit dem deutschen Einbruch wurde dieses Experiment tödlich gefährdet. Die politische Konserve Stalins wurde aufgebrochen und trotz der offensichtlichen Fehler der Deutschen den Völkern der Sowjetunion Vergleichsmöglichkeiten gegeben. Diese, besonders in Lebenshaltung und Lebensform des Einzelnen wurde für den Bolschewismus sofort verhängnisvoll. Die Fessel des Kollektivismus zersprang, eine neue Welt erschien am Horizont. War diese Welt auch durch die Kriegsläufe und durch mannigfaltige deutsche Irrtümer unsicher und problematisch, so schien sie doch im Vergleich zur bolschewistischen Form begehrenswert.

In dieser entscheidendsten Phase der Menschheit wurde der politisch bankrotte Bolschewismus durch die falschen Voraussetzungen der Deutschen über Russland und ihre daraus resultierende Behandlung des russischen Volks gerettet. Mehr als das. Wir ermöglichten dem Bolschewismus über den Umweg eines russischen Bonapartismus eine politische Festigung sondergleichen und verschafften ihm den Glorienschein des «vaterländischen» Krieges.

Die aufhorchenden russischen Massen wurden gewaltsam durch eine unsinnige und harte Verwaltungsform, die verdammt an die Bojaren- und Zaristenzeit erinnerte – durch ein völliges Nicht verstehen der sowjet-russischen Geschichte und ein totales Negieren der nationalen und seelischen Bedürfnisse dieses gequälten Volkes vor die unerbittliche Wahl gestellt zwischen einem deutschen Kosakenregime oder dem Bolschewismus.

Und die Russen entschieden sich angesichts der schweren menschlichen und politischen deutschen Fehler für das von ihnen zwar nicht geliebte, aber doch immerhin russische Bolschewikensystem.

Stalin erkannte augenblicklich das rettende Seil, das ihm so vollkommen ungewollt von der deutschen Führung hingeworfen wurde, und disponierte mit verblüffender Wendigkeit um und belebte den bis ins Innerste angeschlagenen Bolschewismus blitzschnell aufs Neue. Diesmal aber ohne Marx und Lenin. Er zog die alten, von den Bolschewiken selbst

in den Kot geworfenen Fahnen und Epouletten aus der Gasse und reinigte sie hastig im Schatten seiner verheerenden Niederlagen vom Blut der Oktoberrevolution, um sie dann feierlich den angeschlagenen Divisionen der Roten Armee zu übergeben.

Um sich in allen Kammern dieser neu gewonnenen und neu mobilisierten russischen Volksseele abzudecken, wurde selbst das groteske Theater einer NKWD-Kirche nicht gescheut und ein eigener Kremlpatriarch zum konzessionierten Verwalter des kolchosierten Religionsbedürfnisses bestellt, soweit dieses bei den älteren Jahrgängen überhaupt noch vorhanden war.

So wurde – durch die Fehler eines Kolonialkrieges einerseits und durch den grössten politischen Taschenspielertrick aller Zeiten andererseits – der bolschewistische Krieg ein nationaler Krieg der Russen. Es erstand die von Stalin längst angestrebte Vermenschung des Marxismus mit dem Moskowitertum. Frei von allen theoretischen und politischen Prinzipien wurde ein neuer Macchiavellismus sowjetischer Prägung geboren: die Liquidierung des wissenschaftlichen Bolschewismus zugunsten des russischen Sowjetimperialismus bei voller Beibehaltung der äusseren Form und im Grunde unveränderter Geistesausrichtung.

Diese Vermischung von Russo-Imperialismus und Bolschewismus bildete aber nicht nur für Deutschland, sondern darüber hinaus für die ganze westliche Zivilisation und Kultur seit den Tagen des Dschingis Chan die ernsteste Gefahr. Erst jetzt war Stalin in die Lage versetzt worden, die letzten Reserven der russischen Seele auszuschöpfen und sie für seine Tankdivisionen, seine Kolchosen, seine Atom- und Bakterienforschungsinstitute und seine Stachanows zu erfassen. Jetzt erst war jede Hoffnung auf eine Revolution des vergewaltigten und geschundenen russischen Herzens aus eigener Kraft zerschlagen.

Mag auch die NKWD und die RKP verhasst sein oder nicht. Jetzt ging es um das Interesse Russlands. Für Mütterchen Russland aber nahm jeder das Hässliche, Unbequeme mit in Kauf.

So war alles wohl ausgeklügelt und politisch, militärisch, wirtschaftlich und vor allem psychologisch hervorragend ausgewogen, um das «Tausendjährige Reich Stalins» zu sichern.

Allein auf sich gestellt hätte der Bolschewismus die Belastung seiner Niederlagen kaum ertragen, da russische nationale Kräfte auf jeden Fall versucht hätten, das Letzte zu retten.

Der russische Nationalismus allein wieder hätte als tragende Kraft dieses Krieges, bei der in Russland seit der Jahrhundertwende organisierten sozialen Gärung, ebenfalls die Lage nicht gemeistert, so wenig er sie 1905 und 1917 meistern konnte. Die Niederlage 1917 war nur eine Folgeerscheinung des Versagens der russischen herrschenden Schicht 1905.

Die beiden geistigen und physischen Kraftströme, nunmehr durch Stalin vereint, schufen erst die tödlichste aller Gefahren für die ganze nicht-bolschewistische Welt.

Es lag das alles doch klar und deutlich vor uns. Aber das entsetzlichste war, wir hatten uns abgewöhnt, noch zu denken. Wir waren mechanisiert in unserem Tun und selbst in unserem Wollen – erschreckend verglich ich unseren Geisteszustand mit dem der Bolschewiken, überall, wo wir uns die innere Freiheit noch gerettet hatten, lag sie auf abseitigen, nebensächlichen Gebieten. In allen grossen Dingen aber dachten wir nicht mehr, es wurde für uns gedacht. Das ging sicherlich in allen militärischen Belangen. Und das ist auf diesem Sektor auf der ganzen Welt im letzten Geheimnis gleich. Ein General kann nicht seine Soldaten und Offiziere fragen, wie er die Schlacht führen soll oder ob sie mit dem Angriff oder Rückzug einverstanden sind oder nicht. Die Armee als solche ist letzten Endes ein Mechanismus. Selbst der wird durch besondere Tapferkeit oder besondere Feigheit gesprengt. Selbst hier entscheidet oft noch der Mensch als Individuum.

In den heikelsten Fragen der Politik aber kann man nicht mechanisieren. Wenn man Politik und Kultur nicht mit Experiment verwechselt. Noch dazu, wo es sich offensichtlich greifbar zeigte, dass das Experiment falsch war.

Um diese Zeit fiel bei uns zum erstenmal der Name: Grigory Schukow.

Wo eine ernstliche militärische Schwierigkeit auftauchte, wo man einen elastischen, harten Gegenspieler fühlte, zwinkerten sich unsere Kommandeure zu: Schukow...

Hier hatte die Rote Armee einen Heerführer überragenden Formats geboren, einen Napoleon des Bolschewismus. Sein taktisches und strategisches Können schob die verstaubten Bürgerkriegsheroen bei Seite, als wenn es sie nie gegeben hätte. Die «Helden des Roten Oktobers» – Budjonny, Timoschenko und Stalins alter Kampfgefährte und Freund Woroschilow – verblassten vor dem Grossen General. Er war es, der zum erstenmal nach den beschämenden Niederlagen der Parteigenerale des Kremls den deutschen Heeren Widerpart bot und aus der vernichtenden Defensive in die Offensive übergang.

Auf unserer Seite aber war der Mann des Ostfeldzuges, die Seele der siegreichen deutschen Panzerwaffe, wegen Nichterreichung des befohlenen Zieles nicht nur in Ungnade gefallen, sondern zur qualvollen Untätigkeit verdammt worden: Guderian.

Dabei hatte – und das wusste jeder – Guderian sein Ziel, Moskau, nur deshalb nicht erreichen können, weil Hitler Guderians Angriffsplan auf Rat der älteren Generalsgeneration verworfen hatte.



Alles in mir drängte in die Heimat. Es musste doch möglich sein, die verantwortlichen Männer, die das Erlebnis des Ostens nicht hatten, zu informieren und die wahre Lage zu schildern. Es konnte doch einfach gar nicht sein, dass die grösste aller Chancen vertan wurde.

Tatsächlich traf mich kurz nach diesen schweren Gedanken der Befehl eines mehrmonatlichen Arbeitsurlaubes in der Westmark.

In den eiskalten Wagen, in den ratternden Schnellzügen, dachte ich gar nicht daran, dass ich nun für einige Monate aus dem Grauen der Ostfront wegkam, ich dachte fieberhaft daran, wie ich Mittel und Wege finden könnte, um bis zu den höchsten Stellen vorzustossen.

Zu Hause angelangt sprach ich offen in meinem Bericht zu Gauleiter Josef Bürckel. Aber er, der sonst immer aufgeschlossen und entgegenkommend gegen meine Vorstellungen war, lehnte in den Ostfragen eine Belehrung meinerseits brüsk ab.

Der bekannte Wiener Journalist Ernst Handschmann, mein guter Freund, warnte mich bei unserem nächsten Beisammensein ernstlich. «Du wirst dir überall den Schädel anrennen, der Alte hat so merkwürdig von dir gesprochen, er sagte, dass dir die Ostfront nicht gut bekomme. Pass auf vor dem SD, er interessiert sich stark für dich!»

«Hast du jemals in den Jahren aufgepasst, wenn es um die wichtigsten Dinge ging, die du glaubst richtig erkannt zu haben? – », war meine rasche Gegenfrage.

«Kannst du als kleiner Unterscharführer die Dinge so übersehen, wie die oberste Führung?» gab Handschmann zu bedenken.

«Ich sah es an Ort und Stelle – ich kann mich nicht irren – unsere ganze Ostpolitik ist ein einziger Versager. Wir haben es dabei nicht mit kleinen Dingen zu tun, sondern mit den grössten, die unser Schicksal sein werden.»

Wir schieden verstimmt.

*

Die Kleinarbeit in den Redaktionen überhäufte mich. Trotzdem arbeitete ich an einem kurzen, aber eindeutigen Bericht über die Fehler der deutschen Ostarbeit und sandte ihn an die Antikomintern, an den Reichsführer SS, an Minister Göbbels, an das Ostministerium und gab eine Abschrift an Josef Bürckel. Zuerst hörte und sah ich nichts. Aber verschiedene Freunde rückten merklich von mir ab. Endlich wurde ich nach Berlin eingeladen. Zuerst zur Antikomintern. Im Kaffee Kaiserhof hatte ich eine kurze, aber inhaltsreiche Aussprache. Schliesslich wurde ich zu Hauptmann Hadamowsky, der rechten Hand Göbbels', befohlen. Er empfing mich eisig. Vor sich hatte er mein Exposé liegen. Meine Ausführungen

unterbrach er brüsk. «Sie haben sich wohl unterdessen die ganze Sache überlegt?»

«Wieso?»

«Sie sind sich doch hoffentlich der Tragweite Ihrer Behauptungen, die Sie durch nichts belegen können, bewusst?»

«Ich kann alles belegen!» versetzte ich erregt, «es geht nicht um die ‚Burjaken‘ allein, es geht um Deutschland und darüber hinaus um Europa!»

Er lächelte kühl. «Sie wollen also den Minister mit diesen Dingen belästigen?»

«Von Belästigen kann keine Rede sein; ich bin deutscher Journalist und bin belehrt worden, entscheidende Beobachtungen zu berichten!»

Hadamowsky stand auf. «Sie müssen wissen, was Sie verantworten können!»

«Ich kann es!»

Nach wenigen Minuten wurde ich von Göbbels, den ich zuvor noch nie gesprochen hatte, empfangen. Er war gewinnend freundlich und aufmerksam. Ich redete zwanzig Minuten. Er lächelte. «Es ist sehr gut, dass Sie alles, was Sie am Herzen haben, mir sagen», seine Stimme klang verbindlich und liebenswürdig, «nur darf ich Ihnen sagen, dass in einem solch geschichtlichen Geschehen von kontinentalen Ausmassen, wie unsere heutige Zeit sie mit sich bringt, ein Knarren im Apparat eben Vorkommen kann. Angenommen, alle Ihre Beobachtungen entspringen nicht einer durch das Erlebnis beeinflussten subjektiven Einstellung, sondern sind objektiv geschaut, auch dann sagen sie noch gar nichts Beängstigendes. Sie ehren höchstens Sie, dass Sie den Mut haben, dazu zu stehen. Aber die grosse, die ganz grosse Konzeption müssen Sie schon dem Führer überlassen, der über alles genau und eingehend unterrichtet ist und seine Linie geradlinig verfolgt.» Damit stand er auf, dankte mir freundlich für meine Mitteilungen und gab mir die Hand.

Als ich draussen war, wusste ich, dass man solche Beobachtungen nicht hören wollte. An seiner verbindlichen Art hatte ich erkannt, dass ihm solche Vorhaltungen nicht fremd waren.

Niedergeschlagen und müde kehrte ich in die Westmark zurück. Vom Reichsführer SS und vom Ostministerium hörte und sah ich auch weiter nichts.

Ich heiratete kurz danach. Wenige Wochen später war mein Arbeitsurlaub zu Ende und ich vereitelte mittels Fernschreiben den Versuch Bürckels, eine Verlängerung des Arbeitsurlaubes für mich zu erlangen. Beim Abschied war Bürckel merkwürdig bewegt. «Machen Sie sich keine Sorgen», sagte er herzlich, «Sie denken zuviel, das haben die Österreicher

ja sonst nicht, es wird alles schon ins rechte Geleise kommen. Ich habe Ihr Exposee gelesen und lange darüber nachgedacht. Dass der Erich Koch dort der rechte Mann ist, glaube ich selbst nicht mehr. Er hat eine Schlüsselstellung inne, dort dreht sich das Rad, dort kann man Schärferes schärfer, Besseres noch besser machen. An der grossen Linie aber kann er auch nichts ändern! Kommen Sie bald und gesund nach Hause, ich weiss nicht, mir passt Ihr neuerliches Abgehen nicht. Es werden immer weniger, die zu einer Sache um der Sache Willen stehen!»

*

Wir wurden in Stalino eingeladen und fuhren im Motmarsch gegen Rostow. Die Offensive Kaukasus war im Rollen. Als wir an Taganrog vorüberfuhren, konnte ich mir zwölf Stunden Urlaub erbitten und brauste mit einem PKW in die alte liebe Stadt, die so viele traurige und freudige Erinnerungen für mich barg.

Zuerst fuhr ich ins alte Quartier. Schon im Hof merkte ich eine merkwürdige Stimmung. Ich sprang ab und rannte die paar Stufen zu meinem ehemaligen Quartier hinauf. Die alte, gute Babuschka kam mir entgegen und fuhr entsetzt zurück, als ich plötzlich im Zimmer stand.»Babuschka«, rief ich enttäuscht, «kennst du mich denn nicht mehr?» Sie trat näher an mich heran, schrie auf und fiel mir weinend um den Hals. «Pan Erich, Pan Erich – ach, warum seid Ihr damals fort von Taganrog?»

Ich versuchte die aufgeregte Alte zu beruhigen.

«Wo ist Nada?»

Das Gesicht der Alten verfinsterte sich. «Im Bordell.»

Ich verstummte. Die schöne, kleine Nada. «Wie ist denn das gekommen?» fragte ich stockend. «Frag nicht, wie – »

«Wo ist Maruschka?»

«Irgendwo in Deutschland, mitten in der Nacht haben sie sie fortgeholt. Sie arbeitet in einer Holzfabrik, zweimal schon hat sie geschrieben, es geht ihr sehr schlecht, wenig zu essen – »

So sassen wir wohl eine Stunde zusammen, und ich fragte und sie erzählte. Aber es war nichts Gutes, was ich zu hören bekam. «Nicht alle Deutschen sind gut», sagte die Alte schliesslich mit verschlossenem Gesicht, «ich weiss schon, was du sagen willst, bei Gott», sie bekreuzigte sich hastig, «auch die Russen sind nicht gut. Aber wir haben doch so auf Euch gehofft, und Ihr habt uns doch so viel versprochen – »

Als ich aufstand, waren meine Füsse wie bleiern. Vom Wagen brachte ich Brot und Konserven. Die Alte küsste mir unter Tränen die Hand. «Gott muss dich schützen!» Leise setzte sie hinzu: «Kommt doch wieder, du und deine Kameraden und jagt doch die Polizei weg und die bösen Kommandanten – »

Verloren ging ich durch die, im Vergleich zum Vorjahr eleganten Strassen mit den grossen Geschäften.

Beim grossen Wohnblock, in dem Iniza wohnte stockte mein Fuss. Trotzdem schritt ich die Treppen hinauf. Sie war zu Hause und erkannte mich gleich. Aber sie kam mir mit komisch gezierten Schritten entgegen. «Du bist auch wieder einmal im Lande? Wie geht's?» fragte sie in ihrer harten, aber nun schon ganz guten deutschen Aussprache.

«Das wollte ich dich fragen», versetzte ich ernster als ich beabsichtigte.

Ihr rannen die Tränen über die stark geschminkten Wangen. «Das Leben ist so schwer – Du weisst, die Mutter, das kleine Kind – immer die Angst, dass ich bei der Gestapo denunziert würde, weil mein Mann doch Jude war. Es ist alles so ganz anders gekommen, wie wir erträumten, so ganz anders, wie du und deine Kameraden es erzählten. Weisst du, dass die ganzen Leute im Hause noch von dir und Euch reden? Die Ersten, sagen sie, die waren die Befreier. Die Zweiten, die Knechter und die Dritten die Henker.»

«So wird es wohl nicht sein», versuchte ich auszuweichen, «der Krieg ist nicht zu Ende – »

«Der Krieg geht nie zu Ende», flüsterte sie leise, «Eure Stadtkommandanten, Eure Gestapo, Eure Arbeitsämter treiben immer mehr hinüber zu den Partisanen. Sind viele dabei, die mit Todesgefahr Euch entgegengehen. Aber jetzt sagen alle: Wenn wir schon geknechtet und verschickt werden sollen, dann schon von den eigenen Henkern, mit denen können wir wenigstens reden – und Väterchen Stalin versprach ja, dass alles ganz, ganz anders wird.»

«Glaubst du daran?»

Sie lächelte bitter. «Ich nicht, aber viele, sehr viele. Dem Russen musst du nur was Vorreden, er ist sehr empfänglich für Propaganda. Und leicht vergesslich, wie ein Kind. Ihr hättet es ja haben können – für mich ist alles aus, wenn es anders wird. Ich spiele und singe im Soldatenkabarett – ich werde erschossen, wenn sie wieder kommen und sie werden wieder kommen!» schloss sie gleichmütig.

«Was denkst du», unterbrach ich sie, «jetzt fällt der Kaukasus – »

«Vielleicht – vielleicht auch nicht – aber wir reden hier von Politik und du wirst Hunger haben – »

«Nein, bleib da, ich möchte noch mehr hören.»

«Ach, lass das alles, ich will davon nichts wissen – komm zu mir», sie versuchte mich an sich zu ziehen, aber ich blieb sitzen.

«Du kannst ruhig kommen», lächelte sie unter Tränen, «die kleine Iniza muss sich jeden zweiten Tag beim Arzt untersuchen lassen, sonst hätte ich nicht mehr im Kabarett singen dürfen – », plötzlich aber schlug sie die

Hände vors Gesicht. «Was haben wir nur verbrochen, dass wir so ein Leben haben. Zuerst die NKWD und der Tod jeden Augenblick möglich und jetzt – »

Ich stand leise auf und ging hinaus. Ich war keines Wortes fähig.

Unten im Hof erkannte mich das Kind und rannte aufgeregt auf mich zu.

«Pan Erich, Pan Erich!» Ich schenkte ihm meine ganze Marschverpflegung und stopfte ihm die Taschen voll mit Rubel und Mark: «Grüss mir die Mamuschka!»

6. Kapitel

Panzerschlachten im Kaukasus

Der Wagen surrte. Rostow war gefallen. Von einem ungewohnten Masseneinsatz der Luftwaffe zertrümmert. Quer über der Hauptstrasse prangte ein weit sichtbares, weissleuchtendes Transparent: «Vorsicht Landser! Tödliche asiatische Geschlechtskrankheiten!»

Wir erreichten endlich die Division «Wiking», die sich gerade anschickte, über den Kuban zu gehen. Ich wurde den Panzerjägern zugeteilt.

Wir fuhren durch mannshohe Tabakfelder, die in voller Blüte standen, durch Sonnenblumenfelder und vorüber an wogendem Korn. Es war eine Erlösung für mich, ein paar Stunden später in harten Kämpfen zu liegen.

Unsere Panzerjägerabteilung war fast zur Gänze aus Selbstfahrlafetten zusammengestellt, der ehemals russischen Pak 7,62, ein recht ordentliches Kaliber. Leider waren wir mit unseren mehr als drei Meter Höhe und ebensolcher Breite gross wie ein Scheunentor und hatten eine lächerlich dünne Panzerung, so dass jede Pak glatt durchschlug. Wir waren nur gegen Infanteriebeschuss gesichert! Leider war auch da der Schütze eins, der Richtkanonier, und der zweier, der Ladekanonier, nach rückwärts offen. So hatten wir ziemlich starken Ausfall.

Das Dorf vor uns war feindbesetzt. Es war bereits im Raume von Mai-kop. Der Gegner wollte nicht zurück. Kurz entschlossen mussten wir die Strohdächer in Brand setzen. Gleich nach den ersten Brandgranaten brannten die ersten Häuser. So kam unsere Infanterie ziemlich gut vorwärts. Ich fuhr mit meinem Geschütz befehlsgemäss mitten auf den Dorfplatz, um eventuelle Überraschungen gegen Süden abzudecken. Aber weit und breit war kein Feindpanzer zu sehen. Ich sprang einen Moment aus, die Infanteristen kamen eben heran. Eine alte Frau mit wirrem Haar stürzte auf die Gasse, mitten aus einem brennenden Haus heraus.

«Germanski», rief sie mit tiefem Atemzug. «Deutscher, sag es mir, gibt es einen Gott? Bog jest?»

Betroffen nickte ich. «Da, da! Bog jest!»

Die Alte wandte sich triumphierend gegen die jüngeren Frauen und halbwüchsigen Burschen und schrie mit überlauter Stimme: «Hier ist der

erste Deutsche, ihm müsst Ihr glauben, mir habt Ihr nie geglaubt. Er sagt, dass es einen Gott gibt! Es gibt einen Gott, und der wird alles wieder zum Guten lenken!»

Fassungslos kletterte ich wieder auf meinen Geschützführerstand, und wir fuhren mit der vorrückenden Infanterie zum Dorfeingang.

Das war Russland. Das Haus brennt, die Welt geht unter, die Welt des kleinen kubanischen Dorfes. Aber die Alte denkt nicht an Rettung und Bergung, Gott ist ihr wichtiger, Gott und das Zeugnis für ihn.

Wie kann man dieses Volk mit nüchternen Gesetzen und Programmen regieren wollen? Ja, nur dann, wenn man sich die bolschewistischen Methoden aneignet.

Die Methoden einer Welt, die wir zertrümmern wollten.

*

Wir stiessen an Maikop vorbei und kamen hoch droben im Bergland über Tuapse zur Sicherung und fast zur Erholung.

Hier im Waldgelände des Nordkaukasus herrschte nahezu friedliche Stille. Die Sowjets waren hoch hinauf auf die Berghänge gejagt und führten dort ein armseliges Dasein, sie vermochten unsere Bewegungen kaum in nennenswerter Weise zu hemmen oder gar zu stören. Das Volk war arm, mehr als arm. Eine so verhungerte und elend gekleidete Bevölkerung hatten wir bisher noch nicht getroffen. Es waren fast durchwegs Waldarbeitersiedlungen, die mit ihren kleinen Holzhäusern und kleinen Äckern einen bemitleidenswerten Eindruck machten. Es waren fast durchwegs Russen aus Weissrussland, die hier als Holzarbeiter angesiedelt waren. Klug konnte ich aus den verhärmten, aber auch verschlagenen Menschen nicht werden. Zwischen ihnen und den fröhlichen, aber auch – im Gegensatz zu ihnen, trotz des Bolschewismus, fast begüterten – Ukrainern war ein himmelhoher Unterschied.

Ausser kleinen Vorpostenscharmützeln und kleineren Stosstruppunternehmungen war nichts los. Wir begrüsstes es trotz dieser paradiesischen Ruhe sehr, als wir plötzlich aus dem Wald herausgezogen und in Eilmärschen weiter gegen Osten geworfen wurden. In unsere Stellungen rückten Gebirgsjäger ein, sie gehörten zu jenen tapferen, todgeweihten Verbänden, die bei Tuapse fast restlos und leider auch erfolglos verbluteten.

Wir aber rollten über Amavier, Prochladny gegen Osten, immer gegen Osten. Wenn wir die Übersichtskarte anblickten, konnten wir Platzangst bekommen. Nun waren wir dreitausend Kilometer von der Reichsgrenze entfernt. Immer weiter ging die Fahrt gegen Osten.

Gerüchtweise wollte man wissen, dass wir an den Kaspischen See vorstossen sollten, um den Kaukasus an seiner linken Flanke zu umgehen. Mit

einem Mal ging es über den Terek. Mitten in der Nacht rollten wir über eine Holzbrücke. Nach wochenlangen Pausen rührte sich auch die Sowjetluftwaffe wieder ganz ordentlich und begleitete uns Tag und Nacht. Unsere Geschütze glichen fahrenden Waldbüschen, über und über waren sie mit kleinen Bäumen und Ästen getarnt.

Gleich über dem Terek stiessen wir auf ein grosses Dorf, das uns durch seine Leerheit an Bewohnern und besondere Reinheit und Sauberkeit auffiel. An einem Haus stand mit verschnörkelter, deutscher Schrift «Brotladen». Die Häuser hatten alle Rosenvorgärtlein und in den Gärten rosenumrankte Lauben und Hecken. Die Kirche glänzte im blendendem Weiss. Wir standen in der letzten deutschen Siedlung, in Gnadenburg.

Mitten im vorigen Jahrhundert entstand im Württembergischen eine Sekte, die den Weg ins Paradies suchen sollte. Um diesen Weg abzusichern, legte die deutsche Sekte mit Bewilligung der russischen Zaren, die froh waren, fleissige, deutsche Arbeitshände ins Land zu bekommen, hier einige Dörfer an. Es entstanden in rascher Reihenfolge sieben grosse deutsche Dörfer, längs des Schwarzen und Asowschen Meeres, am Kuban bis hier zum Kaukasus. Sie sollten Raststationen für die Pilgerzüge der Deutschen ins Paradies sein.

Hier war der Nachstrom der Gläubigen versiegt, und wie verwehtes Korn blieben die sieben Dörfer im russischen Reich zurück, als ein Zeichen deutschen Sektierertums, wohl aber auch deutscher Gläubigkeit und deutschen Fleisses. Mit den Kosaken freundeten sich die Gnadenburger bald an, selbst mit den benachbarten Karatscheiern und Karpatinern. Sie zahlten einem ihrer Stämme eine jährliche Rente, dafür wurden sie von allen Brandschatzungen der wilden Bergstämme verschont, und wenn wirklich einmal jemand von Gnadenburg etwas wollte, stritten die mohammedanischen Kaukasier mit den christlichen Deutschen gemeinsam gegen den Feind.

Nun war das Dorf von der NKWD ausgekehrt, nicht eine deutsche Frau, nicht ein deutsches Kind war zu finden. Der Dorflehrer war mit 98 Männern schon in den ersten Kriegstagen nach der Ukraine verschleppt worden, wo sie Panzergräben und Stellungen schippen mussten. Bei einem überraschenden Vorstoss der Deutschen aber waren sie, unter Führung dieses tapferen Dorfschulmeisters, zu den Deutschen übergelaufen und hatten als Dolmetscher und Wegweiser in den verschiedenen deutschen Regimentern gedient. Nun kamen aber alle 99 wieder und standen vor ihnen stark beschädigten, vollkommen ausgeraubten und leeren Häusern.

Verloren gingen sie durch die Stallungen, durch die Häuser, strichen bald da, bald dort über einen Laden, den sie vor ein paar Jahren noch festgenagelt hatten, streichelten ein zerschlagenes Kreuzifix, das die Frau

in die Ehe mitgebracht hatte, und standen dann wieder ratlos in Gruppen beisammen auf der kleinen sauberen Dorfstrasse.

«Meine Mutter ist zweiundsechzig», sagte der Lehrer mit ausdruckslosem Gesicht zu mir, «wo mag sie gestorben sein? Wo mag sie hungern und frieren? Gott hat uns ein schweres Kreuz gegeben, ich weiss nicht, wie wir es verdient haben, die ganze Geschichte unseres Lebens ist wie die Geschichte Gnadenburgs: eine Geschichte rastloser Arbeit und gerader Ehrlichkeit. Aber Gott muss ja wissen, was er will, einer muss doch in diesem Irrsinn der ganzen letzten Jahrzehnte wissen, was geschehen soll!»

*

Kurz nach Gnadenburg wurde unser neuer Auftrag klar: wir sollten die alte georgische Heerstrasse, die Grusinskaja daroga, freikämpfen und gegen Wladikawas, oder wie es seit den Bolschewiken hiess, Ordschonikidse, vorstossen, um den Weg nach Tiflis freizumachen.

Die hohen Berge am Horizont bedrückten uns etwas. Aber in festem Vertrauen fuhren wir der kommenden Schlacht entgegen. Am nächsten Morgen rauschten mit den Bomben der Sowjetflieger tausende Flugzettel auf uns hernieder: «Ihr geht alle in den Tod! Der Kaukasus wird die Knochenmühle der Hitlerarmee!»

Die Soldaten lachten und warfen die Zettel wieder weg, oder führten sie einer nützlicheren Bestimmung zu, da wir knapp an Papier waren.

Auch ich war in guter Stimmung, wie schon lange nicht. Hier im Kaukasus versuchte die Führung sichtlich die Fehler der Ukraine zu vermeiden.

Besonders mit den mohammedanischen Stämmen hielt man gute Kameradschaft. Überall wurden freiwillige Reiterverbände gebildet, die als Aufklärer und auch als kleinere Kampfeinheiten wertvolle Hilfe leisteten. Wiederholt flatterte neben der grünen Kampfesfahne des Propheten die Fahne des Reiches. Ein strenger Befehl sagte, dass die Kaukasier befreundete Stämme seien, die unter allen Umständen als Freunde zu behandeln seien, auch in kleinsten Dingen. Eine rührige Propaganda versuchte hier und dort Verständnis füreinander zu schaffen, und es gelang mit kleineren Ausnahmen auch ziemlich.

Grössten Anteil an dieser vernünftigen und ordentlichen Behandlung der kaukasischen Völker hatten die beiden politischen Experten des Generalobersten Kleist, General der Kavallerie Köstrin und von Herwart. Köstrin, der Sohn eines deutschen Moskauer Buchhändlers, der seine Jugend in Moskau zugebracht hatte, war anfangs des Ostfeldzuges in Ungnade gefallen, weil er auf die wahren Stärkeverhältnisse der Roten Armee hingewiesen hatte. Er sass vergessen im Grunewald, als sich Kleist seiner erinnerte und ihn als politischen Berater anfordern liess, sehr zum Nutzen

der deutschen Interessen, wie auch der der mannigfaltigen kaukasischen Stämme, der Karatscheier, Karpatiner, Oseten, Inguschen, Aserbeidschaner und Kalmücken.

Dieses weltgeschichtliche Land, in dem heute noch wie vor tausend Jahren die Prometheus-Sage in den alten Geschichten der Bergdörfer lebendig ist, war immer ein Sorgenkind Russlands gewesen. Hier hatte im neunzehnten Jahrhundert der Führer der mohammedanischen Bergkaukasier ein Leben lang seinen legendären Kampf geführt: Schamyl. Hier hatten im Jahre 1934 die sowjetischen Divisionen mit Panzer, Artillerie und Fliegern den letzten Aufstand der Bergstämme brechen müssen. Dieses Land, in dem die Wiege der Menschheit gestanden haben soll, reich an bizarren Schönheiten und an Fruchtbarkeit, wollte und wollte sich nicht den Herrschern im Kreml ergeben.

In dieses Zauberland brausten nun unsere Panzer. Stein- und Schreidler zogen über uns am tiefblauen Himmel ihre ewigen Kreise, der schwarze Milan, des Kaukasus' schönster Raubvogel, stiess neugierig tief herunter. Habichte und Sperber huschten eilig vorüber. In den endlosen Wäldern zogen sich Wölfe und Bären scheu zurück. Im Schatten des kaukasischen Hochwaldes äugte der schwarze Panther unsicher herab auf unsere Gebirgsjäger, die auf den steilen Gipfeln des Kaukasus die deutsche Flagge hissten.

*

Wir erhielten unsere ersten Belehrungen über die Bevölkerung. Vor allem, dass man nichts bewundern darf. Man darf nie zu einem Kaukasier sagen: «Du hast aber eine schöne Hose» – oder «ein schönes Pferd.» Denn in dem Moment schenkt einem der Bewunderte diesen Gegenstand, mag er noch so wertvoll sein und erwartet natürlich ein gleichwertiges Gegengeschenk. Wenn dieses nicht erbracht wird, gilt man als unmöglich und hat sein Gesicht verloren.

So sehr wir am Anfang über diese Informationen lachten, so sehr kamen sie dem, der sich danach richtete, wohl zustatten. Ich war bei unserem Quartiergeber, einem Oseten, zu einem Ehrenmahl geladen. Vorsichtshalber liess ich mich beraten.

Als das gebratene Lamm auf den Tisch kam und der Gastgeber umständlich den Kopf als Ehrengeschenk für den Ehrengast abtrennte, reichte ich das Gehirn dem Gastgeber und dessen Frau. Sichtlich überrascht über soviel Anstand verneigten sich meine Oseten. Vollkommen persona grata aber war ich, als ich das linke Ohr abschnitt und lächelnd dem ältesten Sohn reichte. Nun galt ich im ganzen Dorf als Mann von Welt. Ich wusste eben, was sich gehört.

Leider wussten das nicht alle. Die Karatscheier hatten, als Stamm in Kislewotzk, für die deutsche Wehrmacht zum Abschluss des Ramasan-Monatsfastens ein grossartiges Bairamfest gerüstet und dazu eingeladen. Zu diesem Anlass kam aus Berlin einer der Referenten des Ostministeriums.

Wir versteinten, als er mit weit hallender Stimme zu sprechen begann: «Karatscheier, Karatscheierinnen! Nun haben wir Euch vom Bolschewismus befreit! Ihr seid frei geworden! Das soll aber nicht heissen, dass ihr jetzt machen könnt was ihr wollt! Jetzt müsst ihr Euch der Befreiung würdig erweisen und 'ran an die Arbeit! Jetzt wird für den Sieg einmal richtig in die Hände gespuckt und 'ran an den Feind! Schlapp machen gilt nicht...» Wenn auch natürlich nicht wortwörtlich, aber sinngemäss ist dies eine sehr harmlose Übersetzung der Ausflüsse des Herrn, der in seiner braunen, mit recht viel Lametta versehenen Uniform von den Karatscheiern mit offenem Munde angestaunt wurde.

Zu unserem grossen Glück hatten sie aber kein Wort verstanden. Aber die donnernde Rede und die schwungvollen Gesten hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht. Der Rittmeister Baron Hahn, der als Dolmetscher eingeteilt war, sprang elastisch auf und übersetzte unter dem Augurenlächeln sämtlicher Dolmetscher die Rede geschickt und vollkommen der Mentalität der kaukasischen Stämme angeglichen, ungefähr so: «Karatscheier! Wir hatten schon lange gehört, dass im hohen Kaukasus ein edles Volk lebt, die Karatscheier. So haben wir nachgedacht, wie wir Euch helfen könnten. Und um Euch zu helfen, hat der Führer seine Wehrmacht ausgeschickt und Euch befreit...» So ging das weiter. Am Ende brachen die Karatscheier in frenetisches Beifallsgeschrei aus und ihre Ältesten versicherten, sie würden alles tun, um uns zu helfen.

Wir atmeten auf. Wenn die Rede des Berliners übersetzt worden wäre, wäre sie als eine grosse Beleidigung aufgefasst worden, und es wäre zu einer politischen Katastrophe im Kaukasus gekommen.

Der liebe Ostpolitiker aus Berlin war erstaunt, als wir alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen, als er selbstsicher am Ende sagte: «Sehen Sie meine Herren, so muss man mit den Brüdern reden, dann haut es hin!» und sich in die Brust warf.

Wir aber sagten nichts. Das wäre zu riskant gewesen. Dabei boten gerade die kaukasischen Stämme ungeahnte Möglichkeiten. Nur musste man sich einfühlen können und grosses Fingerspitzengefühl haben. Das bewies zum Beispiel schlagend der Kalmiicken-Sonderführer. Ich nenne seinen Namen vorsichtshalber nicht. Er lebt in der Ostzone. Dieser unerhört gescheite und initiative Sudetendeutsche widmete sich ganz den kalmückischen Stämmen. Bald war es so weit, dass alle Stämme in all ihren

Anliegen sich bedingungslos seinem Schiedsspruch unterwarfen. Unter den Bekannten hiess der Sudetendeutsche nur mehr: der Kalmückenkönig.

Wir betrachteten das Ganze eigentlich nur lächelnd als eine Art Steckenpferd unseres Freundes. Wie erstaunt aber waren wir alle, als eines Tages eine Abordnung der Ältesten der Kalmücken bei Generaloberst von Kleist erschien, und ihm mitteilte, dass über unterirdische Kanäle die Ältesten der Stämme ihren Stammesangehörigen in der Roten Armee den Befehl gegeben hatten, sofort hierher in den Kaukasus zurückzukehren, um mit den Deutschen gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Gleichzeitig waren Boten der buddhistischen Kalmücken nach Tibet zum Dalai Lama unterwegs, um diesen über die Vorgänge im Kaukasus zu unterrichten und für die deutschen Interessen zu werben.

Das war bessere Arbeit, als die Diskussionen, was eigentlich mit den daghestanischen Bergjuden zu geschehen hätte, wenn wir die daghestanische Haupt- und Hafenstadt am Kaspischen See, Machatscha-Kala, eingenommen hätten. Um das Jahr eintausend traten nämlich grössere Bergstämme aus dem ostkaukasischen Hochland, dem Daghestan, die rein arisch waren, zur jüdischen Religion über. Da sie sich sowohl rassisch nicht mischten als auch der angenommenen mosaïschen Religion treu blieben, waren es einwandfrei arische Juden. Angeblich, wie die Ethnographen behaupteten, sollen diese Daghestaner Bergjuden rein gotischer Abstammung sein.

Waren sie nun Arier, oder waren sie Juden? Waren sie als Freunde oder Feinde anzuerkennen?

Die militärische Entwicklung enthob unsere Theoretiker jeder Gewissensnot. Wir haben Daghestan nie erreicht.

*

Im Grossen und Ganzen aber war die Menschenführung im Kaukasus hundertmal besser als in der reichen, weiten Ukraine, in der damals die ersten stärkeren Partisanenverbände sich zu regen begannen.

Ich wusste nicht, dass damals Koch und Sauckel gerade die grossen Arbeiteraushebungen im ganzen Ostland begannen und der Kaukasus die rühmliche Ausnahme an der ganzen Ostfront bildete.

Wir wussten von all dem nichts, wir wussten nur, dass wir bei Nishny-Kub in Bereitstellung führen. Ich war mit meinem Geschütz gut getarnt, und halb eingebuddelt in einer tiefen Balka, die ganze Nacht von den Fliegern unbehelligt geblieben. Als der Melder mich wecken wollte, waren wir schon alle fünf auf. Hein, der junge Schleswig-Holsteiner bat mich etwas auf die Seite. Ich staunte, Hein war ein alter Krieger, wenn auch jung

an Jahren. Briefe und Grüsse für zu Hause gaben einem meist nur Rekruten vor der Schlacht.

Hein hielt mir zwei Bilder hin, zwei Mädchen. Eine sehr hübsche, eine etwas farblos. «Welche soll ich heiraten?»

«Verdammt, so eine Frage auf nüchternen Magen», versuchte ich auszuweichen, denn ich wusste, ich war für Hein eine unbedingte Autorität.

«Was denkst du zu der?» er hielt mir die Farblose hin.

«Sie sieht sehr verlässlich aus!» sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel.

Der Neunzehnjährige strahlte. «Das dachte ich mir auch. Sie hat ein Kind von mir und schreibt und schickt immer, so sorgt sie sich. Schliesslich will ich meinem alten Herrn heute noch schreiben, denn der Junge soll auf den Hof, wenn mich der Teufel am Ende doch noch holt!»

Wir lachten beide. Dann kam der Befehl: Motore anwerfen.

Wenig später fuhren wir auf. Überall in den Balkas wurde es lebendig. In der Nacht hatte man das gar nicht so wahrgenommen. Donnerwetter, wir waren gut hundert Panzer aller Grössen. Unsere Kompanie, die dritte Panzerjäger, fuhr ziemlich in der Mitte. Sichere Sache. Kurz nach Nishnyj-Kub kam der Befehl: 3. Panzerjäger, schliesst auf die ersten Panzer auf! Also doch Spitze, na das konnte ja gar nicht anders sein. Wir rollten durch tiefe Bergeinschnitte und über Höhen. Noch war alles still. Aber dann zerriss ein donnernder Einschlag weit vor uns die Ruhe des Morgens. Schwerstes Kaliber. Schon lagen die Salven. Dicht vor uns zog sich ein tiefer und breiter Panzergraben.

Panzerpioniere stiegen seelenruhig aus und machten sich mit Sprengladungen heran. An meine Wand klopfte es ganz tüchtig an. Aha, Infanterie ist auch da. Hatten wir gar nicht angenommen. In den von kniehohem Berggras überwucherten Balkas hatten sie sich tiefe Stollen gegraben und hockten in der Tiefe dieser Schächte. Man sah kein Mündungsfeuer. Aber die Kugeln pffiften ganz schön. Fasziniert beobachtete ich durch mein Fernglas einen grossen Oberscharführer, der pfeifend, trotz des Geschoss Hagels frei und ohne Deckung nun die geballte Ladung an der Wand des Panzergrabens anbrachte. Plötzlich klirrte es. Die Hunde hatten mir mein Glas zerschossen. Als ich den Kopf aufgeregt über das Schutzschild hob, war der Obersturmführer weg. Von einem Einschlag buchstäblich zerrissen. Der nächste Mann kroch nach vorne und entzündete die Zündschnur. Ich sah, wie er zusammenzuckte und seitwärts rollte, wo er regungslos liegen blieb. Dann musste ich aber mit dem Kopf hinunter. Die Kugeln pffiften zu tief. Wir waren von irgendeiner Gruppe ganz speziell aufs Korn genommen worden, besonders deshalb wohl, weil wir links aussen führten, also beste Zielsicherheit boten.

Ununterbrochen schlugen die schweren Brocken zwischen uns. Neidvoll schaute ich auf die Panzer, die die Luke dicht machten, während wir rückwärts und oben offen blieben.

Knallend barst die erste Sprengladung, gleich darauf die nächste. Und noch eine. Wie die Panzerpioniere dies fertig gebracht hatten in diesem konzentrierten Feindfeuer, war mir ein Rätsel. Dann rollten aber auch schon die ersten Panzer über den Graben, der unsern Angriff nicht hatte zum Stehen bringen können. Gleich darauf rollte auch unser Geschütz holpernd hinab und wieder hinauf. Beim Hinaufkommen sah ich mit Schrecken, dass bereits zwei Panzer brannten. Volltreffer oder Minen. Aber ich hatte keine Zeit, in unserer nächsten Nähe lagen die Einschläge. Ich wechselte während des Vorrollens dauernd den Stand. Fuhr bald langsamer, bald schneller. Kurz, ich versuchte alle Sicherheitsmöglichkeiten zu erschöpfen. Im Genick spürte ich nass. Ich griff hinauf. Blut. Ich fuhr nochmals hinauf. Ich war doch nicht verwundet? Da sah ich, wie durch die Ritze des Richtkanonierstandes Blut heruntertropfte, tiefrotes Blut.

Ich schrie durch das Kehlkopfmikrofon den Richtschützen an: «Karl, bist du verwundet?» Er antwortete sofort verneinend. Dann aber meldete er aufgeregt: «Hein hat es erwischt, sofort Verbandszeug!»

Ich riss den Verbandkasten hoch und reichte ihn hinauf. Nach einer Weile sagte er leise: «Ich glaube, es ist nichts zu machen, ich habe schon fünf Päckchen verbraucht, Hein ist bewusstlos.»

«Pass auf,» rief ich, «stecke den Kopf nicht so hoch.» Ich hatte noch nicht ausgesprochen, da schrie er auf. Kurz entschlossen zog ich mich am Schutzschild hoch und war mit einem gewagten Überschlag bei ihm oben. Er hatte einen verhältnismässig harmlosen Schuss durch den Kiefer abbekommen. Mit Hein aber ging es zu Ende. Eine Explosivpatrone hatte ihm den ganzen Unterleib zerrissen. Ich verband Karl und schob die erste Sprenggranate ins Rohr, liess das Geschütz kurz drehen und feuerte auf die nächstliegende Balka: Noch einmal. Tatsächlich liess das Feuer etwas nach, obgleich ich ja ziellos hatte schiessen müssen. Der Funker, der das Maschinengewehr bediente, schrie plötzlich: «Dort hat sich was gerührt» und drehte sein Gewehr. Seine Feuerstösse ratterten. Mit einem Fluch aber stockte er. Einer der unsichtbaren Scharfschützen hatte ihm den rechten Arm durchschossen. Ich sprang nun wieder hinunter zum Führerstand, legte ihm einen Notverband an und liess Richtung des Chefpanzers halten. Er war ärgerlich. «Sofort zurück, warten Sie beim Gefechtstross! Der liegt bei Nishnyj-Kub.»

Wir wendeten und rollten mit höchster Geschwindigkeit zurück, dabei hatte ich ganz übersehen, dass wir gut neun Kilometer vorgestossen waren und die Infanterie ja noch hinten bei Nishnyj-Kub lag. Als wir allein

zurückfahren, lebte plötzlich das ganze Gelände und von allen Seiten hagelten die Kugeln. Aus allen Löchern und Deckungen kamen die Rotarmisten. Der Funker setzte trotz seiner Verwundung das Gewehr wieder in Feuerstellung und hielt mitten in den dichtesten Rudel, wo alsbald eine Menge liegen blieb. Der verwundete Karl und ich aber sassen hinten am Geschütz und schossen abwechselnd mit der Maschinenpistole und zogen dann wieder Eierhandgranaten ab, die wir einfach hinter uns warfen. Eine unserer Handgranaten traf gerade in ein Deckungsloch und gleich darauf wurde der Rotgardist hoch in die Luft geschleudert. Ein Sowjetist rannte ganz gemütlich mit einer Tellermine hinter uns drein, die er uns absolut auf das Geschütz werfen wollte. Der Kerl gefiel mir eigentlich, er lief so munter und unverdrossen, denn wir hatten einen ganz netten Zahn drauf. Aber seine Absicht war nicht förderenswert, so blieb er liegen.

Endlich tauchten die ersten Häuser von Nshnyj-Kub vor uns auf. Rasch fragte ich mich nach dem Hauptverbandsplatz durch. Hein lebte noch, als wir ihn abluden. Als der Arzt sich aber über ihn beugte, hatte er ausgelitten. Erschüttert nahm ich seine Sachen in Empfang. Auch die beiden Bilder. Er hatte seinen Brief nicht mehr geschrieben.

Die anderen beiden Verwundeten blieben dort. Wir verabschiedeten uns schwer. «Dass mir das passieren musste», ärgerte sich Karl immer «wieder, und der Funker bat mich wiederholt, «ich möge doch nicht böse sein, er wäre so gerne am Geschütz geblieben!»

Verdrossen fuhren der Fahrer und ich zurück und fanden auch unweit in einer Balka den Gefechtstross. Als wir uns müde und abgespannt niederlegen wollten, heulten die ersten Bomben in die Balka.

*

Gegen Abend meldeten sich drei Mann als neue Besatzung und gleich darauf überbrachte der Spiess den Befehl, das Geschütz mit der Verpflegung beim Einbruch der Nacht nach vorn zu bringen.

Die zwei schweren Wagen mit Verpflegung und unser Geschütz erreichten nach belanglosem Geplänkel wieder die Abteilung, die als grosser Igel in einem riesigen Maisfeld aufgefahren war. Kaum waren wir da, hauten die ersten Salven der Stalinorgel dazwischen, ohne aber, wie durch ein Wunder, den geringsten Schaden anzurichten. Ich schlief dumpf und traumlos.

Im Morgengrauen fuhren wir wieder los. Der Nebel lag über dem weiten Tag. Die Spitzen der fernen Berge glühten blutrot. Links vor uns stieg am Dreihügelberg die Petroleumstadt Malgobek aus der Morgendämmerung. Ein grosses, weisses Haus leuchtete im ersten Sonnenglühen wie von bengalischem Feuer umstrahlt auf. Die grossen, dicken Petroleumreservoirs standen noch im Dunkeln.

Rechts unten im Tal lag Sakoptschin, wie ein Vorposten am Eingang der Talenge, die das Tor zur georgischen Heerstrasse darstellte. Wie viele Hunderte, ja Tausende Jahre waren hier Soldaten marschiert, gefahren und geritten. Wieviel Blut mochte diese petroleumgetränkte Erde schon gesogen haben.

Dann stand die Sonne gross und glühend vor uns. Die aufgesessenen Panzergrenadiere summten das uralte Soldatenlied vom Morgenrot, das uns zum frühen Tod leuchtet.

Vor uns, gut noch zwei Kilometer, kurvte ein T 34. Noch einer. Unsere Panzerspitze blieb stehen. Ein Schuss jagte heulend durch den Morgen. Alles sprang auf und schrie in den auf kommenden Tag. Der erste Schuss war ein Volltreffer. Der Sowjetpanzer brannte lichterloh. Wir fuhren mit voller Geschwindigkeit. Voraus die ersten Panzer, dicht hinter ihr, wir, die dritte Panzerjäger. Ich mit meinem Geschütz wieder links aussen, als Flügelgeschütz.

Vor uns kurvten jetzt fünfzig, jetzt schon hundert Sowjettanks. Alles atmete auf. Hier ist die Stunde der Entscheidung, hier bahnt sich eine Schlacht grösseren Ausmasses an.

Während sich die Sowjettanks dauernd verstärkten, aus Talsenken, hinter Häusern und Heuhaufen, in denen sie gut getarnt auf uns gewartet hatten, hervorrollten und uns ihre tödlichen Salven entgegenschickten, wurde es auf den Höhen mehr als lebendig. Artillerie, Pak und Flak begann uns mit einem wahren Hagel aller Kaliber zu überschütten. Die Erde spritzte rings um uns in richtigen Erdfontänen. Wir aber im Geschütz hatten noch keine Arbeit. Hier an der Unken Flanke war es noch ruhig. Ich schaute misstrauisch meinen Abschnitt ab. Dabei musterte ich die Stadt am Dreihügelberg, die bereits halb links, halb im Rücken meiner Flanke lag. Rechts vom weissen Haus blitzte es auf. Abschuss. Gewohnheitsmässig zählte ich mit: eins, zwei, drei vier, bei fünf haute es keine drei Meter links von mir ein, dass das Geschütz wankte. Ich wechselte sofort Stellung weiter nach links. Wieder blitzte es oben auf. Wieder zählte ich. Genau bei fünf haute es rechts von mir ein, zehn Meter.

Eben braust der Kompaniechef mit seinem Befehlspanzer an mir vorbei. Ich melde «Feindfeuer von Malgobek!»

Er lachte übers ganze Gesicht: «Spinner! Malgobek ist fest in unserer Hand seit heute morgen!» und fuhr kopfschüttelnd über soviel Unkenntnis eines Geschützführers weiter.

Droben wieder Abschuss, ich wechselte sofort nach rückwärts Stellung. Einschlag genau an der alten Stelle. Gleich darauf konnte ich ausnehmen, dass mindestens drei Batterien von oben auf uns feuerten.

Wenig später preschte der Chef wieder vorbei. «Sie haben leider recht, das Infanterieregiment, das die Stadt hätte nehmen sollen, ist im Sturm verblutet, nehmen Sie einstweilen, da hier sowieso nichts los ist, Feuer auf gegen die Batterien von Malgobek!»

Ich wendete auf der Stelle. Mein Fahrer wurde unten total verrückt. «Was ist denn los? Gehen wir stiften?» Die ärmsten Schweine in der Panzerschlacht sind die Fahrer, die durch ihren engen Sehschlitz ja nie was sehen und denen vor allem jede Übersicht fehlt. Wir mussten also mit der offenen Rückseite gegen den angreifenden Feind stehen und jagten nun, in rollendem Tempo, Schuss auf Schuss gegen die Höhe. Die Treffer lagen im grossen, weissen Haus. Dann endlich auch in der vorgeschobenen Batterie, es wirbelte droben wild durch die Luft. Unterdessen aber musste ich dauernd und in immer grösseren Abständen Stellung wechseln, denn die übrigen Geschütze hatten nur mehr einen heissen Wunsch: unseren Wagen in die Luft fliegen zu lassen.

In einer kurzen Feuerpause schaute ich flüchtig in die Runde; bei Gott, das sah nicht vielversprechend aus. Dreissig Panzer und Panzerjäger brannten hier sicher schon. Zwar loderte und flammte es auch beim Iwan recht schön, so dass unsere Rohre teilweise Sichtfeld hatten, aber dafür waren drüben mindestens dreihundert T 34 aufgefahren.

Plötzlich sagte der Ladekanonier: «Noch drei Schuss Panzergranaten!»

Ich erstarrte. Im Feuereifer hatte ich total vergessen, mehr zu sparen, und mich verschossen. Das war eine schöne Sache. Ich kurvte sofort zum Chef hinüber und meldete. Er sagte nichts. Ich bot mich an, zurückzufahren, um den ganzen Kasten voll mit Munition zu laden. Er schüttelte den Kopf. «Die Munipanzer müssen gleich kommen, versuchen Sie sich inzwischen so gut es geht durchzuwechseln. Bleiben sie nur nicht zu lange auf einem Platz stehen, dann sind Sie ausgepunktet!»

Wir kurvten einige Zeit im Gelände herum. Ein jämmerliches Gefühl, völlig überflüssig herumzustehen und nur Schiessbudenfigur zu spielen! Nach einer Weile meldete der Fahrer lakonisch: «Sprit noch für höchstens zehn Kilometer.»

Verzweifelt schaute ich immer wieder nach dem Munipanzer aus. Aber der war nirgends zu sehen, der war nämlich schon längst in die Luft geflogen, ohne dass wir es wussten. Die Spritmeldung traf mich wie ein Keulenschlag. War also unser Tank durch einen der hundert Splitter getroffen und undicht geworden? Wie, war ja schon einerlei. Wir waren aufgeschmissen. Weiter links entdeckte ich eine ganz kleine Bodensenke. In ihre tiefste Tiefe, vielleicht dreiviertel Meter tief, liess ich das Geschütz fahren.

«Meine Herren», sagte der Schütze voll Galgenhumor, «machen Sie sich's bequem!»

Ich hockte trübsinnig in meinem Führerstand und dachte krampfhaft nach, wie ich mir helfen konnte. Aber es fiel mir mit bestem Willen nichts ein. Ein Schatten fiel über mich. Ich bemerkte den jungen Rekruten, der als Schütze zwei seine erste Schlacht fuhr, wie er sehnsüchtig auf meinen Platz starrte, der doch gegen die Splitter viel besser gedeckt war als sein Posten.

«Willst du dich ein bisschen heruntersetzen?» fragte ich ruhig, «ich will so etwas hochkommen!»

Hastig bejahte er und kletterte schnell nach unten, während ich mich zum Richtschützen hinauf hockte. Der redete nichts. Ich wusste auch nichts zu sagen, wir waren das zweite Jahr im Osten und wussten, was wir von unserer Lage zu halten hatten.

Am Stand des Rekruten lag ein zerknütteltes Romanheftchen, dreissig Pfennig, ich schlug es auf. «Das rote Licht der Bar wechselte im prächtigen Farbenspiel mit blau und grün. Die gedämpfte Musik schuf jenes zart getönte Milieu – », lächelnd las ich weiter. Um uns hauten die Einschläge und schwirrten die Splitter in wahnsinniger Reihenfolge. Ich aber war in der Dreissig-Pfennig-Welt versunken. Auf einmal schlug mir etwas mit voller Wucht in die Magengrube und ich flog hoch in die Luft. Neben mir sah ich in millionstel Sekundenzeiträumen den Richtkanonier fliegen und unter uns eine feurige Lohe. Ehe ich zu Boden kam, wusste ich: Volltreffer! Benommen auf der petroleumgetränkten Erde liegend, erblickte ich den jungen Rekruten, wie er krampfhaft sich bemühte, sich aus dem brennenden Panzer hochzuziehen. Als ich aufsprang, war er im Feuermeer verschwunden. Die explodierende Munition und die Handgranaten, die im Bogen durch die Luft jagten, zwangen mich wieder auf den Boden. Neben mir hörte ich ein dumpfes Stöhnen. Mein Kompaniechef robbte schweiss- triefend und blutend über den Boden daher. «Was ist los?» fragte er matt. Ich wies schweigend auf das brennende Geschütz.

«Wieviel Schuss haben Sie in der Pistole?»

Ich verstand ihn nicht. «Sechzehn, wie üblich,»

Er wies auf die bereits auf vielleicht zweihundert Meter herangekommenen Sowjetpanzer, voll mit aufgesessener Infanterie. Unsere Panzer rollten zurück.

Wir lagen vor einer schmalen, vielleicht einen halben Meter breiten, höchstens dreissig Zentimeter tiefen Petroleumrinne. Durch diese robbten wir nun. Der Chef tat sich sehr schwer. In seiner Achsel steckten, wie sich später herausstellte, vierzehn kleine Splitter. Mühsam kamen wir vorwärts. Unterdessen gingen unsere Panzer wieder zum Gegenangriff vor und jagten

trotz der feindlichen Übermacht den Iwan wieder einen Kilometer zurück. Dafür verdoppelten die Sowjetbatterien ihr Feuer und steigerten es bis zum Wahnsinn. Wir konnten nicht den Kopf heben, in ununterbrochener Reihenfolge heulten die Einschläge, piffen und schwirrten die Splitter.

Endlich erreichten wir eine Senke, in der sich unsere abgessenen Panzergrenadiere zusammendrängten. Aufatmend blieben wir liegen. Gerettet. Am Himmel dröhnten ungefähr achtzig Flugzeuge heran. Unsere Flieger! Zur rechten Zeit. Ein Aufatmen ging durch die Reihen. Dann sagte eine brüchige Stimme: «Das sind ja die Bolschewiken!» Wir hatten die Maschinen nicht erkannt. Es waren Maschinen der ersten amerikanischen Hilfslieferungen für den Bolschewismus. Gleich darauf setzten aber auch schon die ersten zum Tiefflug an und die Einschläge der Bordkanonen spritzten zwischen uns. Die Bomben heulten und zerrissen mitten in der Menschenanballung ganze Gruppen auf einmal.

Wir lagen die paar Minuten, oder die paar Stunden, kurz, diese entsetzliche Ewigkeit am Rücken, die Hände verkrampft und warteten auf den Tod. Genau zwanzig Meter vor und vielleicht zwanzig Meter hinter uns schrien die Getroffenen auf. Viele aber schrien nicht mehr, sie hatten den besseren Teil gewählt.

Dann endlich war der Himmel wieder leer. Zwei deutsche Jäger jagten heran.

Zwei deutsche Jäger –.

Es war zum Weinen. Alle unsere Verbandspäckchen hatten wir längst schon verbraucht. So kletterten wir, das Feindfeuer hatte keinen Augenblick nachgelassen, über den Haufen Toter und Verwundeter und erreichten ein angeschossenes Geschütz der Nachbarkompagnie. Die paar nachgejagten Panzergranaten erreichten uns nicht mehr. Ich wischte mir das Blut, das eigene von ein paar kleineren Splitterverletzungen und das der Kameraden aus dem Gesicht. Als ich in einen Spiegel blickte, fuhr ich zurück. Die Explosion hatte mich schwarz gefärbt, das heiße Öl oder Benzin leicht verbrannt. Ich hatte alles nicht bemerkt.

Erschöpft, fiel ich, als das Geschütz in Nshnyj-Kub hielt, herunter und blieb einfach liegen. Ich war fertig. Nicht aber der Chef, der rasch in der Werkstattkompanie zwei reparierte Geschütze nahm, bemannte und den schwer bedrängten Kameraden zu Hilfe fuhr. Trotz seiner vierzehn Splitter. Kurz darnach erreichte mich die Nachricht, dass Fritsch gefallen war, kurz nach dem Panzergraben. Er war nun der dreissigste Tote meiner Stammkompanie. Die Division verlor in den Kämpfen um Malgobek und Sakoptsciin an eintausendfünfhundert Mann. Das Grab am Panzergraben wurde eine kleine Totenstadt.

Wenige Tage später standen wir wieder in schweren Kämpfen um die Dreihügelstadt Malgobek, die wir nun endlich nahmen. Ihr Besitz wäre Voraussetzung für den Erfolg unseres Angriffes gewesen. Warum die Sowjets nicht mit einem einzigen Dutzend Panzer und einer Handvoll Infanterie das breite Tal, das sie von drei Seiten umstellt hatten, von der vierten Seite zugemacht haben, verstanden wir alle nicht. Kein Mensch wäre herausgekommen.

*

Mich führten Sonderaufträge nach Kislewotsk. Wieder ein anderes Russland. Schöne, gepflegte kleine Städte aus der Zarenzeit, vergrößert durch Prachtbauten der Sowjetbürokratie: Jesentuki, Piatigorsk und Kislewotsk.

In Piatigorsk, der Stadt Lermontows, wo er «Der Held unserer Zeit» geschrieben hatte und wo er im Jahre 1841 erschossen worden war, wo Puschkin seinen «Kaukasischen Gefangenen» geschrieben hatte, traf ich Freunde aus der Heimat. Wir zechten, bis der Morgen graute. Von dort ging es weiter ins nahe Kislewotsk. Auch hier herrschte ein sichtlich gutes und normales Verhältnis zur Zivilbevölkerung, besonders zu den Mohammedanern, die zuvorkommend und stark antikommunistisch waren. Ein Karatscheier Reiterbataillon zog gerade, als ich einfuhr, singend und spielend zum Dienst ins Gebirge. Die prächtigen, schlanken, braungebrannten Kerle sassen wie angegossen im Sattel.

Hier in Kislewotsk lernte ich durch Zufall eine Reihe Leningrader Hochschulprofessoren kennen, besonders die der Medizinischen Fakultät, die alle in den deutschen Lazaretten Dienst machten. Sie waren von Leningrad nach dem Kaukasus evakuiert worden, die russische Intelligenz sollte uns nicht in die Hände fallen.

Was diese Menschen, alles ernstzunehmende, ältere Wissenschaftler, von denen viele in Deutschland und Wien studiert hatten, von Leningrad erzählten, mutete mich an, wie eine Ausgeburt dostojewskischer Phantasien:

Die Stadt war so unzureichend versorgt, dass schon wenige Wochen nach dem Beginn der deutschen Belagerung eine totale Hungersnot ausbrach. Hunde, Katzen, Ratten galten bald als unerschwingliche Delikatessen. Szenen von Menschenfressereien, ähnlich wie in den grossen Hungersnöten von 1921, waren an der Tagesordnung. Kaum ein Mensch war vor dem anderen sicher. Verwandte oder Wohnungsmitglieder verheimlichten wochenlang den Tod ihrer Angehörigen, um die Hungerrationen auf ihre Namen weiter zu beziehen, die Leichen lagen unter den Betten und verwesten. Schwache und Sieche wurden auf der Strasse von Rudeln

hungernder Kinder und Halbwüchsiger umkreist, wie von einem Rudel Wölfe. Sterbenden wurden Schuhe und Kleider vom Leib gerissen, wenn sie das Unglück hatten, auf der Strasse zusammenzubrechen. Da ein strenges Gesetz bestand, dass die Hausbesorger der Häuser, vor denen Tote lagen, diese zu beerdigen hatten, lauerten diese den ganzen Tag auf dem Flur, um die Toten, von denen nichts mehr zu rauben war, sofort zum nächsten Haus zu zerren, damit dem Nachbarn die Arbeit zufiel, die keiner mehr in seiner Schwäche zu leisten imstande war.

Aber die Magazine der NKWD, der Offiziere der Roten Armee und der Parteileute waren reich versorgt. Sie hatten die blutige Disziplin in Lenin-grad aufrecht zu erhalten.

Als endlich die ersten Evakuierungszüge die sterbende Stadt verliessen, warfen die Menschen die Toten auf allen Stationen einfach hinaus, weil sie nicht mit den Leichen zusammen hausen konnten und den Platz brauchten. Die entkleideten, nackten Leichen säumten die Schienenstränge.

«Es war die Hölle – », sagte ein alter Professor schauernd und bedeckte mit zitternder Hand seine Augen. «Ich weiss nicht, woher wir die Kraft hatten, das alles zu überleben. Dabei wäre es doch nicht so schwer gewesen, die Stadt zu verproviantieren. Aber so ging es leichter. Nur die Bevorzugten und die Truppen hatten zu Leben, wir waren zum Sterben, zum furchtbaren Sterben verurteilt.»

Fast alle hatten viele Familienangehörige im Totenhaus Leningrad verloren. Erschüttert verliess ich die russische Gelehrtenkolonie.

Gegen dieses Erleben wog sogar das Grauen der mörderischen Schlachten nur halb. Ich schlenderte planlos durch die Strassen. Überall klang die Balalaïkamusik aus den Kellerlokalen und Weinstuben. Verwundete Soldaten spazierten mit Kaukasierinnen und norwegischen und flämischen Krankenschwestern über den Corso der Stadt. Die Kerzen der kleinen orthodoxen Kirche flackerten mild durch das weit offene Tor heraus in die Dämmerung. Zögernd trat ich ein. Einige Gläubige, alte Menschen lagen auf den Knien am steinernen Boden.

Gott hat uns eine grosse Aufgabe geschickt, wurde mir klar, eine schwere, aber strahlende. Mögen wir sie erkennen und uns ihrer würdig erweisen. Möge das weite deutsche Herz sich an sie klammern und sie mit aller Kraft lösen. Möge das millionenfach vergossene Blut unserer Soldaten die Saat sein, aus der die ewige Freundschaft mit den befreiten Völkern der Steppen und der Berge im Osten zum Nutzen wird der ganzen Erde.

*

In einer kleinen Kneipe spielte kaukasische, mohammedanische Musik. Ihre Monotonie hatte die deutschen Landser vertrieben, es waren fast nur Einheimische im Lokal. Ein deutscher Fliegerhauptmann fragte mich, ob noch Platz frei sei an meinem Tisch. Er setzte sich zu mir. Langsam kamen wir ins Gespräch.

«Ja, so denke auch ich», sagte er aufatmend, «ich komme soeben von der Heimat. Mein Schwiegervater hat einen grossen Rüstungsbetrieb im Westen. Die russischen, meist ukrainischen Arbeiterinnen sind in Barackenlagern untergebracht, umzäunt von Stacheldraht. Sie, die teilweise sogar freiwillig, mit grossen Versprechungen versehen, nach Deutschland gekommen waren, werden wie Gefangene gehalten und dürfen nur paarweise, wie in einer Waisenanstalt, mit Begleitung ausgehen. Es ist ein Wahnsinn. Was ich konnte, habe ich aufklärend gewirkt, aber es ist alles nur ein Tropfen Wasser auf einen heissen Stein.»

Bedrückt schied ich von ihm.

*

Kurz darnach wurde ich in die Salzsteppe kommandiert, die die Kalmückensteppe mit dem Kaspischen See verbindet: nördlich von Mostok, Edissja, Stepnoj, Atschikulak. Wir rasteten in den Teppicharbeiterdörfern der vertriebenen und hier angesiedelten Armenier und trafen ein hier operierendes Kosakenregiment, das sich hervorragend mit dem Feind schlug.

Die wenigen Stunden bei dem alten Oberst, einem Ostpreussen, waren eine Erholung. Dieser sicherlich schon sechzigjährige Mann war der Abgott seiner Kosaken, die er vollkommen gleichberechtigt behandelte und von denen er haben konnte, was er wollte. Er nahm sie als Menschen und wurde als Mensch geachtet. Viel später hörte ich, dass dieses Regiment, gleich der Kirgisischen Division, nach seinem Tod bis zum letzten Mann gefallen war und nicht einer der Kosaken sich ergeben hatte, obwohl sie – in aussichtsloser Situation, den deutschen Rückzug deckend, standen.

Einstweilen aber war vom Rückzug noch keine Rede. Es fiel Naltschik, die Hauptstadt der «autonomen» Sowjetrepublik Karpatscheier, Karpatinez.

*

Wenig später wurde ich zum zweitenmal in die Heimat abberufen, um einige Monate wieder die Betriebe in Ordnung zu bringen. Ich war schweigsam. Die Beobachtungen des fremden Fliegerhauptmanns fand ich zur Gänze bestätigt. Teilweise waren die Zustände sogar noch ärger.

Josef Bürckel liess mich nach acht Tagen holen.

«Wie steht's im Osten?»

«Laut Wehrmachtsbericht», antwortete ich lakonisch.

Der Gauleiter schwieg.

«Ich sehe, dass die Ukrainer wie Zuchthäusler behandelt werden. Die gekommen sind, um mitzuhelfen für den Sieg über den Bolschewismus, sitzen hinter Stacheldraht, die Verpflegung ist meist viel schlechter, wie die der Bevölkerung, dabei sollen sie schwerste Arbeit leisten. Wie soll es da im Osten ausschauen, wenn es hier schon so geht?»

Josef Bürckel begann sofort von etwas anderem zu sprechen und fragte mich nach der Stimmung der Truppe und dem Stand der Schlachten, die ich mitgemacht hatte. Ich berichtete ungeschminkte Wahrheit.

Nach einigen Tagen bemerkte ich, wie er sich die Ukrainer Unterkünfte und die Verpflegung in überraschenden Kontrollen vorführen liess. Nach einigen Wochen las ich zufällig eine vertrauliche Weisung an die Unternehmer, die Ostarbeiter menschlich und gerecht zu behandeln.

Er wurde bei jeder Gelegenheit zu mir freundlicher und zog mich oft und oft in lange Gespräche, zumeist über den Osten. Bald erkannte ich, auf eine neue Wendung in der Ostfrage hoffend, dass Josef Bürckel mit der Idee spielte, Erich Koch, den Unheilvollen, in der Ukraine abzulösen. Ein Projekt, das für das Reich beste Früchte getragen hätte, aber an den Parteintrigen scheiterte. Aber ich atmete auf. Ich hatte wenigstens einen, w'enn auch nicht in der höchsten Führung stehenden, aber doch einflussreichen Mann überzeugen können.

Überhaupt merkte ich zum erstenmal, dass alte, erprobte Nationalsozialisten selbständig zu denken anfangen und schärfste Massstäbe dieses Denkens an die Ereignisse legten.

Einmal, kurz vor meinem neuerlichen Abschied, rief uns Bürckel zusammen und legte bebend vor Zorn ein Rundschreiben auf den Tisch, das von der Kanzlei Dr. Robert Leys versandt worden war.

Darin stand eine wilde Hetzrede gegen das katholische Priestertum, die der Reichsleiter irgendwo auf einer Ordensburg vor neuen Ordensjunkern, die alle Versehrte des Krieges waren und nun zum Parteidienst geschult werden sollten, gehalten hatte.

«In einer solchen Lage», sagte Bürckel mit ehrlicher Empörung, «geht dieser Mensch hin und verzapft eine solche Schweinerei – die Alliierten brauchen diese Rede nur zu drucken und in unseren katholischen Gauen abzuwerfen – das wirkt besser als Bomben! Man weiss manchmal nicht, ob man es nur mehr mit Narren oder mit Verbrechern zu tun hat.»

Ich wollte etwas sagen. Aber ich tat es nicht. Noch wäre ich nicht verstanden worden.

Nicht nur aus taktischen Gründen, aus moralischen war diese Kirchenpolitik zu verdammen. Es hat einmal einen grossen Preussenkönig gegeben, der das historische Wort geprägt haben soll: «In meinem Reich kann jeder nach seiner Facon selig werden!»

Wenn wir uns auch noch so sehr bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf den alten Fritz beriefen, diesen Satz hatten wir total vergessen.

Und nicht nur das – irgendwo war unser Kampf, unser allerdings getarnter Kampf gegen das Christentum dillettantisch und geradezu kindlich. Jahrhunderte und Jahrtausende lebten die Bauern in Tirol und der Steiermark, die Fischer der Nordsee und das ganze deutsche Land in christlichen Kulturkreis und unter der geistigen Führung von christlichen Konfessionen. Nun sollte, im Marschschritt, das ganze Volk umlernen. Dazu mit geistigen Hilfsmitteln, wie dem «Mythus des Zwanzigsten Jahrhunderts», von dem die meisten höheren Parteigenossen offen sagten, dass sie das Buch zwei-, dreimal gelesen hatten und es nicht verstanden.

Man versuchte, dem Volk etwas zu nehmen und war nicht in der Lage, etwas nur annähernd Gleichwertiges zu geben. Kein Wunder, wenn diese weltanschauliche Arbeit in den breiten Massen Schiffbruch erleiden musste.

Dazu kam, dass gerade im Grauen der Schlachten das Ertragen schwer war, besonders für Männer, die nicht nur fanatische Nationalisten waren, die das Vaterland über alles stellten, selbst über das Leben, und dafür tapfer starben. Da es aber eben nur wenige solche Fanatiker gab und das deutsche Heer ein Massenheer war, suchten diese Menschen nach etwas, an das sie sich in den Stunden, die die Herzen unerbittlich wogen, klammern konnten, das ihnen helfen sollte. Hier war aber Rosenberg absolut fehl am Platz. Hier griffen diese Massen zurück zum Glauben ihrer Väter und Mütter. Ich habe wiederholt Alpenjäger ein Kreuz schlagen sehen, bevor der Befehl sie nach vorn riss.

Und nicht nur Alpenjäger . . .

Anstatt dies zu erkennen und dieser einfach unleugbaren Tatsache Rechnung zu tragen, wurde in der gefahrvollsten Lage, in der sich das Reich je befunden hatte, stur und beschränkt der Kulturkampf weitergekämpft. *

Dazu begannen die Bombenangriffe im Westen langsam peinlich zu werden. Die Lieferungstermine wurden selbst in unserem Gau, der Erhebliches im Gesamtprogramm leisten musste, nur mehr spärlich eingehalten. Bald brannte Saarbrücken, bald Mannheim, bald Ludwigshafen. Es war offensichtlich, dass die deutsche Luftwaffe den Schutz des Reiches nicht mehr halten konnte.

Arthur, der als Untersturmführer im Befehlszug Heinrich die politischen Berichte am Himmel erstattete, sagte mir bei unserem letzten Beisammensein: «Udet hat gewusst, warum er sich erschossen hat.»

«Erschossen? Was redest du da zusammen? Er ist doch abgestürzt!»

«Wer sagt das?» fragte Arthur rasch zurück, «es wurde nur verlautbart, dass er bei der Erprobung einer neuen Waffe gefallen sei! Und das hat gestimmt. Udet sah als Generalinspekteur der Luftwaffe und alter Routinier ganz genau, dass unser Luftprogramm diesem Druck und seiner Aufgabe mit Ausbruch der Sowjetfront nicht mehr gewachsen war. Ihn als Generalinspekteur aber traf vor seinem Gewissen, vor der Geschichte und dem Volk die volle Verantwortung. Er wurde verlacht, als er seine Vorstellungen erhob. Also griff er eines Morgens zu einer ganz neuen englischen Fliegerpistole und erschoss sich. Der offizielle Bericht stimmte schon: er probierte eine neue Waffe aus – »

Was sollte ich noch dazu sagen?

7. Kapitel

Stalingrad

Wenige Wochen später überfiel mich in der Heimat der grauenhafteste Schlag, den das Deutsche Reich je erlitten hatte: Stalingrad. Noch wusste ich nicht, dass dies das Todesurteil unserer tapferen Ostfront war. Noch wusste ich nicht, dass dies der klare Anfang vom Ende war. Nur das wusste ich, dass Hitler gesagt hatte, dass Stalingrad unser Fanal im Osten sein würde. Jetzt aber beleuchtete dieses Fanal grauenhaft unseren Untergang. Ich konnte nächtelang kein Auge schliessen. Immer wieder standen die Hunderttausende Männer vor mir, erschöpft, ausgepumpt verhungert, und verraten, auf verlorenem Posten bis zum Letzten bereit.

Dieses Stalingrad, das ursprüngliche Zarizyn, hatte in der sowjet-russischen Geschichte schon einmal eine entscheidende Rolle gespielt. Diese «Stadt der Kaiserin», die als Zarizyn das kaum beachtete Leben eines kleinen Wolgastädtchens führte, die erst im 17. Jahrhundert als fester Stützpunkt entstanden war und weit hinter dem Glanz von Nishnyj-Nowgorod oder Kasan zurückstand, erhielt im Jahre 1918-19 plötzlich eine Schlüsselstellung in der Geschichte des Bolschewismus.

Die weissgardistische Gegenrevolution, die sich im Süden und im Osten formierte, entfachte den Feuerbrand, der drauf und dran war, das bolschewistische Experiment zu verbrennen. Ihr taktisches Ziel war, ihre kämpfenden Divisionen im Süden Russlands mit denen im Fernen Osten zu vereinen. So konnte und musste die leninistische Revolte erstickt werden.

Die Divisionen marschierten singend und siegend aus dem Osten gegen Südwesten und aus dem Süden gegen Nordosten. Im Schnittpunkt der grossen strategischen Bewegung lag die Wolga.

An diesem Strom der Ströme entlang marschierten die altrussischen Divisionen, als die Kosaken als erste ihre Pferde im Wolgawasser tränkten. Die Weisse Armee stand vor Zarizyn.

Der Kampf um diese, damals kaum 60'000 Einwohner zählende Stadt begann. Ohne dass die Soldaten es wussten, war es der Kampf um die Entscheidung.

Die Exekutive der Bolschewiken aber hatte die gegebene Situation erkannt. Sie wusste, dass in dieser mittleren Wolgastadt die eisernen Würfel der Weltgeschichte fallen würden. Gelang den Weissen die Vereinigung ihrer Fronten, war es um das Schicksal der bolschewistischen Macht geschehen. Dann brach der Zorn und der Schmerz des russischen Volkes über die Bolschewiki wie ein Orkan herein.

Deshalb entsandte Lenin mit grössten Vollmachten und persönlichen Instruktionen zwei Sonderkommissare an die Front von Zarizyn: als Sonderbevollmächtigten Josef Stalin und als militärischen Kommissar Woroschilow.

Das Schicksal hatte gegen die zaristischen Generale und ihre tapferen Divisionen entschieden. Vielleicht, weil die Angreifer nicht im selben Masse wie die Bolschewiken die Bedeutung der Schlacht erkannt hatten – vielleicht nur, weil an diesem Tage der launische Kriegsgott den Roten Truppen freundlicher gesinnt war als den Weissen.

Damit aber war der Bolschewismus gerettet und die Gegenrevolution verloren. Denn was dann folgte, war nur mehr eine Kette schwerer Verfolgungskämpfe und Rückzüge.

Zu Ehren des Sonderbevollmächtigten von Zarizyn aber wurde die Stadt Stalingrad genannt, und später zu einem Industriezentrum an der Wolga ausgebaut. In jenen entscheidenden Tagen des zweiten Weltkrieges stand sie, mit einer Einwohnerschaft von vielen Hunderttausenden, mit den riesigen Traktorenwerken und sonstigen Fabriken, wieder im Brennpunkt des Schicksals.

Und wieder entschied das Schicksal gerade vor den Toren dieser Stadt für den Kreml. Hier traten die beiden schicksalhaften Generale dieses völkermordenden Kampfes zum entscheidenden Waffengang an: Marschall Paulus und der sowjetische Marschall Rokossowskij.

Über 3'000 Kilometer von der Reichsgrenze entfernt, mehr als 300 Kilometer von der deutschen Front, waren hier 22 Divisionen seit 23. November 1942 eingeschlossen. Am 2. Februar 1943 hatte die letzte Kampfgruppe kapituliert.

*

Wenige Wochen später traf ich in einer kleinen Weinstube in Saarbrücken den blutjungen Leutnant Hans M., den ich lange nicht gesehen hatte, den ich von seiner Tätigkeit als H.J.-Führer her kannte. Er sprach mich an. Ich erschrak, so gealtert war der Mensch. Er lächelte müde und sagte: «Ich wurde als einer der letzten Verwundeten aus Stalingrad herausgeflogen.»

In der kleinen saarländischen Weinstube stieg das erschütternde Antlitz der Schlacht aller Schlachten der Ostfront auf: Stalingrad.

Kurz nachdem die Divisionen des rumänischen Korps, im Norden und im Süden der Stadt, von der sowjetischen Artillerie zerschlagen worden waren und sowjetische Panzer und Infanterieeinheiten in die leeren Räume nachstießen, geriet die sechste Armee in den Kessel.

Anfänglich ging es ja recht gut. Munition und Verpflegung war reichlich vorhanden, die angreifenden Sowjettruppen wurden mit für sie vernichtenden Verlusten abgewehrt.

Anfangs kaum merklich, aber dann jäh ansteigend wurde es schlechter. Die Luftwaffe konnte ihrer Aufgabe, die eingeschlossenen Truppen zu versorgen, nicht mehr nachkommen. Göring hatte wieder einmal zuviel versprochen. Er konnte die zugesagte Versorgung der Eingeschlossenen nicht halten. Seit Ende November gab Paulus keinen einzigen strategischen Befehl mehr. Die Korpsgenerale befahlen auf eigene Faust.

Mitte Dezember hatte sich die Panzergruppe Hood mit 90 Tigerpanzern bis auf 60 Kilometer an den Kessel von Stalingrad herangearbeitet. Die Eingeschlossenen sahen jubelnd am nächtlichen Himmel die Leuchtzeichen und die Artillerieeinschläge. Fieberhaft wurde in Stalingrad alles zum Ausbruch vorbereitet.

Dann kam der Führerbefehl, dass der Ausbruch zu unterbleiben habe, weil Stalingrad als Schlüsselstellung an der Wolga gehalten werden müsste.

Die Verpflegung wurde immer schlechter. Bald flogen nur mehr 6 bis 8 Maschinen mit Verpflegung und Munition. 6 bis 8 Maschinen im Tag für die ganze Sechste Armee! Die täglichen Verlustziffern stiegen auf 1'000 bis 2'000 Mann. Die meisten starben an Hunger, an Erfrierungen und an Schwäche.

Trotzdem hielten sich Soldaten und Offiziere gut und schlugen sich so, dass die Sowjets am Ende der Schlacht um Stalingrad in ihrem offiziellen Bericht zugeben mussten, dass von den eingesetzten 600'000 Mann 360'000 Rotarmisten gefallen waren oder verwundet wurden. 60'000 Geschütze der Roten Armee, 1'800 Stalinorgeln und rund 5'000 Panzer waren notwendig, um den Widerstand der deutschen Armee in Stalingrad zu brechen.

Am Ende standen auf deutscher Seite – ohne Munition und Benzin – an die 80 Panzer. 80 gegen 5'000. Das ist das Antlitz der Schlacht von Stalingrad.

Am 25. Jänner gab Paulus seinen letzten Befehl an seine Soldaten: jeder kann versuchen, sich aus dem Kessel durchzuschlagen, ohne sich abzumelden.

Am 24. Jänner kapitulierte im Südabschnitt auf eigene Faust General Daniels mit seiner Infanteriedivision. Dadurch konnten die Sowjets in das freie Loch stossen. Tausende Stalingrader bezahlten Daniels «Rettungsaktion» mit dem Leben.

Am 29. Jänner begann der Auftakt zum Ende. Es gelang den Sowjets, den noch 5 Kilometer langen und 2 Kilometer breiten Kessel zu durchstossen und in einem Nordkessel, in dem noch die paar Panzer und schweren Waffen standen, und in einen Südkessel, in dem sich nur Infanterie ohne Munition befand, aufzuspalten.

Paulus, der in den Kellerräumen des GPU-Gefängnisses im Südkessel seinen Befehlsstand hatte, war nicht in der Lage, an seine Offiziere auch nur ein Wort zu richten. Er war ein vollkommen gebrochener Mann.

Am 2. Februar 1943 streckten die letzten Kampfgruppen im Nordkessel die Waffen. Das Drama der entscheidendsten Schlacht im Osten war zu Ende.

Der junge Leutnant hatte geendet. Wir starteten beide vor uns hin. Draussen heulten auf einmal die Luftschuttsirenen. Langsam standen wir auf und tranken unseren Wein aus.

In der Bahnhofgegend, in nächster Nähe donnerten die Bomben. Uns aber war alles so grenzenlos gleichgültig geworden.

*

Damals aber übersah ich die ganze Wucht der politischen und militärischen Auswirkungen nicht. Aber bald erkannte ich, dass damit Stalin dem Krieg eine neue Wendung gegeben hatte: Der Krieg der kommunistischen Weltrevolution war aus. Der vaterländische Krieg des russischen Bolschewismus war da.

Und wir hatten ihm durch unsere falsche und total verfehlte Taktik dazu verholfen.

Bald stand der dritte Kriegswinter im Osten vor der Tür. Wir haben, als wir in den Osten zogen, sehr bald erkennen müssen, dass uns in unserem Sturmgepäck etwas fehlte, das wir uns sehr teuer erkaufen mussten und mit dessen endgültigem Erwerb wir leider nie ganz abgeschlossen haben: die sachliche Kenntnis der Waffenfabrik Sowjetunion und die politische und psychologische Ahnung von der Mechanisierung und Lenkung der Seele der russischen Völkerstämme durch den Bolschewismus.

Während die Tapferkeit und die militärische Erfahrung unserer Soldaten mit äusserster Kraftanstrengung imstande waren, diese gefährliche Waffenfabrik anzuschlagen und die Erzeugnisse vieler Jahre zu zerstampfen, war niemand da, der für uns das Wissen um das ganze Ausmass der grauenhaften politischen und psychologischen Mechanisierung erwerben konnte. Wir standen einem vollkommen neuen Problem gegenüber: dem Sowjetmenschen. Hier half weder ein noch so genaues Wissen um Dostojewskis Romane, noch konnte Puschkins Lyrik uns den Weg weisen. Wir fanden weder die Anna Karenina Tolstojs, noch eine selige Auferstehung

Gogols toter Seelen. Diese Welt war mit den Kosakenoffizieren, den Popen und Kulaken in den Massengräbern der GPU verscharrt worden und geisterte höchstens als Irrlichter über die Kabarettis der grossen Städte der «Alten» Welt. Sie war verblutet im blutigsten aller Experimente Lenins, das sein georgischer Epigone nach seinem Geschmack und Vermögen zurechtgebogen hatte. Unsere Erkenntnis um diese «Neue» Welt im Osten musste genau so eigene Wege gehen, wie dereinst diese Welt völlig eigene Wege ging.

Der Bolschewismus hat in seinem hermetisch abgeschlossenen Experimentierraum mit den ihm ausgelieferten Menschenmassen die These des Materialismus vorexerziert und ohne Rücksicht auf Verluste das Leben der papierenen Revolution unterworfen. Der Weg ist uns unterdessen genau bekannt geworden.

Diese Welt des Scheinlebens, der grössten Spannung zwischen Theorie und Praxis, die die Weltgeschichte kennt, zerbrach in jenem Sturmjahr 1941, in dem die Kunst unserer Generale und die Kühnheit unserer Soldaten den eisernen Vorhang zersprengte, der die Völker der Sowjetunion vom Leben trennte. Dabei ist es sogar so, dass diese bolschewistische Aera nicht nur an den militärischen Erfolgen unseres Heeres direkt zerbrach, sondern auch indirekt. Millionen gläubiger, zumindest unwissender Sowjetrussen erkannten am Antlitz des deutschen Soldaten, an seinen Uniformen, an seinen Taten, dass sie systematisch betrogen und belogen worden waren.

Stalin war politisch bankrott geworden. Sein Konservensystem war zerfallen. Seine Propaganda war blass und lächerlich geworden, seine Blutmacht vor aller Welt empfindlich zermürbt, seine Generallinie unsterblich blamiert. Durch unsere Schuld, nur durch unsere Schuld hatte sich nun das Bild verschoben. Wir befanden uns, ohne dass wir es noch selber wussten, mitten im politischen und dem daraus entstandenen militärischen Zusammenbruch.

002941

DER GROSSE RAUSCH



**DAS BUCH DER OSTFRONT
VON ERICH KERN**

2. TEIL: DER GROSSE RÜCKZUG

8. Kapitel

Das Gespenst von Taugoggen

Wieder ging es nach dem Osten. Der grosse Gegenstoss von Charkow war verpufft. Der Feind hatte es verstanden, die mit soviel Schwung und Tapferkeit getragene Frühjahrsoffensive sich totlaufen zu lassen. Die nicht ab reissende Welle der britischen und USA-Bomber hatten begonnen sich auszu wirken.

Dazu hörten wir zum erstenmal von dem Wahnsinn der Typisierung flüstern. Immer wieder wurden neue Verbesserungen unserer Panzer und Flugzeuge vorgeschlagen. Freilich waren die neuen Panzer tatsächlich dem Feind, der ununterbrochen seine T 34 ins Treffen führte, weit überlegen. Aber die ständigen Verbesserungen, die ständigen Verstärkungen benötigten eine andauernd neue Verbesserung und Umkonstruierung der Maschinen und Fabriksanlagen. Eingeweihte erzählten, dass die Fertigstellung einer neuen Maschinenanlage für eine neue Panzertype oft Monate dauerte. Monate wurden dadurch der Fabrikation glatt verloren. Währendem bauten die Sowjets T 34, T 34, T 34...

Unsere neuen, bei weitem besseren Panzer standen bei ihrem Einsatz einer derartigen Massenübermacht gegenüber, dass selbst ihre viel bessere Qualität sich nur wenig oder gar nicht militärisch auswirken konnte.

Bei der Luftwaffe sollte es gleich sein. Wir griffen uns an den Kopf, wir kleinen subalternen Offiziere und Unteroffiziere der Ostfront. Wir hofften aber nur, dass der Führer, bei dem ja jede Entscheidung lag, letzten Endes wissen musste, was geschah und alles irgendwie noch gut werden musste.

Unterdessen verloren wir immer mehr an Raum und wuchsen unsere Massengräber ins Unendliche.

Zähneknirschend gingen wir oft vor einem moralisch weit unterlegenen Feind zurück und schauten sehnsüchtig gegen Westen nach neuen Panzern und Geschützen aus. Dort drüben aber im Westen wurde immer aufs Neue konstruiert, geplant und umgebaut.

Was wir aber blutnotwendig brauchten, waren Massen von neuen Panzern, Geschützen und Flugzeugen. Die aber bekamen wir nicht oder nur in vollkommen ungenügender Anzahl.

Der Wettlauf mit der Zeit hatte im vollen Umfang begonnen.

Da bemühte sich die deutsche Führung im Osten, sich die sowjetische Taktik der «verbrannten Erde» zu eigen zu machen und die fehlende Materialmacht mit einem leeren Raum zu überbrücken, um die Massen der Roten Armee am Dnjepr sich totrennen zu lassen.

*

Fassungslos schaute ich in den Strom, der da vorüberrollte: Wagen mit Pferden, Autos an Autos, endlose Kolonnen Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, keuchend unter der Last ihrer letzten Habe, Regimenter an Regimenter, Artillerie, Panzer und Infanterie, Kosaken und deutsche Kavallerieregimenter – nach Westen, alles nach Westen.

Das nahm das Ausmass einer Katastrophe an. Weiter drüben im Osten brannten bereits die Dörfer und die Städte. Jetzt, in der Dämmerung, die gegen den breiten Strom herankam, der auserkoren schien, unser Schicksal im Osten zu werden, blutete der Himmel. Ich stand mit meiner Gruppe auf den Mauerresten eines zerschossenen Hauses und blickte hinunter zum Ufer, an dem sich Tausende und Abertausende Rinder brüllend drängten. Ein Schrei der eskortierenden Kosaken, und langsam trotteten die ermatteten Tiere mit tief hängenden Köpfen ins rauschende Wasser. Es war, wie wenn der Strom lebendig geworden wäre von der Unmasse der Rinderköpfe, die ans westliche Ufer strebten.

Drüben am Westufer sollte die grosse Abwehrlinie stehen, wurde uns gesagt, drüben am Westufer. Welch ein Unterschied. Wie anders war es vor nur zwei Jahren! Wie waren wir 1941 über diesen Dnjepr gejagt, vor uns die Trümmer der geschlagenen Roten Armee. Und heute?

Mit einem unvorstellbaren Einsatz von Menschen und Material stürmte seit dem Sommer unter den Fahnen der Weltrevolution die Steppe gegen Europa. In Schlachten, die alles Gewesene in den Schatten stellten, drängten sich die Völker der Sowjetunion nach Westen.

Ausgebrannte Panzer, Flugzeugwracks, Kanonen, Maschinengewehre, Granatwerfer ohne Zahl und Hunderttausende Tote lagen auf dem Schlachtfeld.

Es war wieder einmal eine harte Entscheidung herangekommen, eine Stunde, in der es mehr als bisher im Osten auf Biegen oder Brechen ging. Verzweifelt hatte die deutsche Führung alle Möglichkeiten erwogen und sich zu der Massnahme entschlossen, die die wenigsten Verluste kostete und die grössten Erfolge versprach. Östlich des Dnjeprs war ein Aufbruch vor sich gegangen, wie er gigantischer nicht gedacht werden konnte. Es rollte das Land dem Bolschewismus weg: die Menschen, die Städte, die Fabriken, das Vieh und das Korn. Zurückbleiben sollte allein der weite,

leere Raum, dessen Bewältigung die bolschewistische Armee vor eine Aufgabe stellte, die allein schon in den nächsten Monaten eine Gewähr für den Erfolg der deutschen Abwehr bieten sollte.

Der Bahnhof nahe am Strom nahm die Ernte auf, die aus dem östlichen Raum quoll, und leitete sie nach dem Westen. Die Wagen der Züge, die alle zehn Minuten die Station passierten und über den Dnjepr rollten, waren nicht zu zählen. Maschinen aller Art, ganze Fabrikanlagen und Getreide, Getreide und wieder Getreide. Männer, Frauen und Kinder hingen wie volle Trauben an den Wagen, auf den Dächern und drängten sich mit auf das Lastgut. Diese Menschen kannten nur ein Ziel: Flucht vor dem Bolschewismus.

Langsam verflimmerte der Tag. Immer wieder trotteten riesige Rinderherden, von Kosaken und Bergkaukasiern auf flinken Pferden umkreist, zu dem grossen Strom. Vorsichtig netzten die Tiere ihre Hufe im kühlen Wasser. Langsam, geduldig, dumpf vor sich hinbrüllend, glitt Rind um Rind ins Wasser. Wie ein riesiges Floss schwamm Herde um Herde über den Strom. Weiter unten grunzten auf der grossen Fähre Hunderte, ja Tausende von Schweinen. So ging es alle Tage und Nächte, Stunde um Stunde. In der Ferne piffen die Züge mit den Wagen voll goldgelben Getreides, dem diese gewaltigste Hungeroffensive der Weltgeschichte galt.

Wir hatten über diesem einzigartigen Bild Zeit und Raum vergessen. Ein Martin-Bomber kurvte verzweifelt gegen die eine Brücke, gleich ratterte die Flak und jagte ihn davon. Wir gingen durch menschenleere Strassen in unser Quartier.

Weit im Kreise gingen die Dörfer in Flammen auf. Irgendwo donnerte die Detonation einer Sprengung. Der Himmel färbte sich blutrot. Wieder hatten unsere Kompanien sich in der Nacht befehlsgemäss abgesetzt und den Feind am Morgen nachstossen lassen; nachstossen in einen Raum ohne Dörfer, ohne Städte, ohne Menschen und ohne Vieh. Und was für ihn am bittersten war: ohne das heiss ersehnte Korn. Nachstossen in die trostlose Leere, die die bolschewistische Offensive zum Stillstand bringen sollte.

*

Der Rückzug gelang ausgezeichnet. Die Teile, die den Sowjets in die Hände fielen, waren gar nicht nennenswert. Die Zeiten der grossen Verluste waren noch nicht herangekommen.

Dafür erwartete uns am Westufer eine entsetzliche Überraschung: Weit und breit war nicht die geringste Verteidigungslinie zu entdecken. Im Feuer des Feindes gruben wir uns notdürftig ein. Die Enttäuschung und Verbitterung der Soldaten und Offiziere war grenzenlos. Wenn die bei-

spiellose Disziplin nicht so eisern gewesen wäre, hätte es gegen die verantwortlichen Dienststellen Mord und Totschlag gegeben.

An manchen Stellen gingen die Bolschewiken mit uns fast gleichzeitig über den Strom, der in ganz anderer Weise, als erhofft, nun tatsächlich Schicksal im Osten wurde.

Bald war es uns allen klar: Es gab keinen Ostwall, es gab gar keine Verteidigungslinie Dnjepr. Noch nie war in der Kriegsgeschichte ein Strom allein, das blosse Wasser, wirklich entscheidender Schutzwall gewesen. Unsere Verantwortlichen hatten im wahrsten Sinne des Wortes auf Wasser gebaut. Das Blut, unser Blut musste versuchen, allein den rasenden Stoss zu dämmen und zu halten. Gerade aber in diesen Tagen bewährte sich strahlender und packender als je in den Tagen des Sieges deutsches Soldatentum im Osten.

*

Rückzug. Wie oft in diesem Krieg hatten wir beim Gegner den heissen Atem der Panik verspürt, der diesem verhängnisvollen Alarmruf vorausging. Wir waren es, die im Norden und Westen, im Südosten, im Süden und nicht zuletzt im Osten wochenlang, monatelang dem rückziehenden Feind hart auf den Fersen waren und ihn hineinjagten in die blutigen Niederlagen. Als wir zum erstenmal im Verlaufe dieses Krieges im Interesse der gegebenen Situation zurückgehen mussten, in jenen überharten Wintertagen 1941, ergriff auch uns, die wir bislang nur Treiber gewesen waren, zutiefst die Qual des Rückzuges. Selbst die kommenden Angriffssiege, die unsere Fahnen wieder weit hinein in die Weite des Ostens führten, konnten in uns nie mehr das dumpfe Geheimnis jener Stunden lösen, das für jeden Soldaten, ob General, ob Grenadier, im Rückzug verborgen liegt.

Später erst erkannten wir staunend, dass wir gerade in jenen qualvollen Tagen Soldaten geworden waren. Soldaten, die den Krieg in seiner letzten und schwersten Phase erkannt und überwunden hatten. Wir sahen fassungslos, dass vieles, was wir für die unumstösslichen Garanten des Erfolges gehalten hatten – der Besitz von hundert Kilometer östlich oder westlich – gar nicht das entscheidende war, sondern dass der Krieg, längst über sich hinausgewachsen, alle, aber auch wirklich alle Möglichkeiten positiver und negativer Art in sich barg, von denen wir in unseren Sturmjahren nicht einmal etwas geahnt hatten. Wir haben dann aufgeräumt mit der Illusion des «rollenden» Sieges und Schluss gemacht mit dem Irrtum des bereits gewonnenen Krieges. Still und bescheiden begannen wir nicht die Erfolgswerte zu zählen, sondern die Regel zu beobachten, mit der der Feind und wir uns im ehernen Spiel gegenüberstanden, wir lernten da und dort endlich etwas hinter die Karten zu schauen und entsprechend darauf zu reagieren.

ren. Diese Erkenntnis war mehr als bloss eine soldatische Reminiszenz. Sie war die Voraussetzung unseres weiteren nationalen Handelns schlechthin. Sie ist nicht zu früh gekommen. Die politische Krise im Süden, die der militärischen gefolgt war, forderte von uns jene letzte Wahrheit, die allein die Zerreihsproben dieses Jahres zu tragen und zu halten imstande war. Unbeirrt von dem savoyischen Marionettentheater schlug dieser Geist der absoluten Bereitschaft an allen Fronten weiter die Gefechte, die Partisanenkämpfe und Materialschlachten. Ein Ereignis, das ein Jahr zuvor die siegesverwöhnte deutsche Wehrmacht in hellste Aufregung versetzt hätte, wurde vom deutschen Soldaten wohl mit Befremden, aber ohne Überraschung registriert und unsere erfolgreiche Antwort als eine Selbstverständlichkeit zur Kenntnis genommen.

Dann erlebten wir in diesen Tagen die härteste Belastungsprobe der Ostfront: zurückgehen, ohne geschlagen worden zu sein. Tausendmal klang die Frage auf, um tausendmal von niemand einwandfrei beantwortet zu werden: «Warum gehen wir zurück?» Immer wieder drängen die Männer in ihre Führer, die Schleier jenes grauenhaften Geheimnisses zu lüften, das unerklärlich und unwiderruflich alles das bedrohte, was bisher das Um und Auf jedes soldatischen Lebens war: Siegeszuversicht und Erfolg. Dazu kam, dass dieser gigantische Rückzug ostwärts des Dnjepr, der gezwungenermassen hinter der weichenden, oft sogar ohne Feindberührung sich absetzenden Armee einen leeren, toten Raum schuf, alle Gefahren für Disziplin und Zucht in sich barg. Hier zogen Herden an uns Soldaten vorbei, endlos, dort wurden zahllose Mengen Geflügel und Kleinvieh zurückgeschafft. Da lag in ganzen Bergen wertvolles Material aller Art unbewacht an der Strasse und wartete auf den Abtransport. Neben den Zügen voll Getreide, nichts als Getreide, die überhaupt nicht mehr abzurreissen schienen, zogen die vielen kilometerlangen Trecks der Zivilisten mit halbwüchsigen Mädchen, mit Frauen, deren Kinder noch an den Brüsten hingen, und Männern, die alle nicht gewillt waren, ihr Dasein vom nachstossenden Bolschewismus verlöschen zu lassen.

Welche Armee auf der Welt konnte sich überhaupt einen solchen Rückzug im fünften Kriegsjahr leisten, ohne in ihrer ideellen und organischen Substanz empfindlich Schaden zu leiden oder daran zugrunde zu gehen? Barg dieser Rückzug bei den hinteren Diensten alle Gefahren, so stellte er den kämpfenden Soldaten erst recht in das Fegefeuer allerhöchster Bewährung. Ist es doch selbstverständlich, dass Stalin alle seine Kräfte, die ihm in den schweren Materialschlachten seiner ukrainischen Hungeroffensive geblieben waren, nunmehr zum grossen Sturm ansetzte und bei diesem geschichtlich einzigartigen Zurückwandern von Millionen Menschen über viele Hunderte von Kilometern, um jeden Preis entscheidende

Kampferfolge zu erringen versuchte. Heute stiess der Feind überhaupt nicht nach, und alle Bewegungen vollzogen sich ohne Feindeinwirkung. Morgen warf er alles Verfügbare gegen die Absetzlinien, um in die Brückenköpfe einzudringen und die abrollenden Truppen billig kassieren zu können. Aber nirgendwo ist ihm das gelungen. Nirgendwo vermochte er trotz der schweren strategischen und kämpferischen Lage, die dieser Plan einmal mit sich bringen musste, ihn auf die Dauer zu stören oder gar zu durchkreuzen.

Dieser absetzende Rückzug zwischen Donez und Dnjepr war eine der grossartigsten Unternehmungen der Kriegsgeschichte. Noch nie hatte die Führung den Erfolg so sehr in die Hand des Soldaten gegeben. Sie konnte kaum etwas tun, um sein Schicksal zu erleichtern und seine Seelenkämpfe zu mindern. Sie durfte aus taktischen Gründen zumeist nicht einmal die strategischen Ziele und die Marschrichtung verraten. Sie konnte nur eines: dem deutschen Soldaten blindlings vertrauen. Er hat dieses Vertrauen in keiner Weise enttäuscht und selbst dort, wo er weder Befehl noch Führung verstand, noch verstehen konnte, rückhaltlos seine Pflicht erfüllt. Im erfolgreichen Verlauf unseres Rückzuges hat es sich erwiesen, dass dieser deutsche Soldat über die Kasernenhofdisziplin hinaus zu absoluter Einsatzbereitschaft gewachsen war.

*

Rasch zeichneten sich die Schicksale ab, die unser Rückzug für dieses unglückliche Land barg.

Vor vielen Monaten war er in einem der zahllosen Dörfer, die wir im Sturme nahmen, der Kompanie zugelaufen, nicht viel anders, als wie ein verlaufenes Hündlein. Zuerst machte er sich Liebling bei jedem, dann aber teilte ihn der Spiess kurzerhand der Küche zu. Dort blieb er auch, der junge Schura Matjuchin, der aus der Umgebung von Poltawa stammte und mit einem Komsomolzenverband gegen die Front geschleppt worden war und nach seiner Gefangennahme von den Deutschen wegen seiner 13 Jahre laufen gelassen wurde.

Bald sprach er erstaunlich gut deutsch und hatte sich dem Betrieb eingeordnet, als wenn er immer zur Kompanie gehört hätte. Als die Division weiter gegen Osten vorsties und hinter Poltawa lag, lief Schura oft hinüber zu seinem Heimatdorf, das ebenfalls knapp hinter der Hauptkampflinie stand. Er brachte jedesmal einen Sack Eier mit und jeder sah ihn gerne seinen kurzen Urlaub antreten. Dass er nicht zurückkommen oder gar überlaufen könnte, kam keinem der Männer in den Sinn. Schura war das Verlässlichste, was man sich denken konnte – im Dienst und sogar, wenn Not an Mann war, im Kampf.

Um so gedrückter war die Stimmung in der ganzen Kompanie, als sie mitten in der grossen Absatzbewegung plötzlich entdeckte, dass Schura spurlos verschwunden war. «Schau, schau», ärgerte sich der Koch, «wo giht's denn so was? Grad der Schura!» Seihst der Kompaniechef war unwirsch. «Weil's halt mal zurückgeht», murmelte der Spiess. «Wer hätte das gedacht. Nehmen tun wir aber keinen mehr!» So entschied er die zahlreichen Angebote der Hilfwilligen. «Wir haben mit dem Schura genug.»

Tagelang, nächtelang rollten die Getreidezüge vorbei, die Landschaft dröhnte von den Hufen der zehntausende und abertausende Rinder, die in riesigen Herden westwärts getrieben wurden. Der Himmel flammte in den Nächten taghell von den brennenden Städten und Dörfern, die, von der Zivilbevölkerung schon längst geräumt, und nun vollkommen zerstört, den Sowjets keinen Unterschlupf mehr bieten konnten. Wenn die nicht abreissenden Wagentrecks der flüchtenden Bauern an uns vorbeiwogten, da kam es vor, dass einer auf einen der vielen Jungen wies und meinte: «Grad so wie unser Schura!»

Die Kompanie kam an ein Flussufer. Weiter oben goss sich der Strom der Ernte, der Maschinen, der Menschen und nicht zuletzt der Soldaten über eine Brücke. Hier diente eine grosse Fähre dem Verkehr. Tagelang hatte die Kompanie befehlsgemäss ihre angegebenen Kilometer geräumt und war dabei vom Feind kaum gestört worden. Jetzt aber, wo die Sowjets staunend sahen, dass die Deutschen tatsächlich Ernst machten, versuchten sie verzweifelt mit allen verfügbaren Kräften nachzustossen und das Ufer in ihren Besitz zu bringen.

Nun war es soweit. Der Gefechtstross war schon drüben. Die ersten Züge schwammen auf dem Strom. Endlich kam die Fähre zum letztenmal, um im Deckungsfeuer des gegenüberliegenden Ufers den letzten Zug herüberzunehmen. Rechts und links von der Anlegestelle standen schon die ersten bolschewistischen Stosstrupps.

Schnell war der Zug auf der Fähre. Die Granaten der Sowjets lagen zu hoch und fegten weit hinten ins Wasser. Unsere Infanteriegeschütze blieben die Antwort nicht schuldig. Es war ein richtiges Scheibenschiessen. Gottlob war der Strom so breit.

Auf einmal zuckten die Männer zusammen und starrten hinüber auf das nunmehr feindliche Ufer. Da war zwischen den Sowjets ein Junge aufgetaucht und noch einer und noch einer. «Wenn das nicht der Schura ist», schrie ein Landser, «dann fress ich heute noch den Ufersand.» «Das kannst du auch ohne Schura, wenn es einen Volltreffer gibt», meinte ein anderer und griff zum Scharfschützengewehr, «aber dann wollen wir ihm wenigstens ein Andenken verpassen.» Er hob das Gewehr. Die anderen sahen weg. Plötzlich aber liess er den Lauf sinken. Drüben waren die drei Jungen

ganz an das Wasser herangelaufen und, ehe die überraschten Sowjets sahen, was gespielt wurde, hatten sie sich in den Fluss geworfen und schwammen in langen Stössen der deutschen Fähre nach.

Die Männer drängten sich auf der Fähre, dass sie zu stürzen drohte. Tatsächlich lösten auch zwei ein Boot und ruderten den Schwimmern entgegen. Der ganze Feuerzauber war vergessen. Alles drehte sich nur noch um die drei tollkühnen Schwimmer. Gerade als die Fähre das Ufer ungetroffen erreichte, zogen die beiden Soldaten auch schon den ersten Jungen ins Boot. Die deutschen MG hagelten und legten einen förmlichen Feuer-schirm über das Boot, das nach endlosen Minuten, ebenfalls ungetroffen das Ufer erreichte. Nur einer der Jungen hatte einen Armdurchschuss erhalten. Es war Schura.

Während ihn der Sani verband, schlang er gierig den ersten Bissen Brot hinunter. «Nicht böse sein, Natschalnik», bat er den Chef, «aber als es zurückging, hielt ich es nicht mehr aus. Ich musste noch einmal die Mutter sehen. Aber das Dorf war schon von den Bolschewiken besetzt und alle Männer, alle Frauen waren weggeschleppt zur Arbeit in Fabriken oder zur Roten Armee oder in den Tod. Nur meine beiden Brüder hatten sich verkrochen gehabt, die fand ich in der Nacht. Wir brachen gleich auf und marschierten, marschierten mitten unter den Sowjets immer hinter den Deutschen her. Vergebens suchten wir ein Loch, durch das wir schlüpfen könnten. Es war alles unmöglich. Aber wir liessen nicht locker, schliefen des Tages und suchten des Nachts. Bis wir knapp vor dem Strom auf euch stiessen. Nun», schloss er erschöpft, «habe ich euch doch gefunden. Euch und das Leben.»

Er wollte noch etwas sagen, aber matt lehnte er sich zurück und schlief gleich tief und fest. Die Männer standen im Kreise und keiner sagte ein Wort. Nur der Spiess hob die Zeltbahn und deckte den Schlafenden behutsam zu. *

Und das ist die Geschichte der alten, guten Babuschka. Es ist nur ein Bild von vielen. Das Bild einer unbekanntenen, primitiven, ukrainischen Frau. Und doch ist es ein Denkmal für mich. Ein grosses Denkmal am grossen Strom.

«Tausend Dank», sagte die uralte Babuschka und verbeugte sich immer wieder so tief, dass ich fürchtete, sie würde mit dem Kopf auf den Boden schlagen. Belustigt sahen wir zu, wie sie eilig den grossen Topf mit der Hühnersuppe, die wir mit bestem Willen nicht mehr verdrücken konnten, an sich nahm und hastig durch die niedrige Tür abzog. Mittags war sie wieder da. So kam es, dass die Alte Tag für Tag bei uns für sich und ihre vier Enkelkinder ihr kümmerliches Essen holte. Zwei Söhne waren in

Sibirien. Einer fiel in der bolschewistischen Armee. Ihre beiden Schwiegertöchter hatten die Sowjets zum Erdschanzen mitgenommen. Nur ihre vier Enkelkinder, die ewig hungrig waren, waren bei ihr geblieben. Darum hiess sie auch bald in der ganzen Kompanie nur «Babuschka», das Grossmütterchen.

Aber nicht nur wir waren die Gebenden, auch sie gab das Ihre, um sich bei uns nützlich zu machen. Bald war da ein Riesenloch im Socken, das sie mit ihren alten Fingern noch schneller stopfen konnte als wir, bald dort ein Hemd oder eine Hose, die wieder rein werden mussten. Wir brauchten ihr keine Arbeit zu befehlen. Sie kam immer wieder, alle Tage, und bemutterte uns allesamt nach ihrer Art. Von uns allen aber hatte sie unseren schweigsamen ernsten Rudolf am meisten in ihre Obhut genommen. Deshalb wohl, weil auch ihr Jacob, der schon fünf Jahre in Sibirien war, ebenso blaue Augen haben sollte, wie Rudolf.

Wir hatten damals einen schmalen Streifen in das feindliche Gebiet hineingetrieben, den wir, dem übermächtigen Feinddruck weichend, wieder aufgeben mussten. Selbstverständlich kannte jeder die Lage und rechnete mit der Zurücknahme. Am Schluss aber, wie das schon immer so ist, ging alles Horuckzuck und wir waren heilfroh, unsere Klamotten verstauen zu können. Als wir mit unserem Mannschaftswagen durchs Dorf rasselten, brummte nur Rudolf ärgerlich: «Hab ich Dummkopf doch wirklich mein altes Hemd noch bei der Babuschka vergessen!»

Die nächsten Tage waren stark eisenhaltig. Manch guter Kamerad legte sich nieder zum grossen Schlaf auf der sandigen Erde, damit die Heimat leben und arbeiten kann. Der weite russische Himmel spannt behutsam sein funkelndes Sternengezelt wie ein Himmelbett über die Gräber im Osten und behütet ihren stillen Frieden. Auch unser wortkarger tapferer Rudolf wartet nun schon lange irgendwo in der östlichen Weite auf die Glocken, die der Welt den Frieden läuten werden.

Es war kurz nach Rudolfs stillem Sterben. Auf dem abgeernteten Sonnenblumenfeld, als wir im Gegenstoss die Front verschoben und unser altes Dorf wieder im Sturme nahmen. Die Frauen und Kinder standen an der Strasse, genau wie das erstemal. Aber der Glanz ihrer Augen war erloschen, ihr Lächeln war wie erfroren. Wir gingen durch die alten, bekannten Strassen, fragten nach dem und jenem und standen auf einmal wieder vor dem Haus unserer Babuschka.

Aber niemand rührte sich. Nur der alte Waska aus der Nachbarhütte schlurfte langsam an den kleinen Holzzaun: «Babuschka kaputt», sagte er gleichgültig. «Viele kaputt!» Und wies dabei mit seinen zittrigen Fingern auf einen zerschlissenen braunen Lappen, der wie eine Sturmflagge vom niederen Dachfirst flatterte.

«Himmel und Hölle!» schrie Wilhelm aufgeregt, «das ist doch wahrhaftig Rudolfs altes Hemd!»

Die Geschichte ist kurz, wie das Leben in Russland überhaupt meist kurz ist und die Pointe ist ohne Happyend, wie der ganze Bolschewismus ohne Happyend ist. Der Kommissar, der mit der bolschewistischen Armee kam, sah das braune Hemd am Dachfirst, wo Babuschka immer unsere Wäsche trocknete. Vielleicht, dass ein kleiner Geist der Alten das Brot neidete, das sie von uns bekommen hatte und sie denunzierte. Vielleicht war es wirklich so, dass das Hemd sie verriet. «Du hast den Hitlers geholfen!» schrie der Kommissar die verschüchterte Alte an, «du hast die Weltrevolution verraten!»

Es hat der Babuschka nichts genützt weinend zu beteuern, dass sie sicher verhungert wäre, wenn die Germanski ihr nichts zu essen gegeben hätten. Und wer isst, muss doch auch arbeiten. Denn sagte nicht der grosse Genosse Karl Marx: «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!»

Sie wurde mit den anderen «Hochverrätern» und «Faschisten», den Hemdwäscherinnen, den Sockenstopferinnen und einem Alten, der gar Holz für die Küche klein geschlagen hatte, erschossen. Und da die vier Enkelkinder sich weinend an ihrem Rockschoß hielten, begleiteten sie ihr Grossmütterchen auf die weite Fahrt ins Dunkle.

Wir zogen schweigend in Babuschkas Quartier. Ein altes, vergilbtes Bild, das sie in ihren jungen Jahren zeigte, lösten wir behutsam von der Wand und sandten es als unseren Gruss an Rudolfs Mutter weit nach dem Westen.

Als wir einige Wochen später im Zusammenhang mit neuen strategischen Frontverkürzungen das Dorf wieder räumen mussten, rissen wir die Glut des Ofens hinein ins trockene Stroh. Hier sollte keiner von denen ein Dach über dem Kopf finden, die unter den Blutfahnen vom Osten her kamen.

Am Dorfrand standen wir schweigend und sahen zurück zum brennenden Haus. Auf dem Dachfirst flatterte im sprühenden Funkenregen Rudolfs altes, zerschlissenes Hemd.

Dann wandten wir uns und marschierten in unsere neue Kampflinie, um den Feind zu erwarten.

Am selben Tag hörte ich einen Major wegwerfend sagen: «Ist nicht schade um das ganze Gesindel!»

Er merkte wohl an meinem Gesicht, wie es mit mir stand. «Oder sind Sie vielleicht anderer Ansicht?»

Mir war die Kehle trocken. Aber trotzdem sagte ich ruhig: «Jawohl, Herr Major!»

Er blickte mich erstaunt an, drehte sich aber dann um und sagte zu seinem Adjutanten etwas von deutscher Sentimentalität. Meine Kameraden aber drängten sich um mich und schüttelten mir schweigend die Hand.

Überhaupt bemerkte ich, wie sich in der ganzen Haltung der Kompanie eine tiefe Wendung breitmachte. Die Männer und auch die Frontoffiziere begannen nachzudenken und kamen zu Ergebnissen, die meinen sehr nahe standen. Aber dort, von wo die entscheidenden Befehle her kamen, nur dort schien man nichts zu sehen und nichts zu hören.

Die Härte der Kämpfe und die irrsinnige Übermacht aber liessen uns keine Zeit zu langen Diskussionen, kaum zum Denken. Immer wieder griffen wir an, immer wieder schlugen wir den übermächtigen Feind zurück. Immer wieder gab es das gleiche Bild: der Feind wich vor unserem Druck, schloss aber links und rechts, so dass wir weichen mussten, um nicht gekesselt zu werden. Unsere Verluste waren gross. Unser Blut konnte den fehlenden Ostwall mit Betonbunkern, tiefgestaffelten Schützengräben und Sperrforts nicht ersetzen. Was hatte man uns nicht alles offiziell und noch mehr inoffiziell vorgefaselt. Wir hatten schon erwartet, dass es nicht so toll werden würde. Aber dass nichts, absolut nichts vorhanden sein würde, nichts als die phantastische Angabe, das hatten wir nicht zu fürchten gewagt.

*

Zum erstenmale überfiel mich eine lähmende Angst. Ich kam mir vor, wie ein Verräter auf verlorenem Posten. Mit mir die ganze deutsche Ostarmee. Vor uns ein erbarmungsloser, tückischer Feind, der alle Chancen zu nützen wusste, hinter uns eine Führung, die dieses Feindes tiefstes Wesen überhaupt nicht erkannte und jede Chance zugunsten papierener Programme und überlebter Begriffe opferte.

Ich stand vor der grössten Entscheidung meines Lebens. Die Aufrufe eines Herrn Seydlitz und Konsorten waren in Millionen Flugblättern über uns heruntergerieselt. Das Gespenst von Taugen war auferstanden und versuchte seinen Seelenfang. Mitten in die Qual und dumpfe Verzweiflung der deutschen Kriegsgefangenen in den vielen Kriegsgefangenenlagern der Sowjetunion, aber auch in die deutschen Ostfrontsoldaten, schlug die Gründung des Nationalkomitees «Freies Deutschland» und des «Bundes deutscher Offiziere», wie eine Bombe. Der bekannte deutsche Kommunistenführer und Schriftsteller Erich Weinert, und der Träger eines ruhmreichen preussischen Heerführernamens, Walther von Seydlitz, zeichneten verantwortlich für die Organisierung der geistigen deutschen Revolte hinter den Stacheldrähten der russischen und sibirischen Steppe. Erst später wurde, anfangs zögernd, dann aber immer stärker, ein Name in den Vor-

dergrund geschoben, der als personifiziertes Schicksal der hunderttausende Stalingrader in ganz Deutschland, stärkstes Gewicht besass: Marschall Friedrich von Paulus.

Man kann ruhig zugeben, dass diese «Revolte», bewacht von den Nagans der Kremlkommissare und ausgedacht in den Politbüros mit dem Raffinement und der Routine jahrzehntelang erprobter Agitatoren, geschickt in Szene gesetzt wurde. Untermauert wurde sie mit dem politischen Vermächtnis Otto von Bismarcks, Deutschland niemals der tödlichen Gefahr eines Zweifrontenkrieges auszusetzen, und seiner russisch-preussischen Bündnistradition, verbrämt mit der Glorie des historischen preussischen Wortbruches von Taurögen.

Der Widerhall war in den Massen der deutschen Kriegsgefangenen, besonders den Mannschaften und Unteroffizieren, erstaunlich gering. Abgesehen von der Schicht der politischen Vorteilsucher und Allzuwendigen, waren nur wenige, unverbesserliche deutsche Romantiker, die weniger in der tragischen Person des aufgegebenen Stalingradmarschalls, als in der legendären Rebelhon General Yorks und seiner Offiziere, ihr Vorbild suchten.

Der Widerhall unter den deutschen Ostfrontsoldaten war totale Ablehnung und grösste Verachtung.

Unterdessen verrauchten die klingenden Namen der Offiziersrebelln vor den erstaunt aufhorchenden deutschen Ostfrontsoldaten und Kriegsgefangenen. Neben Seydlitz, Generalleutnant Edler von Daniels, Oberst van Hooven, Oberst Steidle, Generalmajor Kortcs, General Lattmann, Major von Frankenberg und Proschitz, Major von Knobelsdorf-Brenkenhoff, Oberleutnant Gerlach. Und weil nach dem naiven Glauben der sowjetischen Strategen im Deutschland von damals ein unbekannter Gefreiter dabei sein musste, stand in Reih und Glied mit den strahlenden Namen die Person des Paradegefreiten Emmendorfer. Ein plumper politischer Operettendreh.

Der einzige Mann, der mit der Sache in engste Verbindung gebracht wurde und tiefe Erschütterung unter den Ostfrontsoldaten hervorrief, war Friedrich von Paulus.

Dieser verhältnismässig junge General, der von Hitler persönlich, unter Zurückstellung und Übergang rangälterer Generäle nach dem Tode Generals von Reichenau, dessen Chef des Stabes Paulus längere Zeit gewesen war, zum Nachfolger Reichenaus eingesetzt worden war, war bei den Sowjets der bestgehasste deutsche General gewesen.

Illja Ehrenburg, Stalins Leib- und Magenjournalist, hatte vor gar nicht langer Zeit, Paulus den «Bluthund von Charkow» tituliert, weil Paulus eine geplante Revolte in Charkow blutig unterdrückt hatte. Seine Wendung rät-

selhaft. Ändern allerdings konnte auch er an der Kampfmoral der deutschen Ostfrontsoldaten nichts.

Hinter all dem stand die grinsende Maske Stalins und Kaganowitschs. Stand die Bolschewisierung Europas. In mir wurde es völlig klar. War der Weg auch falsch, so trugen unsere Fahnen doch die Heimat, das Schicksal unzähliger Frauen und Kinder. Gingen wir auch ins Verderben, so riefen uns doch die endlosen Massengräber unserer Kameraden, wenn auch von den Bolschewiken umgepflügt und vernichtet, eine klare Sprache der Pflicht und der Treue zu.

So entschied ich mich, den bitteren Weg bis zum Ende zu gehen, wenn auch sehend und alles tuend was möglich war.

Vielleicht, dass ein Höherer mir das Erlebnis der Niederlage ersparen würde und mich zu meinen stillen Kameraden legen würde.

Ich ging ihn aber auch im vollen Wissen nicht nur des falschen Weges, sondern auch der falschen Führung. – Aber – waren wir nicht umstellt, wie in einem Kessel, der schwerer und furchtbarer war als die sowjetischen Divisionen? Im Kessel unserer Erkenntnisse. – Nie wieder Totalitarismus – nie wieder ein byzantinisches Führerprinzip mit solchen Massen.

Wie kann überhaupt ein Mensch alles wissen, alles sehen, alles fühlen und alles tun? Diese Vergötterung hält so lange, bis kein Stärkerer kommt. Dann aber fehlt das alle umschliessende Band der Gemeinschaft. Denn alles wartet auf den einen, der nun Wunder wirken soll und doch nur ein Mensch ist mit allen Fehlern und Vorzügen. Aber eben ein Mensch.

Einer kann kühn entscheiden und alle mitreissen. Einer aber auch irren und fehlen und damit alle hinabreissen.

Der Weg der Gemeinschaft, mag sie noch so brüchig sein, geht langsamer und holpriger. Hinauf, aber – auch hinunter. Denn die Augen vieler sehen viel mehr als einer allein. Die Ohren vieler hören viel mehr als die eines allein. Nein, nie mehr Totalitarismus, das gelobte ich mir. Wenn diese tödliche Gefahr, wenn der Bolschewismus zurückgeschlagen werden konnte, dann aber alle Kräfte für die Revolution der Vernunft. Denn die Opfer waren zu gross, die wir dem Phantom des Führerprinzips bringen mussten.

Und damals ahnte ich noch nicht das wahre Ausmass unseres Opfers.

*

Mitten in die Qual meiner wilden Gedanken kam das Erlebnis des sterbenden Überläufers.

Hundertmal hatten wir die sowjetischen Regimenter sterben sehen vor unseren Maschinengewehren. Hundertmal standen wir vor dem Rätsel

dieses Krieges im Osten; wie ein Volk, gepeinigt und gefoltert, wie kein zweites auf der ganze Erde, dazu bereit sein kann, für seine Peiniger zu sterben. Freilich vermissten wir bei den Sowjettruppen jenes bewusste Sichopfern und klare Wissen um die letzten Wunder, das unsern deutschen Soldaten eigen ist. Aber dennoch blieb dieses sture, gegen sich und den Feind rücksichtslose Einsetzen des eigenen Lebens für uns ungeklärt.

Wenn dem Bolschewismus etwas gelang bei seinem blutigen Experiment in Sowjetrussland, so war es die Mechanisierung des Lebens. Vom Stachanowarbeiter, bei dem selbst das Lachen und das Weinen, das Essen und das Verdauen auf eine bestimmte Norm gebracht werden musste, wenn er sein Pensum erreichen wollte, bis zum Soldaten und seinem Kampf, feierte der materialistische Mechanismus seine Triumphe. Das Herz ist tot. Es stirbt vor den Hinrichtungspelotons die Seele der sowjetrussischen Völkerschaften – trotzdem geht alles seinen gewohnten Gang in mechanisierter Ordnung. Und ist auch keine Begeisterung da bei denen, die die Rechnung nun bezahlen müssen für jene, deren Faktura offen ist und wohl auch bis in alle Ewigkeit offen bleiben wird –, den Sowjetsoldaten, so kämpfen sie doch und sterben selbst wie aufgezoogene Marionetten, Roboter, für Probleme, die nicht ihre sind, für Phrasen, die sie nie verstanden, genau so mechanisch, wie sie lebten.

Wir konnten erfahren, dass die Sowjetsoldaten bis zum letzten Augenblick uns mit einem Hagel aus ihren Schnellfeuergewehren überschütteten, um dann aus ihren Deckungslöchern zu springen, die Gewehre wegzuzwerfen und uns grinsend um «Papirossi» – Zigaretten – zu bitten. Wir erlebten, dass Rotten ihr «Urrä» bis knapp vor unsere Linien trugen, um als letzte Überlebende in unserem Abwehrfeuer zu uns herüberzukriechen und uns ihre Gewehre und Munition anzubieten. Und ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sowjetische Gefangene plötzlich ruckartig an die zahlreich herumliegenden Gewehre sprangen und ein starkes Abwehrfeuer gegen die Sowjetbomber, die uns mit Bomben bewarfen, richteten. Dieselben Gefangenen, die ihre Stellung zähe und hartnäckig verteidigten.

Es dämmerte stark. Wir lagen auf der leichten Anhöhe, von der aus wir am kommenden Morgen unseren Angriff in die rauhrefüberdeckte Landschaft tragen sollten. Der Wind pfiff und wirbelte immer wieder etwas Reif durch die Luft. Plötzlich gewahrten unsere Sicherungsposten eine Gestalt, die sich langsam durch den Wintersturm kämpfte. «Nicht schiessen!» rief der Unterscharführer, «herankommen lassen!» Da knallte es aber schon von drüben los. Der Mann vor uns warf sich nieder. «Ein Überläufer», fluchten wir, «so eine Sauerei!» Schliesslich krochen drei Mann hinaus, um den Verletzten zu suchen. Aber schon nach einigen Minuten kamen sie wieder. Der Überläufer war wohl schwer getroffen worden, hatte sich aber

trotzdem weiter gegen unsere Linien gearbeitet. Der SDG zuckte die Achsel. Bauchschüsse, drei Stück.

Der Überläufer, in unserem Deckungsloch angelangt, notdürftig verbunden, winkte ab. «Nitschewo!» sagte er halblaut, «besser so, als anders!» Ich entzündete eine Zigarette und schob sie ihm in den Mund. «Ukrainer?» Er schüttelte den Kopf. Er war zuvor Arbeiter am Ural gewesen. Er hatte einmal an den Wahn der Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit geglaubt. Das ist aber schon lange her. «Und warum geht ihr dann sterben für dieses System?»

Der Todwunde atmete tief auf. «Das werdet ihr nie verstehen, das könnt ihr nie begreifen: die Sowjetarmee, die ‚Robotsche-kristianskaja-krasnaja-armija‘, die Armee der Arbeiter und Soldaten – das ist eine Fliege, die im Netz zappelt. Ein Netz ohne Ende.»

Und mitten in der Dämmerung, zwischen den Nebelschwaden, die aus der Niederung ziehen, entstand das Bild dieser Arbeiterarmee.

Das Rückgrat dieser Armee ist nicht der Kommandir, ja nicht einmal der Spezialist. Das Rückgrat ist der Politruk oder, wie er eigentlich heisst, der Polititscheski Rukowoditel, der Politische Kommissar. Bei der kleinsten Einheit, dem Zug (Wswod), arbeitet der Pompolitruk, dem seinerseits laut Vorschrift drei bis vier Spitzel, die ganz offiziell Informatory heissen und die niemand kennt, nicht einmal der Zugführer, zur Seite stehen. Es sind dies einfache Soldaten, die sich der Politruk heraus sucht und die er zwingt, für ihn jedes Gespräch, sei es das harmloseste, jede Handlung, ganz gleich welche, seiner Kameraden zu melden. Es ist praktisch unmöglich, nur ein Wort in der Sowjetarmee fallen zu lassen, das nicht sofort dem Politruk zu Ohren kommt. In der Kompanie (Rotte) arbeitet der eigentliche Politruk. Dient er lange, steht er im Rang eines Starschi Politruk. Im Bataillon besorgt die schmutzigen Geschäfte der Bataillonskommissar, im Regiment (Polk) der Polkowoikommissar, der ebenfalls im Rang eines Starschipolkowoikommissars stehen kann. Bei der Brigade ist es der Brigadnikkommissar, bei der Division der Divisionskommissar, beim Armeekorps der Corpusnoikommissar und bei einer Armee der Armeskikommissar pjerwoga ranga, das heisst ersten Ranges, über dem nur mehr der Wtoroga ranga steht, zweiten Ranges. Über allen diesen Oberspitzeln, die offiziell in Uniform gehen und den Offizieren zumindest gleichgestellt sind, steht in der ganzen RKKK (Sowjetarmee) der Natschalnik polititscheskogo uprawientja RKKK. Bei ihm laufen die ganzen Fäden dieses endlosen, tödlichen Netzes zusammen, dem keiner entringen kann, der einmal in seine Maschen geraten ist. Und das ist praktisch jeder Sowjetsoldat, der ja dem ganzen Klüngel von Spitzeln und Verrätern vollkommen hilflos gegenübersteht.

«Du denkst, du hast einen Freund und schüttest ihm dein Herz aus», flüstert der Überläufer. «Er ist auch dein Freund. Aber er ist einer der unfreiwilligen Bluthunde, die die Masse der zusammengetriebenen Bauern und Arbeiter hetzen und jagen – ein Informator. Er hat aber ein Herz und meldet dich nicht. Da erfährt aber der Politruk von einem anderen Informator, der den Freund gar nicht kennt, dass du lange mit dem anderen Informator gesprochen hast. Schon geht das Verhör los. Schliesslich bricht der Freund zusammen und verrät in seiner Todesangst einen Bruchteil eures Gespräches und schon seid ihr beide verloren. Morgen früh seid ihr liquidiert.»

Drüben in der Ferne knallt es. «Vielleicht ein Posten», stammelt der Verletzte heiser, «vielleicht aber spricht der Nagan des Politruk sein letztes Wort. Du bist den ganzen Tag unter der Linse, ja du schläfst des Nachts unter ständiger Bewachung. Was du auch immer machst, du wirst gesehen und gehört. Und da fragt ihr, warum die Sowjetsoldaten so schweigend und so stur für ihre Henker sterben? Das Netz hält sie alle gefangen, die grossen und die kleinen, vom ersten Schritt am Kasernenhof bis zur Grube im Massengrab.»

Die Geschosse der eigenen Artillerie pfeifen über uns weg. Weiter unten bellt ein Pakgeschütz los. Der Sterbende ist verstummt. Nur bevor ein Stärkerer die Qual und die Sorgen seines armen, verpfuschten Lebens von ihm nahm, schlug er noch einmal die Augen auf. «Zerreissen», flüstert er mühsam, «das endlose Netz zerreißen, deutsche Soldaten...» Drüben am Waldrand schreien die Sowjetsoldaten ihr letztes «Urrä» für die bolschewistischen Seelenverkäufer. Der Überläufer hört es nicht mehr. Wir aber lagen an unseren Gewehren und horchten hinaus in das grosse Sterben.

9. Kapitel

Brückenkopf Narwa

Gerade in den schweren Rückzugskämpfen, die überaus verlustreich waren, traf mich die Nachricht vom Tode meines alten kühnen Kameraden Franz Roth, des erfolgreichen deutschen Kameramannes des zweiten Weltkrieges.

Gleich darnach rief mich ein Versetzungsbefehl aus dem Raum Kirograd hinunter in die Hauptstadt Kroatiens zur Aufstellung eines neuen, 3. germanischen SS-Panzerkorps, das vorwiegend aus Freiwilligen der germanischen Länder, besonders aus Holländern, Flamen, Dänen und Norwegern gebildet werden sollte. Sein Führer sollte einer der besten Generäle der Waffen-SS werden, Felix Steiner.

Ich war froh und traurig zugleich, nach fast drei Jahren, von der Ostfront wegzukommen. Oft und oft hatte ich die Kameraden in Italien und in Frankreich beneidet, die in Biaritz und Capri ihre Tage fröhlich verlebten, während der Tod der Steppe uns Tag und Nacht begleitete. Dabei konnte ich mich aber trotz alledem einer gewissen Traurigkeit und Beklommenheit nicht erwehren. Es ist ein eigenes Ding um die Seele der weiten russischen Landschaft. Sie stösst ab und fängt ein zur gleichen Zeit. Man wird krank an ihr und man sehnt sich nach ihr zur gleichen Zeit. Selbst heute noch, nach unvergleichlichen Jahren der Qual und des Gehetztseins, steigt in mancher stillen Stunde eine grosse Sehnsucht nach der unendlichen Weite des russischen Landes und des russischen Menschen in fast allen deutschen Ostfrontsoldaten herauf.

Mein Aufenthalt war aber doch nur von kurzer Dauer. Gott sei Dank: Denn auch hier in Kroatien wimmelte es von handgreiflichen Führungsfehlern, dass es einfach zum Verzweifeln war.

*

Mitten aus dem reichen kroatischen Land riss uns der Befehl hoch nach Norden. Brückenkopf Narwa.

In Jovi wurden wir eingeladen. In Eilmotmärschen ging es hinein in den schmalen, kaum zwei Kilometer tiefen Brückenkopf, der über der tiefblauen Narva lag.

Gegenüber von Hungerburg, dem bekannten Kurort Estlands am Finnischen Meerbusen, brannte und qualmte es am anderen Ufer. Volltreffer in einem sowjetischen Treibstofflager. Vor uns aber in Narwa war es ruhig. Feuerpause an den Fronten. Die Stille war bedrückend. Uns war allen, als müsste im nächsten Augenblick ein Feuerschlag losbrechen und brüllend die ungewohnte Ruhe zerreißen.

Immer wieder warnten die Schilder an der Strasse «Feindeinsicht!»; «Achtung! Strasse liegt unter starkem Artilleriefeuer!» Gleichmütig zog eine Kolonne mit ihren kleinen, struppigen Pferden die gefährdete Strasse entlang. Rechts lagen die Einschläge und links. Aber uns erreichten sie nicht. Schon waren wir auf der Asphaltstrasse und hatten die ersten Häuser erreicht. «Godverdomme!» rief uns der Strassenposten zu, «das war aber knapp!» Holländer, die hier mit ihrer «Brigade Nederland» auf Wache standen.

Dann waren wir inmitten dieser seltsamen, geheimnisvollen Stadt im Norden Europas, die im Wandel der Zeit so oft umkämpft und umstürmt, ihr schweres Schicksal tapfer durch die Jahrhunderte bis in unsere Tage trug. Immer war sie umtobt von Brand und Blut, immer stand sie inmitten der heissen Sehnsucht zweier Welten: Europa und Russland.

Jetzt zeugten nur die Trümmer und Ruinen von der einstigen Schönheit und Grösse. Trommelfeuer und Bombenangriffe hatten diese Perle im Norden in eine der trümmerreichsten Städte des Kontinents verwandelt. Und doch lebt in den einzelnen Winkelgassen, inmitten der zerschlagenen Häuser, der Zauber der ruhmreichen Vergangenheit. Noch grüsst das alte Portal der Stadtkirche mit den sechs Totenköpfen und den zwei brennenden Fackeln und blicken die kleinen Putten vom Torbogen des Fönneschen Hauses. Am Rathausturm blickt auf einem Bein der Storch missmutig gegen Osten, woher immer wieder die ehernen Grüsse des roten Väterchens für seine «geliebten» Esten kommen.

Und noch standen vor allem die beiden Mahnzeichen dieser tapferen Trümmerstadt: die Hermannfeste und ihr wuchtiger Epigone: Iwangorod. So stand Narwa heute wie ehemals, im Brennpunkt der Geschichte des Nordens. Immer war Kampf und Tod, Siegen und Sterben untrennbar mit dieser Stadt aufs engste verbunden.

Narwa, das von den germanischen Stämmen, besonders von den Dänen, im 13. Jahrhundert als Bollwerk gegen die heraufziehende Gefahr aus dem Osten gegründet worden war, wurde später vom deutschen Ritterorden übernommen und zu einer starken Festung Europas gegen Russland ausgebaut. Unter dem Ordensmeister Hermann von Brüggenej-Hasenkampf wurde ihr grösster Turm, der lange Hermann, errichtet.

Ihr gegenüber erhebt sich trotzig und wuchtig Iwangerod, als weithin sichtbares Zeugnis, dass Russland nie gewillt war, seine Ansprüche an Europa aufzugeben. Iwan III. Grossfürst von Russland hat, so erzählt die Sage, sich einen griechischen Baumeister verschrieben, der als Belohnung für die im russischen Norden einzigartige Leistung geblendet wurde, um nie mehr ein ähnliches Bauwerk errichten zu können.

Narwa erlebte die stolze Siegeschlacht des siebzehnjährigen Schwedenkönigs Karl XII. über den vierfach überlegenen russischen Feind und die schwere Niederlage unter Peter dem Grossen, wodurch Narwa genau so wie das deutsche Dorpat auf Hunderte von Jahren russisch wurde.

Erst 1918 zogen wieder deutsche Soldaten in die uralte Festungsstadt ein, um sie in den Novembertagen wieder zu verlassen. Die Bolschewiken besetzten darauf die wehrlose Stadt und errichteten ihr Schreckensregime. Estnische Freiwillige, deutsche Freiwilligenkämpfer und finnische Freiwillige schlugen gemeinsam mit den Regimentern des weissen Generals Judenitsch die Sowjets zurück und stiessen weit hinein in das russische Land.

Die Selbständigkeit Estlands, die nunmehr die Sowjets anerkennen mussten, dauerte 20 Jahre. Wieder drangen die Horden des Ostens über die Narwa und besetzten unter fadenscheinigen Vorwänden der Sicherung das alte estnische und deutsche Vorland. Im August 1941 haben wieder deutsche Soldaten den Feind über die Narwa, die ewige Grenze Europas gegen den russischen Osten hier im Norden, geworfen und gegen Leninograd zurückgejagt.

Im Verlaufe der Frontverkürzungen und Absetzbewegungen stand heute genau wie vor siebenhundert Jahren an der Narwa das Tor Europas gegen die Flut aus den Steppen. Wieder kämpften in den Schützenlöchern und Laufgräben, in den Bunkern und im Niemandsland, diesmal in den Reihen der Waffen-SS, Männer aus allen nordischen Ländern gemeinsam mit estnischen Freiwilligen um Sein oder Nichtsein der europäischen Welt. So war Narwa auch in unseren sturmbewegten Tagen das, was es seit Jahrhunderten war: Schlüsselstellung im Norden Europas. Hier entscheidet sich das Leben Nordeuropas. Hier scheidet sich die Welt.

Das wussten aber nicht nur wir, das wussten auch die Bolschewiken. Deshalb versuchten sie immer wieder diese Ruinenstadt in ihre Hand zu bringen, um von hier aus den verderblichen Stoss gegen den Norden unseres Weltteils führen zu können. Bombenstürme rasten über die Stadt und ihren Brückenkopf. Feuerüberfälle sollten die Moral der Verteidiger zermürben. Sowjetpanzer versuchten ihren Vorstoss fast bis an das Ufer des zähe und hart verteidigten Flusses zu tragen. Aber alles war vergebens. Die Männer, deren Ahnen dereinst unter den deutschen Ordensrittern und

vorher noch unter den Dänen und Niederländern gekämpft und gesiegt hatten, sie schlugen immer wieder die Massen des Ostens zurück. Wie ein Wellenbrecher stand der kleine Brückenkopf Narwa in der roten Hochflut und zwang den Kreml, seine hochfliegenden Pläne zur Verteilung des Baltikums zu verschieben.

Die estnischen Kameraden der 20. Division der Waffen-SS, die hier zusammen mit Europa noch ihre engere Heimat verteidigten, hatten einen Schlachtruf geprägt, der längs der Narwa zum Bekenntnis wurde: «Aus Trümmern wächst die Rache!»

Hier hatte der Kreml nichts zu erwarten.

Mit den Niederländern und Norwegern, mit den Flamen und Dänen standen auch die Söhne der alten Militärgrenze Prinz Eugens, Nachkommen der alten Pioniere und Landsucher aus allen deutschen Gauen, mit im Kampf für die Freiheit. Diese Südostdeutschen haben sich in dieser ihnen so fremden und ungewohnten Landschaft des nördlichen Estlands hervorragend bewährt. Sie kamen aus dem Banat und aus der fruchtbaren Erde der Batschka, aus dem waldumsäumten Siebenbürgen und aus den rumänischen Bergen, um hier hoch im Norden ihr Haus und ihr Land, ihre Frauen, Mütter und Kinder, ihr Blut und ihr Reich zu verteidigen. Sie, die Bauernsöhne aus dem sonnendurchgluteten Südosten, standen hier an der Narwa für das Leben schlechthin. Und sie sind in den schwersten Tagen und Wochen des Abwehrkampfes ihren Kameraden aus den germanischen Ländern treue Mitkämpfer und beste Kameraden geworden.

Diese Kämpfe aber und die Opfer haben von den germanischen Ländern bis tief hinein in den deutschen Südostraum eine grosse Brücke geschlagen : die Brücke des gemeinsamen Erlebens, der gemeinsamen Gefahr und des gemeinsamen Kämpfens.

*

Das Einzelfeuer der Sowjetartillerie schiesst einmal zu kurz, einmal zu lang. Der Rathausturm, der stolz aus dem zerschossenen Dach des stark an Amsterdam und Haarlem erinnernden Rathauses ragt, ist bis zur Stunde trotz eifrigsten Bemühens der Bolschewisten ungetroffen.

«Ob sie treffen oder nicht», sagt die alte Wäscherin, die für die ganze Kompanie gleichsam betreuende Mutter ist, «Narwa ist gestorben!»

Die deutsche Kirche ist schwer getroffen, nur ihre breiten, wuchtigen und noch immer blendend weissen Eckstrebpfeiler künden noch von ihrer einstigen barocken Schönheit, die im siebzehnten Jahrhundert fleissige Hände schufen. In Trümmern liegt die alte Börse, in der einst der Mut und die Ausdauer der Schiffer, Bauern und Soldaten in klingenden Gewinn umgemünzt wurde. Von der alten Apotheke steht noch die kahle Vorder-

mauer, wie eine schlechte Kulisse. Da und dort sieht man noch an den zerschossenen, von Bomben zerschlagenen Häusern in seltsamem Kontrast die wunderschönen, uralten Portale. Jahreszahlen aus mehr als vierhundert Jahren künden vom inneren Reichtum dieser uralten Festungsstadt an der Narva.

Schnelle Schwalben stiessen pfeilgerade an uns vorbei und sausten wieder in die Höhe. Sie kamen schon hierher mit dem späten Frühling in die ewigumkämpfte Stadt, als Schwedens König hier die russische Übermacht in Trümmer schlug. Sie umschwirrten Hasenkampfs «langen Hermann» im Bau und den «Griechen», der mit geblendeten Augen vor der von ihm erbauten Trutzfeste Iwangoorod den grausamen Zaren verfluchte. Sie sahen Hammer und Sichel auf- und niedergehen und sie sahen die deutschen Sturmflaggen neben dem blau-schwarz-weissen Banner des tapferen estnischen Volkes im Winde flattern und fliegen. Nichts hat sie vertrieben. Nicht Brand, nicht Rauch, nicht einschlagende Geschosse, nicht der Kampfschrei der Männer in den Jahrhunderten. Krieg, Leid und Freude kamen und gingen. Mit ihnen die Schwalben von Narwa.

Im fahlen Dämmern der hellen Nacht ragten die dunkeln Eisenkreuze des Friedhofes. Durch die Decke der grossen Kapelle blinkten die Sterne. Ein Volltreffer hatte die Dachsparren zerfetzt. Zerstreut lagen die vergoldeten Ikonen am Boden. Langsam gingen wir durch den mit Blumen und blühenden kleinen Bäumen übersäten Gottesacker. Der schmale Weg war aufgewühlt und mancher Baum gebrochen. Hier schlafen Generationen der alten Hanse- und Deutsch-Ordensritterstadt. Sie liegen nebeneinander: Deutsche, Schweden, Dänen, Niederländer und Esten. Da und dort ein russischer Zarenoffizier oder ein Pope.

Die Sprosser, die estnischen Schwestern unserer Nachtigall, lockten eindringlich und berückend durch die graue Nacht. Über uns gurgelten schwere Geschosse. In der Sappe vorne bellte ein MG. Wieder orgelte es, diesmal verflucht nahe. Wir warfen uns zwischen die Grabhügel. Der Splitterregen verpiffte wirkungslos. Beim Aufrichten bleibt mein Blick an dem grossen Kreuz haften.

«Jacob Nikodemus Budde»

Kaufherr und Seefahrer zu Narva, geboren, den 21. Mai. . .» Das Jahr war von einem Granatsplitter vollkommen unleserlich geschlagen. Nur der Grab-
spruch war zu entziffern:

«Alles, was Du geben kannst, oh Herr
hast Du mir gegeben: Die Freude und
das Leid, die Arbeit und den Kampf.

Oh gib auch denen, die nach uns kommen
des Lebens Grösstes:

Die Freude, das Leid, die Arbeit und nicht zuletzt den Kampf.»

Als wir nach Stunden heimwärts gingen, wollten wir noch einmal versuchen, das Geburtsjahr des seltsamen Toten zu entziffern. Aber wir wurden unserer Mühe enthoben. Die Sowjetartillerie hatte das Eisenkreuz vollkommen zertrümmert.

Im Hintergrunde der Stadt, gegen Krenholm, brannten zwei Holzhäuser, wie zwei riesige Fackeln im frühen Morgenwind. Eine kleine Gruppe niederländischer Pioniere marschierte singend vorbei. Mitten in den hellen Vogelruf, der nun überall einfiel, dröhnten die fernen Abschüsse unserer schweren Geschütze.

Nein, sie hatte nicht recht, die alte Wäscherin. Diese Stadt war nicht tot. Narwa lebte. Seine verborgene Schönheit leuchtete aus dem Schutt und den Trümmerhaufen in den alten Portalen mit den barocken Putten, aus den verschnörkelten Jahreszahlen, aus dem eigenwilligen packenden Anblick seiner reizvollen Landschaft.

Und ihr Leben schöpfte diese alte tapfere Stadt aus dem seit Jahrhunderten unbesiegt geist des immerwährenden Widerstandes gegen den Osten.

*

Wir lagen dem Feind ganz dicht gegenüber. Die kürzeste Entfernung war 35 Meter.

In dem schmalen Streifen granatendurchpflügten Landes, der uns von der sowjetischen Sappe trennte, herrschte Totenstille. Selten nur gurgelte ein ganz schwerer Brocken über die Stellung hinweg. Manchmal rauschte die Hitlersense, wie die Sowjets unser Maschinengewehr nennen, rechts von uns. Dann lag wieder drückende Stille über der durchgeisterten Landschaft. Ein trüber Regenmorgen weinte unter fahlem Himmel. Kniehoch stand das Wasser im Graben und gluckste bis an den Rand der Gummistiefel.

Trotzdem standen da und dort Männer und spähten regungslos nach dem gegenüberliegenden Graben. Stundenlang, tagelang. Oft ganz allein, oft zu zweien, der eine am Fernglas, der andere rastend, um im Augenblick des Anschlags seine ganze Kraft zum tödlichen Feuerstrahl zusammenzuraffen.

Ein paar harte Jungenaugen blickten ruhig und kühl, fast abgeklärt in der Richtung des feindlichen Grabens. Der Mund machte flüsternd Meldung: «Keine besonderen Vorkommnisse.» Gebückt kamen uns zwei Männer entgegen. Im Aneinandervorbeihasten richteten sie sich ein wenig auf. Schon zerriss ein peitschenartiger Knall die Ruhe. Sofort fuhren wir her-

unter. Wer will schon sterben in der trüben Dämmerstunde des grauen Morgens? Wieder war es totenstill. Wir gingen weiter. Nur die Männer blieben unbeweglich stehen und lauerten in den Tag. So standen die Scharfschützen in der vordersten Stellung.

Oder wir trafen sie an anderer Stelle. Diesmal waren es der 19jährige Rudolf und der 24jährige Michael. Wir sprachen mit ihnen über die siebenbürgische Heimat, über den Kampf, über alle möglichen Dinge.

Rudolfs Vater war Jäger, sein Bruder ist Jäger. Er selbst kann nicht anders: wenn er ein Gewehr in der Hand hat, sucht sein Auge bereits das Ziel. Michael wieder musste schon als Junge auf die Jagd. Jetzt stehen sie beide wieder auf dem Anstand. Diesmal aber schiesst das Wild zurück. «Wir müssen wenig schiessen, dafür aber treffen.» Rudolfs Augen funkeln, während er das sagt, «denn sonst verraten wir uns.»

Da kam ein Bolschewik im feindlichen Graben. Ein kurzes Visieren – Schuss! Er fiel nach vorne. Ist er getroffen? Hat er sich nur blitzschnell gedeckt? Wieder hiess es stundenlang lauern. Endlich ein Ziel. Wieder krachte es: Der Mann drüben blieb stehen, dann kippte er nach rückwärts. Ein Bleistiftstrich an der hölzernen Palisadenwand. Der galt. «Was wir dabei denken, wenn wir auf dem Anstand stehen und wieder einen abstreichen können? Nur eines: Der schiesst weder auf meine Kameraden mehr noch auf mich.»

Manchmal hatte der «Kollege» von der anderen Seite unseren Scharfschützen entdeckt. Woher schiesst er? Ist erst das Ziel erkannt, dann geht es Schuss auf Schuss. Alle Finten der Tarnung und Täuschung wurden angewandt. Von einer rasch gewechselten Stellung aus wurde ein Magazin sinnlos verfeuert und dann sofort die alte Stellung wieder aufgesucht, um den Gegner zu einem verräterischen Feuerstoss herauszulocken. Denn war der Stand erkannt, war meist auch das Scharfschützenduell entschieden. Manchmal blieb auch der eigene Kamerad. Aber andere traten an seine Stelle und bildeten wieder den verlängerten Arm des vordersten Grabens, unter dessen Schutz sich die anderen Kameraden Erleichterungen verschaffen konnten.

*

An einem Abend hatten wir gerade hier im hartumkämpften Brückenkopf Narwa ein Erleben, das uns blitzartig die Mentalität der Sowjets aufzeigte.

Aufgeregt spähten die niederländischen und Volksdeutschen SS-Grenadiere über den Grabenrand in die dämmernde Nacht. Der Feuerschlag der Bolschewiken war verstummt. Jetzt mussten sie kommen. Fahl quoll es aus Russenbusch und Waldnase. Eiligst versuchten die Sowjets

noch eine künstliche Nebelwand vor ihrem Unternehmen gegen diese vorgeschobene Kompanie zu legen. Trotzdem schlug ihnen aber von allen Seiten schlagartig unser Abwehrfeuer entgegen. Schwere Waffen legten Sperre und der Rest der eingedrungenen Sowjetisten wurde mit blankem Seitengewehr geworfen. Einige Dutzend Rotarmisten hatten mit ihrem Leben Stalins Weltrevolution bezahlen helfen.

Ein eigener Stosstrupp ging nun über unseren Graben. Vorne in der Richtung Parkwald glommen seltsame Lichter. Darauf hielten die Männer zu. Knapp vor unserem Draht lagen die ersten Toten. Erstaunt hielten unsere Männer an. Die Toten vor ihnen waren verbrannt, verkohlt. Drüben weiter in der grauen Dämmernacht brannten die anderen. Bewege dich dort nicht noch einer? Der Niederländer beugte sich über ihn, aber er war tot. Da erkannten die SS-Männer die volle Wahrheit: Als die Kommissare erkannten, dass sie ihre Toten – wohl auch Schwerstverletzten – nicht mehr bergen konnten, überschütteten sie sie mit Benzin oder einem anderen Brennstoff und zündeten sie an.

Vorwärts Genossen, die Weltrevolution wartet!

Wenn es dann so weit ist, ein Fläschchen Benzin und brenn schneller, Genosse, denn Väterchen Stalin braucht nicht nur dein Leben, er braucht vor allem dein Sterben...

*

Am nächsten Morgen musste ich zum Brigadegefechtsstand kommen. Bei der neu aufgestellten galizischen SS-Division, der 14., wurden dringend Unterführer und Führer gebraucht. Irgendwer erinnerte sich wahrscheinlich meiner Einstellung zu den Ostvölkern. Kurz und gut, meine Versetzung zur 14. Division war da, ich sollte sofort einen Zug übernehmen, die Division ging in Galizien in den Kampf.

Das einzig Erfreuliche für mich war, ich konnte über Wien fahren und würde meine Frau wieder sehen.

Der Abschied von den Holländern war herzlich und feucht.

10. Kapitel

Kampf in Galizien

In Wien angekommen war ich überrascht, wie wenig sich selbst meine engsten Familienangehörigen eine Vorstellung von der wahren Lage im Osten machten. Immer wieder hörte ich: unsere neuen Waffen, unsere neuen Waffen! Meine schüchternen Einwände, dass wir solche wohl dringendst brauchten, aber nirgendwo erlebten, wurden mit einer ungläubigen Handbewegung hinweggefegt. Mit meinem Schwiegervater, einem braven Landeschützenhauptmann, wäre ich aufs Haar aneinandergeraten. Alle wussten die Lage besser als ich und meine Kameraden, die aber eben leider die Ostfront darstellten. Meine Erzählungen von den Ungerechtigkeiten und politischen Walmsinnstuten begegneten glattem Unglauben. Erbittert schwieg ich.

*

Irgendwie atmete ich wieder, wie schon so oft, erleichtert auf, als die Räder gegen Osten rollten. In Krakau erreichte mich zuerst das tolle Gerücht, mit Lemberg stehe es faul. Jetzt war ich daran, nicht zu glauben. Lemberg sollte ja die grosse strategische und geistige Verteidigungsbasis von Galizien und der 14. galizischen SS-Division werden. Trotz meiner Bemühungen konnte ich nichts Genaues erfahren. Auf alle Fälle beschleunigte ich mein Tempo und war wenige Stunden später wieder auf Fahrt. Eine Station vor Przemysl, der alten, historischen Festungsstadt der Habsburgermonarchie, hielt der Zug plötzlich. Ein Major, eine Menge Feldgendarmen tauchten auf, alle im Stahlhelm und mit umgehängten Maschinengewehren; es war ein kriegerisches, fast zu kriegerisches Bild.

«Es werden an Ort und Stelle Kampfgruppen gebildet. Es gilt einen vorübergehenden Durchbruch abzuriegeln!»

Die Landser schauten sich vielsagend an. Also war doch etwas los mit Lemberg. Ich bedauerte und wies mich aus mit Marschbefehl und Sonderausweis. Der Major bedauerte ebenfalls. Ausnahmen könnten nicht gemacht werden. Vergebens wies ich darauf hin, dass ich nach vorne und nicht nach hinten wollte. Es half mir nichts. Der Major war auf jeden

Landser wild wie der Teufel auf die arme Seele. In kahlen und unfreundlichen Räumen wurden wir zusammengetrieben. Stunden um Stunden verbockten und verschliefen wir, ohne dass irgendetwas geschehen wäre. Ich kochte vor Wut. Gegen Abend wurden wir wieder verladen und fuhren endlich nach Przemysl. Ich nahm mir vor, zu türmen. Dann aber überlegte ich, dass ich am Ende allein nicht weiter kam, man konnte ja zu dieser Zeit nie mehr wissen, was Wichtigtuerei und Angabe oder harte Notwendigkeit war. In Przemysl wurden wir in eine grosse Kaserne eingewiesen und legten uns einmal auf dem flachen Boden lang. Mitten in der Nacht ein wilder Fliegeralarm. Befehl, das Kasernengebäude zu verlassen und Deckungsgräben aufzusuchen. Irgendwo spritzten die Leuchtpurgarben einer einsamen Batterie. Ein paar müde Sowjetrussen krochen über den Himmel. Irgendwo fielen kleine Bomben. Alles roch entsetzlich nach Etappe. Die Landser und subalternen Offiziere schimpften mörderisch. Wir gingen vor Beendigung des ganzen Theaters wieder in unsere Stuben.

Der nächste Morgen brachte keine Neuigkeiten. Wir waren auf mindestens dreitausend Mann angewachsen. Wenn Not am Mann war, warum wurden wir dann nicht eingeteilt und an die Front gebracht? Im Übrigen hörten wir nicht einen Schuss. Ein Durchbruch ohne Artillerie war mir zumindest neu. Endlich begann man Kompanien und Züge aufzustellen. Ich wurde als Zugführer eingeteilt. Bei der Gelegenheit nahm ich wahr, dass ich der einzige Waffen-SS-Angehörige in dem ganzen Kasernengelände war.

Dann geschah wieder nichts. Wir hockten und standen im Hof zwischen den Häusern und Baracken herum und langweilten uns fürchterlich. Im Radio kam ununterbrochen wilde Marschmusik. Auf einmal erstarrte ich. Ein eisiges Schweigen lag in der ganzen Kaserne.

Wieder klang es ganz deutlich aus den Lautsprechern: «...grosses Verbrechen abgewehrt... der Anschlag misslungen... der Führer unverletzt... die Verbrecherrevolte niedergeschlagen...»

Ein wilder Tumult brach los. Die Offiziere allein waren verstummt. Eine scharfe Anklage und harte Beschuldigungen gegen die Offiziere, die die Verschwörung angezettelt hatten, wurde laut. Ich sagte kein Wort. Zu stark hatte mich diese Nachricht erschüttert. Mit einemmal merkte ich, dass um mich ein leerer Raum entstand. Ich stand allein. Und ich wusste, dass man sich von der Uniform, die ich trug, distanzierte. Es war wie eine Vision und dauerte vielleicht zwei, drei Minuten. Dann redete man von allen Seiten auf mich ein, eifrig und hastig, wie wenn man den Eindruck verwischen wollte. Mir aber war er unauslöschlich in die Erinnerung eingegraben.

Immer wieder wiederholte sich die Marschmusik. Dann sprach Göbbels. Eine Stunde später sah ich durch den Stacheldraht der Kaserne, die wir

nicht einmal zu einem Spaziergang verlassen durften, einen bekannten Hauptsturmführer im Wagen vorbeiflitzen. Ich brüllte meine ganze Verzweiflung heraus, er hörte und erkannte mich, stoppte und begab sich sofort zu dem Major. In zehn Minuten war ich von dem komischen «Kampfunternehmen» entlassen. Der Hauptsturmführer lud mich zum Mittagessen ein und versprach, mir eine Fahrgelegenheit nach Lemberg zu verschaffen. Zum erstenmal hörte ich, dass die junge galizische Division bereits eingeschlossen sei, und dass am Stadtrand der westukrainischen Hauptstadt heftig gekämpft werde.

*

Mittag erlebte ich dann eine grosse Überraschung. Ausser mir war noch ein russischer General geladen, ein enger Mitarbeiter Wlassows. Wir unterhielten uns sehr angeregt mit Hilfe seiner jungen Frau, die fließend deutsch sprach. Auch er war im Bezug auf die gemachten Fehler vollkommen resigniert. «Diese Fehler geschahen und geschehen», sagte er leise, «weil ihr euch trotz aller grossen Artikel und Erklärungen der tödlichen Lage gar nicht bewusst seid, in der ihr und mit euch Europa sich befinden. Der Bolschewismus ist etwas Konsequentes, Totales. Ihr aber redet nur davon und experimentiert zwischen Wollen und Gleichgültigkeit herum. Wlassow, als er schon ausersehen war, Mitkämpfer gegen den Bolschewismus zu werden, hatte eine zerrissene Hose an. Als er den Feldwebel, der die Kammer des Lagers hatte, bat, ihm eine neue Hose zu geben, schnauzte der ihn zuerst gehörig an, um sie ihm aber dann doch auszufolgen. Die Geschichte vergesse ich nicht, wenn ich an euch und eure Ostpolitik denke. Im Winter 1941 sind drei Millionen russischer Kriegsgefangener verhungert. Ich weiss nicht, war das ein teuflischer Vernichtungsplan gegen uns «Untermenschen» oder ein Versagen der Verwaltung oder am Ende nur eine eurer berühmten Gleichgültigkeiten, die nahezu russisch sind. Entweder ihr wolltet – warum habt ihr dann die vielen Antikommunisten nicht gerettet und planvoll die Träger des Bolschewismus liquidiert – so hätte es der Bolschewismus an eurer Stelle gemacht – warum habt ihr dann nicht alle planmässig erschossen, vergiftet oder sonstwie um die Ecke gebracht? So habt ihr Millionen Unschuldige, wahrscheinlich viele Hunderttausende Überläufer am Gewissen und die Sympathie der ganzen Ukraine verloren. Die kommunistischen Zentralen aber arbeiten und sind fast unbehelligt geblieben. Oder nehmen wir an, es geschah aus Versagen. Auch das ist ja möglich. Wo sind die Schuldigen? Wo stehen ihre Galgen? Das hätte vielleicht noch einmal die Stimmungswelle hochreissen können. Aber nein, die unfähigen Idioten wurden gehalten, das wertvollste politische Kapital im Osten diesen Schurken geopfert. Wisst ihr was der Bolschewismus getan

hätte an eurer Stelle? Er hätte diese Millionen alle genau so verhungern lassen, vielleicht doppelt so viel und dann hätte er seine eigenen Beauftragten in einem Schauprozess der bewussten Feindsabotage überwiesen und feierlich hingerichtet. Aber das lernt ihr nie. Und darum steht alles auf des Messers Schneide!»

Ich schwieg eine Weile. Der Hauptmann war verlegen, denn auch er konnte nichts Ernstliches Vorbringen. Schliesslich fragte ich: «Warum Herr General, gehen Sie dann den schweren Weg mit uns?»

Er blickte mich mit seinen grossen, dunklen Augen schwermütig an. «Weil ich den Bolschewismus kenne. Jene furchtbare Organisation von Wahnsinn und Verbrechen, dem mein armes, unglückliches Volk ausgeliefert ist, weil dereinst unsere Väter den gleichen Fehler machten, wie Ihr heute. Jeder Russe steht durch eure Ostpolitik vor der schweren Entscheidung roter oder brauner Bolschewismus – Nagan oder Null acht – und wenn schon Qual und Not und Tod, dann wählen viele Russen, trotz ihres Abscheus vor dem Kreml, die Bolschewiken, weil sie mit denen wenigstens in ihrer Muttersprache reden können. Wir aber, die wir uns für Deutschland entschieden, wir taten dies nicht, weil wir euch lieben. Wir taten das, weil wir wissen, dass im Lande keine Hoffnung auf einen Kampf für die Freiheit besteht. Wir werden uns mit dem Rest begnügen, den ihr uns lassen werdet, oder wir werden, nach Niederringung der roten Pest mit euch um die russische Freiheit kämpfen. Sollte aber Gott in diesem Schwertergang gegen euch Deutsche entscheiden, so werden wir russische Patrioten trotzdem den Kampf nicht aufgeben. Denn wir kämpfen ja nicht für Deutschland, sondern für Russland.»

*

Das Gespräch bewegte mich stärker als ich es mir anmerken liess. Am späten Nachmittag übergab mir der Hauptsturmführer ein Sanitätsfahrzeug mit dem Auftrag, dieses bei der Division abzugeben. So fuhr ich mit meinen beiden Fahrern, die kein Wort deutsch verstanden, ab in Richtung Lemberg, das ich in der Nacht erreichte. Mittlere sowjetische Artillerie schlug in den Strassen und Gassen ein. Kleine Gruppen Martinibomber strichen hoch am nächtlichen Himmel dahin. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Weder Zivilisten noch deutsche Soldaten. Es war eine tote Stadt, durch die wir vorsichtig und langsam fuhren. Endlich erblickte ich in unserem abgeblendeten Schweinwerferlicht vor einem grossen Haus zwei unbewachte deutsche Fahrzeuge. Ich liess halten und schloss das Haustor auf. Aus einer Wohnung im Hochparterre klang fröhliches Zechen und lautes, rauhes Singen. Als ich in die Wohnung trat, wurde ich jubelnd begrüsst – ein bekannter Untersturmführer, ein Hauptscharführer

und drei ukrainische Männer hatten sich zu einem netten Budenzauber zusammengefunden. Auch sie suchten gleich mir die Division und hatten es sich endlich, des Suchens müde, hier in einer verlassenen deutschen Offizierswohnung gemütlich gemacht. Wir liessen uns ebenfalls an dem grossen Tisch nieder. Nach einer Stunde versuchte ich den stark angetrunkenen Leutnant auszufragen über die Lage. Er hatte keine Ahnung, er war selber erst vor ein paar Stunden aus der gleichen Richtung gekommen. Mir wurde allmählich die ganze Geschichte langsam unbehaglich, stand ich auf und ging auf den Flur. Hinter mir schloss sich leise eine andere Wohnungstür. Oben im nächsten Stock hörte ich ganz deutlich leise Schritte. Auf der Strasse war noch immer nichts zu sehen. Weit weg brannten ein paar Gebäude, der Himmel färbte sich dunkelrot. Ein paar Strassen weiter schlugen die Granaten einer Stalinorgel ein. Ganz in der Nähe ratterten ein paar Feuerstösse eines schweren Maschinengewehrs.

Ich trat wieder in die Wohnung zurück und versuchte den Leutnant zu überreden, doch irgendwo Anschluss an unsere kämpfenden Stossverbände zu suchen. Aber er wollte jetzt in der Nacht nichts davon hören. Kopfschüttelnd verliess ich wieder die nun schon vollkommen Betrunknen. Auf dem stockdunklen Flur ging wieder eine Wohnungstür. Ich blieb stehen und zog die Pistole. «Wo willst du hin?» fragte flüsternd eine weiche Frauenstimme in der bei den Ukrainern üblichen harten deutschen Sprache, «draussen lauert der Tod, der Tod, dem wir alle nicht entgehen werden. Heute aber, heute leben wir noch – », eine heisse, wie fiebernde Hand schob sich unter meinen Arm. «Komm mit, Deutscher – », zögernd folgte ich dem Drucke und liess mich in eine ebenfalls völlig finstere Wohnung ziehen. Drinnen wollte ich ein Streichholz entzünden, aber die fremde Frau verlöschte das aufflammende Licht. «Warum willst du sehen?» fragte die Unbekannte und führte meine unsichere Hand an ihre festen Brüste, «ich bin jung und doch dem Tod geweiht – »

«Warum fliehst du dann nicht?» fragte ich heiser.

«Meine alte Mutter ist sehr krank», sagte sie ruhig, «sie würde sterben, wenn ich sie verliesse – so sterben wir eben zusammen – das ist besser so – »

«Was redest du immer vom Sterben?» fuhr ich auf und versuchte die lähmende Stimmung abzuschütteln, die mich beschlich. «Du bist Ukrainerin und die, die kommen, sind deine Landsleute – »

Das junge Weib lachte leise. «Ich habe einen Deutschen geliebt, sehr geliebt und dann haben sie ihm beide Beine abgeschossen, er kam weit weg, irgendwohin nach Deutschland, wo er eine Frau und zwei kleine Kinder hat – ich werde ihn nie wieder sehen. Ich habe einen Deutschen geliebt – es werden von der NKWD Frauen und Mädchen wegen weniger

erschossen. Komm, bleib bei mir, es ist meine letzte Nacht, du kannst ganz ruhig sein», redete sie eifrig auf mich ein, «ich bin nicht krank, ich bin nicht so eine – ich war Medizinstudentin, als der Krieg über uns hereinbrach und er, er war Arzt im Hospital. Bleib bei mir, weil du ein Deutscher bist, ich werde dann denken, er nimmt durch dich Abschied von mir und alles wird gut und schön sein – »

Als ich sie langsam in meine Arme schloss, spürte ich, wie ihre Tränen ihr unaufhörlich übers Gesicht rannen. Viel später, es war gegen Morgen, stand ich taumelnd auf und stürzte wortlos auf den Flur. Drüben in der Wohnung raffte ich den Leutnant zusammen und liess ihn, da er nicht zu sich kam, in den Sanka tragen. Denn dieser allein stand noch auf der Strasse, die beiden anderen Fahrzeuge waren verschwunden. Eine Patrouille, die nun die Strasse entlangkam, unterrichtete mich über die Lage. Meine Division stand südlich Lemberg im Kampf. Die restlichen Männer bestiegen das Fahrzeug. Wir nahmen Kurs gegen Süden. Bei der Ausfahrt aus der Stadt, in der jetzt die ersten Strassenkämpfe aufflackerten, verfahren wir uns und kamen zu weit nach Osten. Wir hielten in einer Arbeitervorstadt mit kleinen Siedlungshäuschen. Weit und breit war kein deutscher Soldat zu sehen. Nur Zivilisten standen finster und verschlossen vor den Häuschen. Ich fragte nach der Richtung. Einen Moment stutzten die Menschen, dann wies einer eifrig mit der Hand in eine bestimmte Richtung. Ich sah am Kompass, dass dies weiter nach Osten führte. Ich fragte ihn, ob das wohl richtig sei. Er bejahte. Auch die anderen pflichteten ihm bei. Nur ein ganz junges, vielleicht vierzehnjähriges Mädchen blickte mich starr an und schüttelte ganz leise den Kopf. Zögernd fuhr ich in die entgegengesetzte Richtung und traf wenige Minuten später auf eine deutsche Flakstellung, die mich einwies. Wieder in die Richtung Przemysl. Unterwegs lud ich noch einige Verwundete ein.

*

In Przemysl erreichte mich eine Hiobsbotschaft: die Division sollte eingeschlossen sein. Ich bekam einen Brief an den General mit und ein Beiwagenrad. Und den Befehl: unter allen Umständen die Division zu erreichen. Mein Fahrer, ein Ukrainer, der wieder kein Wort deutsch verstand, und ich brausen in den späten Nachmittagsstunden los. Mitten hinein ins galizische Land.

Es war ein strahlender Abend. Tiefblau wölbte sich der Himmel über das leuchtende Gold der Felder. Es war, als wenn das ganze Land, dem drohenden Kanonendonner zum Trotz, der immer weiter von Osten gegen Westen rollte, die ukrainischen Freiheitsfarben geflaggt hätte: blau-gold... Nur aus den steilen Berghängen der nahen Beskiden und den endlosen

Wäldern der fernen Karpathen stiegen die ersten Schleier der Nacht. Neben uns, vor uns und hinter uns rollten knarrend und ächzend Wagen an Wagen, weinten die Kinder und brüllte dumpf das Vieh in unerfüllter Sehnsucht nach Rast und verlorenem Stall. Staubverkrustet, regungslos hockten die Menschen zwischen dem kärglichen Rest ihrer Habe und starrten geradeaus. Nach Westen. Immer nach Westen. Dort klammerte sich der alte galizische Bauer an seinen neuen Pflug und hütete ihn wie einen kostbaren Schatz. Die Lemken in ihren eng anliegenden weissen Hosen standen vor ihren Hütten und schauten mit grossen Augen diesem Treck des Elends und der Verzweiflung zu. Nun nickten sie langsam dem letzten Bauern zu. Was wäre auch Galizien ohne den Pflug? Da wieder hielt eine junge Frau aus Podolien krampfhaft ein vergilbtes Madonnenbild unter dem Arm. Ihre beiden Kinder wurden tags zuvor von roten Fliegern erschlagen. Männer in schwarzen Uniformen, die blau-gelbe Kokarde an den Mützen, schützten die Kolonnen, ukrainische Polizisten. Gleichmässig dröhnte in der Ferne die rollende Schlacht. Gleichmässig polterten die Wagen. Einmal auf, einmal ab. Aber immer weiter, immer weiter.

*

So gleichmässig fast, einmal auf, einmal ab, ist das Schicksal dieses Landes zwischen der fruchtreichen Ebene der schwarzen Erde am Sbrutsch und den finsternen Tannenwäldern der Karpathen und den sonnigen Höhen der Beskiden. Immer Spielball in den Händen anderer, aber immer wieder bereit, das Leben aus eigener Kraft zu tragen. Und immer wieder zurückgeworfen ins Chaos des Brandes, Raubes und Mordes. Seit der sagenhafte Daniel Romaowitsch im Schloss zu Halytsch sich zum König des galizischen und lodomerischen Volkes krönen liess, seither wogte der ewige Kampf um die Lebensrechte dieses fruchtbaren Landes durch die Jahrhunderte.

Der deutsche Sieg von 1939 brachte für Galizien den Beginn einer neuen Aufbauepoche. Die Teile des Landes freilich, die durch die Demarkationslinie am San unter die Sowjets gefallen waren, erlebten aufs Neue eine grauenhafte Pazifikation, Verhaftungen, Verschleppungen und Morde. Erst 1941 liess auch diese Qual vergehen und im Rausch des Jubels fast vergessen. Trotz der vielen Fehler, die leider auch hier geschahen, wenn auch nicht im gleichen Ausmass, wie weiter im Osten. Galizien war ein neues Tor Europas geworden, durch das die goldene Flut der reifen Fruchtbarkeit hereinquoll und das seinen Platz an der Sonne erhalten sollte. Nun ist wieder der Tod aus dem Osten aufgestanden und hat wie ein wildes Tier die friedlichen Bauernhöfe, Dörfer und Städte Galiziens überfallen.

Wieder verdunkelt sich der blaue Himmel vom Rauch und Qualm brennender Ansiedlungen. Und wieder starben die Ukrainer Gabziens, dessen einzige Schuld auf Erden es ist, vom Schicksal als lebende Grenzscheide des Blutes und der Erde zwischen den Osten und Westen gestellt zu sein.

Verzweifelt versuchten die Galizier, sich Schulter an Schulter mit dem deutschen Soldaten zu wehren. Das ganze Land war aufgeboten. Während die Mütter und Kinder, Frauen und Greise in endlosen Wagenkolonnen gegen Westen karrten, griffen die Männer und die Jungen zu Spaten und Gewehr. Der Weg in den Frieden und in das Glück ist wieder weit geworden für Galizien. Unterdessen rollten in den Beskiden und den Karpathen, am Balkan, droben in Lettland und an der Narwa die ehernen Würfel der Geschichte.

*

An einer Strassenkreuzung vor Grossno stand ein grosser, stämmiger Oberst, ein Ritterkreuzträger. Um ihn herum ein paar junge Leutnants und Feldwebel. Alle Handgranaten im Gürtel und die schussbereiten Maschinenpistolen umgehängt. Teufel, dachte ich, ist hier schon der Iwan?

Ein Leutnant kontrollierte meine Papiere. «Ich kann Sie nicht durchlassen!»

Der Oberst wandte sich mir zu. Ich erstattete kurz Meldung. «Sie können gleich weiter», entschied er, «warten Sie nur einen Moment. Stellen Sie sich gleich zu uns dazu!»

Verwundert folgte ich seinem Befehl. Eine Artillerieabteilung brauste heran. Rohre, Protzen, Munikolonne, alles in bester Ordnung. Der Oberst hielt die Abteilung an. «Wohin?»

Ein dicklicher Oberstleutnant wandte sich leicht zu ihm. «Wir sammeln in Krakau, Herr Kamerad!»

Der Oberst verzog keine Miene. «Sie sitzen hier ab! Meine Ordonnanzoffiziere werden Sie einweisen!»

«Ein Irrtum, Herr Kamerad», lächelte der Oberstleutnant, «wir fahren nach Krakau!»

Die Maschinenpistolen flogen hoch. Der Oberst schlug direkt auf den Oberstleutnant an. «Hier gehen Sie in Stellung! Befehl der Heeresgruppe! Wenn Sie den Versuch machen, weiter zu fahren, nehme ich Sie als Deserteur fest!»

Der Oberstleutnant wurde blass wie die Wand. Schweigend folgte er dem jungen Leutnant, der ihn in seine Stellungen ein wies.

Wir standen schon vier Stunden. Kolonne um Kolonne wurde zum Absitzen gezwungen. Die meisten waren froh, wieder unter einem Kommando zu stehen, das wusste, was es wollte und nicht den Kopf verloren

hatte. Wenige meuterten. Und doch gehorchten sie alle. Noch Monate später hörte ich im Wehrmachtsbericht, dass die Front im Raum von Grossno stand und dem Feind schwerste Verluste brachte. Alles das war die Tat eines einzigen Mannes, der Mut in den Knochen und nicht nur Uniformträger, sondern Soldat vom Scheitel bis zur Sohle war.

*

Mitten in der Nacht fuhr ich weiter. Langsam versiegten die Kolonnen, seihst die Flüchtlingstrecks rissen ab. Wir aber fuhren und fuhren. Gegen Morgen, es graute schon, überholten wir eine Kavallerieabteilung, die westwärts fuhr. Die Pferde trotteten müde und langsam die Strasse entlang. In der Nähe feuerte eine leichte Batterie. Jetzt mussten wir bald an der HKL sein. Plötzlich zuckte ich zusammen, der Offizier vor mir hatte ganz deutlich «Stoj!» gerufen. Galt das uns? Mein Ukrainer drehte die Maschine auf, was er konnte. Wir waren mitten unter den Sowjets. Auch die Reiter waren Russen gewesen. Weder hatten wir sie noch sie uns im Dunkel erkannt. Geistesgegenwärtig riss mein Fahrer die Maschine auf einen Nebenweg. Auf der Parallelstrasse, keine zweihundert Meter weiter, trabte wieder eine rote Kosakenschwadron heran. Die Maschine blieb stehen. Ich fuhr den Ukrainer an: «Dawai! Dawai!» Er zuckte die Achsel: «Maschin kaputt!» Mir blieb das Herz stehen. Sofort riss ich meine Kappe mit dem Totenkopf vom Haupt und schlug die SS-Spiegel um. Der Fahrer fingerte seelenruhig an der Maschine herum. Er nahm umständlich die Zündkerzen heraus, blies langsam und bedächtig die verdreckten Kerzen sauber. Ich entscherte die MP und schraubte die ersten Eierhandgranaten auf. Verzweifelt nahm ich mein ganzes Maruschka-Russisch zusammen und versuchte ihn zu fragen: «Shto takoj? Was ist los?» Er zuckte wieder die Achsel und fingerte weiter. Dann drehte er wieder die Kerzen hinein und trat auf den Anlasser. Die Maschine sprang an. Der Ukrainer strahlte übers ganze Gesicht. Wir brausten weiter. Tiefer hinein in den Feind. Es wurde langsam licht und dementsprechend ungemütlich. Obwohl wir nur über Wald -und Wiesenwegen fuhren, überall wimmelte es jetzt von russischer Infanterie.

Weit weg im Raum von Rutky und Brody hatte sich unterdessen ein Drama ungeheuren Ausmasses angebahnt. Die Ukrainer, die frisch vom Truppenübungsplatz gekommen waren und vorerst nur zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung hinter der Front und zur Bandenbekämpfung eingesetzt hätten werden sollen, waren in die erste Linie vorgezogen worden. Das erste, was sie in dem Krieg an der Front erlebten, waren zurückgehende, fliehende deutsche Soldaten. Deutsche Soldaten, auf die sie ihre ganze Zukunft, ihr Leben und ihre Heimat gebaut hatten. Die Wir-

kung war mehr als demoralisierend. Dazu kommt, dass die Westukrainer, die Galizier nicht von der russischen Härte sind, sie neigen in ihrem Denken und Fühlen mehr dem Westen zu als dem Osten. Die Bindung an die alte österreichische Monarchie hatte dazu wesentlich beigetragen. Die Sowjets griffen konzentriert an. Die Armeeführung unter General Lindemann und wohl auch unsere Divisionsführung, die ein friedlicher Polizeigeneral inne hatte, verlor in gleichem Masse den Kopf. Es gelang den Bolschewiken rasch und mit verhältnismässig schwachen Kräften das ganze Armeekorps einzukesseln.

Die ukrainischen Offiziere hatten an ihren deutschen Kameraden wenig oder gar keine Hilfe. Auch das war jedem Soldaten leicht erklärlich. Bei jeder Neuaufstellung einer Division mussten die alten Divisionen für das Stammpersonal der Neuen eine gewisse Anzahl Offiziere abstellen. Niemand von den Kommandeuren gab natürlich seine besten Offiziere her. Der wurde abgestellt, der entweder schief bei seinem Kommandeur lag oder als wenig guter Offizier bekannt war, kurz den man, wenn man ihn schon nicht loshaben wollte, doch leicht entbehren konnte.

So erhielten gerade diese neuen, fremdvölkischen SS-Divisionen ein fast durchwegs schlechtes Führermaterial. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. So war es auch hier. Dazu war eben der General zum Korpsgeneral geflogen, um sich zu besprechen. Die Division wurde von einem jungen und sehr tapferen Offizier geführt, der aber die gemachten Fehler nicht mehr aufholen konnte.

Bald lief das böse Wort durch die Reihen: Rette sich wer kann!

Ukrainische Offiziere und auch ukrainische Freiwillige griffen zu den Pistolen und Gewehren, nicht um sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, sondern um sich selbst zu erschiessen.

Nur einige entschlossene junge Offiziere griffen nach dem Versagen der Führung zur Selbsthilfe und brachen mit kleineren Gruppen durch. Und sie kamen durch. Was wäre aus dem Kessel geworden, wenn die Führung eisern die Nerven behalten hätte?

Von fast hunderttausend Mann des 13. Armeekorps kamen nicht einmal zehntausend aus der tödlichen Umklammerung heraus. Die ukrainische Division hatte schwerste Verluste erlitten.

Oben in den Karpathen aber standen die Banderovzi und warben für ihre Freischärler. Sie entwaffneten die deutschen, flüchtenden Soldaten, ohne ihnen ein Leid zu tun, und bewaffneten so ihre Freiwilligen gegen die Bolschewiken.

Mit einem Trupp Ukrainer erreichte auch ich flüchtend den Karpathenrand. Plötzlich stand ein Trupp schwerbewaffneter Halbzivilisten, die Gewehre in Anschlag, vor uns.

«Wohin?»

«Nach Ungvar!»

«Gebt die Waffen her! Wir sind Banderas!»

Meine Ukrainer antworteten, dass auch sie gegen die Bolschewiken kämpfen. Der Anführer stutzte, als er sah, dass er Landsleute vor sich hatte. Eifrig redete er auf die ukrainischen SS-Leute ein. Aber die schüttelten die Köpfe. Schliesslich liessen uns die Leute ungeschoren weiterziehen. In Zseredny traf ich auf die Auffangstelle der Division und konnte mich beim Divisionär melden. Die Stimmung war entsprechend. Vor allem schimpften alle deutschen Offiziere auf die galizischen Freiwilligen. Wohl deshalb, weil diese nicht das getan hatten, was sie selber hätten tun müssen. Der Divisionär bekam schliesslich durch den Reichsführer für seine Haltung – das Ritterkreuz. Die um die Dinge wussten, lachten. Mehr konnte man dazu nicht tun.

Gott sei Dank kam ich, da die Trümmer der Division auf dem Truppenübungsplatz zur Neuaufstellung gelangten, wieder weg.

*

Der unheilvolle 23. August 1944 traf mich in den Karpathen. Rumänien war verloren. Das war alles, was ich den vorerst recht verworrenen Radioberichten entnehmen konnte. Die rumänische Armee war in einem Zustand der vollen Auflösung, das rumänische Grenzwachregiment 3 hatte die traurige Ehre, als erstes zu den Bolschewiken übergelaufen zu sein. Ungeheure Massen der rumänischen 4. Armee unter dem unrühmlichen General Rakovita wälzten sich zurück aus den Stellungen, nur weg aus diesem Krieg, nach Hause, nach Hause. Die Deutschen waren verraten und verlassen. Oft noch auf aussichtslosen Posten kämpften sie ihren letzten Kampf.

Wenige Tage vorher hatte der deutsche Gesandte entgegen aller besseren Einsicht noch an Hitler berichtet, dass alle Nachrichten der Wehrmacht und der deutschen Geheimdienste über eine rumänische Verschwörung aus der Luft gegriffen seien.

Kurz danach erschoss er sich in der eingeschlossenen deutschen Botschaft von Bukarest.

Für die rumänischen Soldaten aber gibt es keinen Frieden. Sie müssen weitermarschieren. Diesmal wieder gegen Osten. Aber entwaffnet, in einem Heer der Hoffnungslosen. Eineinhalb Millionen Rumänen gehen nach dem Osten als Arbeitssklaven des Bolschewismus. Zahllose Offiziere werden verhaftet und erschossen. Die Kommunisten-Hatz beginnt. Anna Pauker steht im Hintergrund der kapitulierenden rumänischen Verschwörung.

In der rumänischen Division «Trudor Vladimirescu» aber haben sich, die friedenshungrigen Rumänen, als Schlachtvieh gegen die verzweifelten deutschen Divisionen zu stürzen und zu sterben. Macici, Moskaus höriger Statthalter, lieferte seine Landsleute für die bolschewistische Schlachtbank.

In der Dobrudscha und der Walachei ist der Widerstand gegen die Sowjets infolge der rumänischen Kapitulation aus. Mit zwei schnellen Korps rücken die Sowjets gegen Bulgarien vor, gegen Bulgarien, mit dem sich die Sowjetunion gar nicht in Kriegszustand befand.

Nach einer fadenscheinigen Kriegserklärung beginnt der Einfall. Ein abtrünniger General und der rote Ministerpräsident Georgieff bilden eine kurze Kerenskiade.

Als erstes Opfer fällt die Armee. Offiziere werden am laufenden Band als «Faschisten» erschossen oder nehmen sich selbst das Leben.

Nun musste die Schlacht um die Puszta beginnen.

*

Damals war der Krieg schon entschieden. Niemand konnte uns mehr retten. Nur ein Wunder. Das grosse deutsche Wunder das sich Millionen inbrünstig erhofften und ersehnten. Der Glaube daran wurde in der Masse künstlich durch geheimnisvolle Andeutungen und Hinweise genährt.

«Er wird es schon machen, wenn er wollte, ginge die Welt unter. Aber er wartet noch ab. Pass auf, unsere grosse Stunde kommt!» Immer wieder wurde mir das von den Kameraden und Vorgesetzten gesagt und in bewegten Worten versichert. Meine Einwände wurden einfach verlacht.

Man glaubte an das Wunder, weil man einen Zusammenbruch nicht ertragen wollte. Man flüchtete in das Irreale, weil das Reale vernichtend deutlich am militärischen Himmel sich abzeichnete. Oft kam ich mir vor, wie in einer Welt von Narren und Helden. Angesichts aussichtslosester Situationen wurden im Glauben auf das kommende Wunder Taten vollbracht, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten kaum aufzuweisen in der Lage ist.

Diese Flut von Glauben an das Wunder, auf die Wunderwaffen und auf das kommende Wundergeschehen, war teilweise so stark und mitreissend, dass selbst wir kritischen und realen Menschen davon erfasst wurden und uns wie in einem Opiumrausch in Hoffnungen versenkten, die allerdings im Erwägen und Prüfen der gesunden fünf Sinne verfliegen und nur einer umso grösseren Katzenjammerstimmung Platz machen musste. Trotzdem neidete ich der Masse ihren Glauben.

Mit offenen Augen dem Untergang entgegen zu gehen, warf einen in einen solchen Abgrund tiefster Verzweiflung, dass alles andere leichter zu ertragen war.

*

Am 21. Juni 1941 hatte Hitler mit 121 deutschen Divisionen die sowjetische Abwehr von 155 Divisionen durchbrochen, 3'000 deutsche Panzer hatten die Tankwaffe der Roten Armee praktisch vernichtet. Hitlers Kriegsplan war kühn und grenzte an abenteuerlichstes Hasardspiel. Aber gerade die Kühnheit seines Planes und die Neuheit seiner Taktik, verbunden mit der legendären Tapferkeit der Ostfrontsoldaten, hatten dieses Spiel in den ersten Runden gewinnen lassen.

Stalins Generäle waren im Vergleich zu der Hitlerischen Strategie damals armselige Uniformträger und kein Einziger war imstande, Widerpart zu bieten. Nur so ist es zu erklären, dass trotz der sturen und todesmutigen Haltung der Rotarmisten der Panzergeneral Kleist mit 600 Panzern die fast 2'500 Tanks des roten Marschalls Budjonny angreifen und zum Teufel schlagen konnte.

In diesem Augenblick der strahlendsten deutschen Siege, auf der Höhe des Triumphes seiner revolutionären Kriegführung beging Hitler die zwei dramatischen Fehler seines Krieges: gegen den Rat seines Panzergenies General Guderian, der sofort und schnell zu einem rasanten Vorstoss bis Moskau und in das Herz des bolschewistischen Russlands riet, folgte er dem Rat der alten Generäle, die von der Weite des russischen Raumes bedrückt, vor sich das Napoleonische Schicksal wähten und den Gegner gleich am Anfang kesseln, einkreisen und vernichten wollten, um den Rücken frei zu haben.

Damit allerdings bewiesen sie, dass sie von den Möglichkeiten einer revolutionären Kriegführung mit Partisanen und Bandenkämpfen, mit Mobilisierung der letzten Kräfte eines Volkes keine blasse Ahnung hatten, und dass sie vor allem von Hitlers prinzipieller Einstellung gegen den Begriff der «Nation» keine Vorstellung besaßen. Hitler versuchte längst den Begriff der «Nation» abzulösen durch den Begriff der «Rasse». Da die slawischen, kalmükischen und tatarischen Völker der Sowjetunion mit bestem Willen nicht in die Hitlerische Begriffswelt einzugliedern waren, musste der Krieg gegen den Bolschewismus ein Krieg gegen diese russischen Volksstämme werden. Darauf beruhten die schweren, erdrückenden Führungsfehler gegen die russischen Völker: Vernichtungsaktionen, Verschleppungen, Unterdrückungen waren nur eine natürliche Folge dieser Theorien von der nordischen Rasse. Damit aber geschah der zweite, für Deutschland und Europa vernichtende Fehler: die Ermöglichung der Renaissance des Bolschewismus auf nationaler allslawischer Basis. Was nun folgte, war nur der dadurch bedingte Ablauf eines historisch-politischen Geschehens.

Zeit, kostbarste Zeit war verloren. Der Herbst war da, ohne dass Moskau erreicht war. Bei Wjasma siegten wir uns zu Tode – die Strassen waren von Regen und Schnee blockiert – wir hatten dem Feind Zeit geschenkt,

seine asiatischen Reserven heranzubringen. Gleichzeitig begann sich infolge der deutschen Einstellung gegen den «Untermenschen» der erste Umschwung in der russischen Volksstimmung abzuzeichnen.

Vieles wurde darüber geschrieben und wird noch darüber geschrieben werden und noch mehr geredet, wie es gekommen wäre, wenn die Hitler'schen Armeen nicht auf Rädern, sondern auf geländegängigen Raupenbändern über die versumpften, vermoorten und verschneiten Steppen gerollt wären – vielleicht hätte dies wesentlich zu den erwarteten grossen, schon greifbar vor uns liegenden Erfolgen beigetragen. Ob es aber unser Schicksal entschieden hätte, wissen wir nicht. Dazu war der bevölkerungspolitische Fehler schon zu gross.

Noch einmal schenkte uns das Schicksal eine entscheidende Stunde im Osten – wieder war es die Panzerwaffe unter Kleist, die, als wir den Westkaukasus erreichten, und vor Tuapse und vor Ordschonikidse standen, aufs Haar das militärische Rad herumgerissen hätte. Damals war es nicht das Wetter und nicht die Raupenbänder, die uns zu halten zwangen – der Krieg begann schon langsam alt zu werden. Der Nachschub klappte nicht mehr – und Stalingrad, die fixe Idee des Führers, dass dort unser Schicksal fallen müsste, zog die Kräfte ab von der kaukasischen Front, an der beinahe die militärische Todesstunde Stalins geschlagen hätte.

So aber gab das Schicksal Hitler am Ende recht: Stalingrad wurde zur Entscheidung, wenn auch anders, als Hitler und jeder seiner Offiziere und Soldaten sich das erträumt hatten.

Die zwei entscheidenden militärischen Chancen, und die grosse politische Chance waren verspielt, vertan – möge ein grösserer als wir es wissen, warum und weshalb.

Wir wussten es nicht. Viele von uns ahnten es ja gar nicht einmal. Und die, die im Geheimsten darum wussten oder es fühlten –, marschierten, kämpften und viele starben, weil ein anderer Weg sich vor uns nicht auftat.

Ich selber erlebte das, was nunmehr kam, fast nur noch wie im Traum. Ein wilder und furchtbarer Traum allerdings, aus dem es kein Erwachen gab.

11. Kapitel

Kampf um Budapest

Kurz danach wurde ich endlich zum Untersturmführer befördert und nach Budapest zu einer Sonderaufgabe abkommandiert.

Hier war die Situation langsam unhaltbar geworden. Der Reichsverweser Admiral Horthy hatte erkannt, dass die Hitlerische Rechnung nicht aufgehen konnte und war bereit, aus dem Verlustgeschäft auszuspringen, um seine und seines Landes Haut zu retten. Während er vorsichtig mit den Engländern zu spielen begann und vor allem eine Sicherung vor den Sowjetrussen erreichen wollte, hatte das enfant terrible der Horthyschen Familie, Micki, wie der jüngere Sohn Miklas genannt wurde, seinerseits versucht, in ganz grosser Politik zu machen.

Bei den Ungarn genoss er ob seiner wilden Orgien und Ausschweifungen keinen sonderlichen Ruf. Seine Gelage auf der Margaretheninsel waren in ganz Budapest so sprichwörtlich wie sein Verhältnis mit der jungen Goldberger, der Tochter des steinreichen, auf der ganzen Welt bekannten ungarischen Textilgrossofabrikanten Goldberger.

Ja, böse Zungen behaupteten sogar, seit seinem grossen Motorradunfall, bei dem er sich stark lädierte, sei er nicht ganz richtig im Kopf. Aber das war vielleicht übertrieben. Jedenfalls hatte Horthy-Vater diesen Sorgenprössling schon lange vor dem Krieg in «diplomatischen» Diensten nach Brasilien senden müssen, um wieder etwas Wasser die Donau und die Micki-Streiche herunterrieseln zu lassen. Dieser Micki-Horthy, der 1942 aus Südamerika zurückgekommen war, nahm nun mit Verbindungsoffizieren Titos Beziehungen auf und verhandelte, obgleich er weder vom ungarischen Volk noch von der ungarischen Regierung dazu Erlaubnis hatte, über Möglichkeiten des Kriegaustrittes Ungarns. Und wie das schon so geht, erfuhr davon der deutsche Abwehrdienst. Darauf wurde nun der Gegenzug aufgebaut. Deutscherseits wurden durch den damaligen Gesandten, Dr. Vesemayr, und durch den höheren SS- und Polizeiführer für Ungarn Oberguppenführer Winkelmann die ersten Vorkehrungen getroffen. Verhandlungen mit der ungarischen Opposition der Pfeilkreuzler wurden aufgenommen und vertieft. Szalasi wurde

in Schutzhaft genommen. Die Pfeilkreuzler, begannen die Vorbereitungen für ihre Machtübernahme, die sich gespenstig, im Glutschein der brennenden Dörfer Ungarns und begleitet von den Schreien der von den Sowjetrussen vergewaltigten Frauen vollzog. Allerdings wäre im letzten Augenblick aufs Haar die Machtübernahme durch Ferencz Szalasi durch einen geradezu idiotischen Unfall illusorisch geworden. Die Deutschen stellten das Propagandamaterial für die Pfeilkreuzlerregierung in einer Wiener Grossdruckerei her, da in einer Budapester Druckerei die Gefahr des Verrates zu gross gewesen wäre. Eine Abteilung der Wiener Polizei hatte den Transport der Flugblätter von Wien nach Budapest mit einer Lastkraftwagenkolonne durchzuführen.

Mitten in Budapest fiel ein Paket Flugblätter auf die Strasse und öffnete sich. Ausgerechnet dieses Paket enthielt die Regierungsproklamation Szalasis und seinen Aufruf an die ungarische Nation.

Aber fast acht Tage vor dem historischen Ablauf der Ereignisse. Ein Polizist fand dieses Flugblattpaket und brachte es zur ungarischen Staatspolizei. Das Schicksal wollte es, dass gerade dieser Polizeibeamte ein Pfeilkreuzler war, der hellichtig die drohende Gefahr erkannte und die sichergestellten Proklamationen an den deutschen SD ablieferte, statt eine Meldung zu erstatten.

Der Bolschewismus war trotz verzweifelter deutscher Gegenwehr unterdessen über die Karpathen gestürmt und in die Puszta vorgestossen. In Ungarn aber wuchs die Nervenanspannung bis zum unerträglichen. Bald begann man in ganz Budapest zu flüstern: Die Burg bereitet den Abfall von den Deutschen vor. Die Stimmung im Volk war geteilt. Die Mehrheit wollte vom Krieg nichts mehr wissen, vom Bolschewismus aber noch viel weniger. Die Ungarn zögerten zwischen Gefühlen und Entscheidungen hin und her und vertaten die Zeit zum Handeln.

Die deutsche Führung aber spielte gerade mit Micki-Horthy ausgezeichnet. Sie sandte ihm in den Personen zweier sprachkundiger SS-Führer angebliche neue Tito-Generäle zu neuerlichen Verhandlungen. Und Micki fiel prompt darauf herein in der Hoffnung, dass Tito sich wohlwollend zu seinen Vorschlägen geäussert hätte.

Im Verlaufe der Unterredung, die in einem Palais am Petöfiter stattfand, gab einer der beiden falschen Tito-Generäle das verabredete Signal. Deutsche Truppen in Uniform und Zivil stürmten das Gebäude und nahmen den armen Micki, der ein Opfer seiner Intrige und seiner grenzenlosen Naivität geworden war, gefangen, um ihn raschestens über die Reichsgrenze zu bringen.

Nun hoffte die deutsche Führung damit den grossen Trumpf gegen den alten Admiral in der Hand zu haben, der nach dem Fliegertod seines Lieb-

lingssohnes Stephan an der Ostfront natürlich umso mehr an seinem Sorgenkind Micki hing.

Man hatte sich aber verrechnet. Der alte Mann gab mit dem Eigensinn eines Greises, am 15. Oktober 1944, die berühmte Erklärung ab, dass er Frieden schliessen wolle, und rief die Honvedtruppen zur Waffenniederlegung auf. Nun war die Stunde der Entscheidung da. Deutsche Truppen unter dem Kommando des Ducebefreiers Skorzeny stürmten im Morgengrauen des 16. Oktobers 1944 die Burg ohne nennenswerte Verluste auf beiden Seiten. Deutsche Truppen besetzten blitzartig den Rundfunk und die Verkehrseinrichtungen. Wenige Stunden, nachdem Horthy seine verhängnisvollen Worte gesprochen hatte, fielen Millionen Flugblätter über die ungarischen Städte und Dörfer nieder. Die neue ungarische Regierung Ferencz Szalasi rief die Magyaren auf, bis zum letzten gegen die verhassten «Orosz», die Russen, zu kämpfen, und alles zu tun, um die Heimat zu verteidigen.

Wenige Stunden, nachdem er aufgerufen hatte, die Deutschen zu veraten, begab sich Horthy mit seiner Frau und dem Ministerpräsidenten General Lakatos, «freiwillig unter deutschen Schutz». Lakatos hatte sich zu diesem Zweck noch mit dem Ritterkreuz geschmückt, das ihm Hitler als kommandierendem General am Don verliehen hatte.

Das Ganze mutete stark wie eine Pusztaoperette an.

Was aber an der Front geschah war keine Operette. Die ohnedies nicht sehr grosse Kampfmoral der ungarischen Honvedtruppen war durch Horthys Aufruf zur Waffenstreckung gebrochen. Der Oberkommandierende der ungarischen Honvedtruppen an der Karpatenfront, Generaloberst Miclos Bela, desertierte als einer der ersten mit seiner Geliebten und der Armeekasse in sechs Personenautos zu den Bolschewiken.

Daran hinderte ihn weder das Ritterkreuz, das ihm Hitler um den Hals gebunden hatte, noch das namenlose Leid, das über das ungarische Volk und besonders über die ungarischen Frauen in den von den Sowjets besetzten Gebieten hereingebrochen war.

Auch was auf den Strassen der Städte geschah, war alles weniger als eine Operette. Die jahrelang vom Horthyregime unterdrückten und dann von den Deutschen so bitter enttäuschten Pfeilkreuzler hatten nun endlich Oberwasser erhalten. Sie waren entschlossen, die Macht gründlich auszunützen. Dazu kam, dass der Umsturz sich schon im Schatten eines gigantischen Zusammenbruches vollzog, daher hektischer, hysterischer und wilder war, als er es sonst sicherlich gewesen wäre.

Mir war unter anderem die Aufgabe zugefallen, mit meiner Kompanie den Budapest Sender in der Föherczeg-Sandor utza zu stürmen, was ohne einen Mann Verluste mehr als Besetzung auch vollzogen wurde. Die

Anhänger des alten Regimes waren geflohen. Dafür aber waren augenblicklich Szalassisten da, die sich nun überall naturgemäss nach vorne drängten.

Ich sass noch kaum im Sessel, als schon meine Unterführer meldeten, dass Ungarn von recht verdächtigem Äusseren vor den Mikrofonen sprechen. Ich liess dies abstellen. Nun meldeten sich der Reihe nach die Leute, die alle reden wollten. Und ich verstand gerade so viel ungarisch, um grüssen oder danken zu können. Mit meinem Vorgesetzten war keine Verbindung zu erhalten. Ein junger Budapester wollte, kurz angebunden, in irgendwelchem inoffiziellem Auftrag, zur Ermordung aller Budapester Juden noch in dieser Nacht aufrufen, eine Budapester Nacht der langen Messer.

Ich stand vor einer recht schweren Entscheidung. Eigentlich waren das doch alles ungarische Belange, und was ging mich kleinen Leutnant die ganze Geschichte schon an? Aber dann setzte ich mich trotzdem energisch zur Wehr und liess alle Mikrophone besetzen und von meinen Volksdeutschen nur die offiziellen Nachrichten und Regierungsmittelungen durchgeben.

Später hat man sich wegen meiner Haltung bitter und ganz offiziell bei Obergruppenführer Winkelmann als höchstem SS-Führer in Ungarn beschwert. Aber ich konnte die offizielle Ungnade ertragen. Das Blutbad wäre nicht über Ungarn, sondern zu allem anderen noch über die Köpfe Deutschlands gekommen. Kein Teufel hätte uns geglaubt, dass wir damit nichts, aber auch schon gar nichts zu tun hatten.

Als ich Stunden später endlich Winkelmann und Vesemayr erreichte, bestätigten sie mir vollinhaltlich meine Haltung. Unangenehmerweise hatte ich sogar den neuen Kriegsminister General Berger-Beregfly nicht ans Mikrophon gelassen. Aber ich habe mir gedacht, sicher ist sicher.



Jedenfalls war ich herzlich froh, wie ich wieder von dem Radioladen wegkam. Die Ungarn fingen nun untereinander zu streiten an. Vergebens bemühte sich die deutsche Führung, ein Einheitskabinett aller rechtsgerichteten Kreise zusammenzubringen. Szalasi verwies auf des Führers Haltung bei Hindenburg – alles oder nichts – so dass er schliesslich nur wenige, z.B. den Grafen Palfi Fidel als Agrarminister und den bekannten Journalisten Ferencz Rajniss als Kultusminister schlucken musste, sonst aber alle wichtigen Ressorts mit seinen Leuten besetzte.

Unter den verschiedenen Gruppen, die mit den Deutschen gespielt hatten, entstand grosse Unzufriedenheit. Am bösesten war wohl die «KABSZ», der Ostfrontkämpferverband Ungarns daran, der von dem ehemaligen Honvedoberleutnant und Budapester Rechtsanwalt Dr. Karl Ney geführt

wurde. Er umfasste zehntausende antikommunistischer ungarischer Soldaten und Offiziere, die im Ostfeldzug dem Bolschewismus wieder begegnet waren, den sie unter Bela Kun so unseligen Angedenkens hatten kennengelernt. Es waren Männer, die mit allen Kräften bereit waren zu verhindern, dass ihre ungarische Heimat ein ähnliches «Paradies der Arbeiter und Bauern» werde.

Da Ney und seine Freunde dem wegen seiner unklaren Abstammung fallen gelassenen ehemaligen Ministerpräsidenten Imredy nahe standen, waren sie bei Szalasi untragbar.

Vergebens versuchte er sich seiner Heimat zur Verfügung zu stellen. Die Deutschen hatten sich entschlossen, mit der anderen Karte zu spielen und liessen ihn links liegen. Szalasi aber zeigte kein Interesse, sich einen Konkurrenten auf nur einem Gebiet heranzuzüchten. Also blieben wertvollste ungarische Kräfte vollkommen ungenützt.

Trotzdem war die ganze Sache der letzte grosse Erfolg. Noch einmal waren wir schneller gewesen. Noch einmal härter. Wir hatten verhindert, dass Horthy auf den vereinbarten Auslösungstermin aus Moskau wartete, wie es sein Vertrauensmann Faragho dort festgelegt hatte und ihn gezwungen zu verfrüht, und daher aussichtslos zu handeln. Wir hatten noch einmal dem Schicksal das Gesetz des Handelns aufgezwungen. Im untergehenden Tag hatte noch einmal ein helles Abendrot den Himmel beleuchtet und unser Schicksal umstrahlt. Was nachher kam, war nur mehr die Einleitung zum tragischen Schlussbild. Gerade in diesen Budapester Tagen bekam ich auch den ersten Einblick in eine Aktion von Männern auf unserer Seite, die in letzter Stunde den Versuch unternahmen, eine Lösung dieser anscheinend ausweglos gewordenen Situation zu finden.

Ich war zum Chef des deutschen Geheimdienstes in Ungarn und den andern Staaten Südosteuropas befohlen worden, um mir dort Informationen über die politische Lage in unserem Raum zu holen. Zu meiner Überraschung erkannte ich in dem Mann, der damals bereits einer der bekanntesten deutschen Nachrichtenoffiziere war, einen alten Regimentskameraden von unserem Regiment. Nur so konnte ich es mir auch erklären, dass er im Laufe unseres Gespräches von einer derart verblüffenden Offenheit wurde. Er führte mir gegenüber aus, dass der Krieg nicht nur nicht zu gewinnen, sondern auch ein Remis, ein unerreichbares Ziel geworden sei. Und dabei sei selbst dieses gigantische Ringen nur ein Vorspiel zu jener entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die noch kommen müsse. «Und das wollen sie nicht begreifen, die Herren Roosevelt und Churchill» klagte er mir, da sie genau die gleiche Politik der Ressentiments führten, wie Deutschland. Dabei sei dies so kurzichtig, denn in einigen Jahren müsste Amerika und all das, was

noch von Westeuropa in diesem Krieg übrig bliebe, erneut gegen das bolschewistische Russland antreten, unter der Aufopferung von Millionen Soldaten – und Milliarden Dollars. Nicht so sehr in Danzig im September 1939 hätte die tragischste Episode der Geschichte der letzten Jahrzehnte begonnen, als vielmehr in Casablanca, wo im Jahre 1943 Roosevelt und Churchill beschlossen hätten, nur eine bedingungslose Kapitulation Deutschlands entgegen zu nehmen. Diese Formel würde eine spätere Geschichtsschreibung als das grösste Unglück für die gesamte damalige Menschheit festnageln.

Seinen weiteren Ausführungen entnahm ich, dass er selbst mit einem Kreis von Gleichgesinnten bemüht war, bei den Westmächten eine Revision dieser Politik, die Deutschland keine Chance gab, zu erreichen.

•

Am nächsten Tag ging das Gerücht um: Obergruppenführer Phleps, einer der fähigsten SS-Generale, sei gefallen. Zuerst wollte es kein Mensch glauben.

Wenige Tage später aber hielt ich, durch einen Zufall gerade beim Adjutanten des Obergruppenführers Winkelmann, das Soldbuch, die Achselstücke und das Ritterkreuz Phleps in meinen Händen.

Der tapfere und fähige General hatte auf Befehl des Führers seine in Kroatien kämpfende Volksdeutsche Division «Prinz Eugen» verlassen und war nach Ungarn geeilt, um die Verteidigung Südost-Ungarns zu übernehmen. Von einer Befehlsstelle falsch eingewiesen, war er, nur von seinem Adjutanten und Fahrer begleitet, einer sowjetischen Spähpanzerspitze direkt in die Hände gelaufen.

Ehe die überraschten Bolschewiken noch recht wussten, welches unerhörte Glück ihnen begegnet war, griffen zufällig einige deutsche Flieger die sowjetische Panzerkolonne an. Der sowjetische Kommandant verlor den Kopf und in der Angst, dass der deutsche General in dem Durcheinander flüchten könnte, erschoss er den Wehrlosen und floh mit seiner Abteilung.

Ungarische Gendarmen, die mit Motorrädern einen Aufklärungsvorstoss unternahmen, wurden von Zivilisten darauf aufmerksam gemacht, dass sie vor einigen Stunden hier einen deutschen General begraben hatten. Nach dem genauen Augenzeugenbericht der ungarischen Zivilisten gruben die Gendarmen Phleps wieder aus, nahmen ihm Soldbuch, Achselstücke und Ritterkreuz ab, und begruben ihn dann wieder.

Ein Soldatenleben, reich an Kämpfen und Erfolgen hatte ein sinn- und nutzloses Ende gefunden. Arthur Phleps, bereits in der K. u. K.-Armee des ersten Weltkrieges hervorragender Generalstabsoffizier, hatte nach

dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie als Angehöriger Siebenbürgens, das zu Rumänien gefallen war, als General die rumänischen Gebirgstruppen reorganisiert und war als Taktiklehrer an der Bukarester Kriegsakademie tätig gewesen. 1940, als der Kampf begann, stellte er sich als Siebenbürgendeutscher der Waffen-SS zur Verfügung und stund zuerst als Regimentskommandeur im Osten, wo er durch seinen Vorstoss bei Kamenka-Dnjepropetrowsk entscheidenden Anteil an der Schaffung des östlichen Brückenkopfes hatte. Von dort wurde er als Kommandeur der Volksdeutschen Division «Prinz Eugen» nach Kroatien geholt, wo er schliesslich das 5. SS-Gebirgskorps führte.

Zur Berichterstattung zum Führer über seinen neuen Kampfraum Siebenbürgen-Ungarn befohlen, wollte er noch einmal an Ort und Stelle, besonders über Arad und Klausenburg, genaue Informationen einholen, um am nächsten Tag das Flugzeug zu besteigen und dem Manne, der alle letzten Entscheidungen fällte, aber auch alle Verantwortung trug, einen tatsächlichen Einblick von der wahren Lage zu geben. Bei diesem Versuch starb er – der in hundert Schlachten und Gefechten gestanden hatte – durch den Genickschuss des Kommissars.

*

Das wurde uns gesagt und das haben wir geglaubt. Einige Monate später teilte mir der massgebende Chef des deutschen geheimen Nachrichtendienstes folgende sensationelle Begebenheiten mit:

Wenige Tage nach dem Phleps vom Führerhauptquartier nach Budapest kam, äusserte er sich sehr pessimistisch über die militärischen Chancen und sagte, dass alles getan werden müsse, um die morgige Entwicklung des deutschen Volkes und Europas, helfend, vorzubereiten. Das Heute sei verloren.

Sei es, dass Phleps genau so offen mit Himmler gesprochen hatte, oder seine Budapest-Gespräche gemeldet wurden. Zwei Tage nach seiner Abreise in den neuen Frontbereich kam ein mysteriöses Fernschreiben Himmlers.

«Der SS-Wagen, Nummer – ist aufzuhalten, seine Insassen festzunehmen und sofort zu melden!»

Erstaunt erkannte man in der Autonummer das Auto des SS-Obergruppenführers Artur Phleps. Der Fahndungsdienst erhielt Befehl, den Wagen und die Insassen festzunehmen.

Nach einigen Tagen kam ein weiteres Fernschreiben Himmlers, das schon klarer war: «Obergruppenführer Phleps ist samt Adjudant festzunehmen. Bei Widerstand ist Waffengewalt anzuwenden. Phleps ist mit sicherem Offiziersgewahrsam ins Führerhauptquartier zu überstellen.»

Wenig später kam das Gerücht, Phleps habe sich erschossen.

Einige Wochen vor dem Zusammenbruch funkte ein von den Sowjets überrollter Nachrichtenfunke: «General Phleps hat mit der Organisation des rumänischen Widerstandes begonnen!»

Niemand weiss, was wirklich geschehen ist und das Kapitel Artur Phleps ist eines der vielen Geheimnisse des dritten Reiches. Eines ist grotesk: welcher Truppenkommandeur erschiess einen feindlichen General, den er bereits gefangen genommen hat? Welcher Truppenkommandeur lässt diesem umgelegten General Achselstücke und Ritterkreuz?

*

Unterdessen vollzog sich mit unerbittlicher Genauigkeit der Ablauf der sowjetischen Operationen in breitester Front. Marschall Malinowsky, einer der ehrgeizigsten Generäle Stalins, hatte alles zusammengerafft, um einen schnellen Sieg an seine Fahnen zu heften. Gardearmee an Gardearmee u.a., die 6. Garde-Panzer-Armee, werden in der 2. ukrainischen Front zusammengefasst, sogar Divisionen der 4. ukrainischen Front werden in Eilmärschen herangezogen, um die schnelle Entscheidung zu erzwingen.

Gegen diese erdrückende Übermacht stehen die stark angeschlagenen deutschen Verbände in einem zähen und hartnäckigen Abwehrkampf. Württembergische, niedersächsische, thüringisch-hessische und ostpreussische Panzertruppen, österreichische, schwäbisch-bayrische Gebirgstruppen, sudetendeutsche und brandenburgische Infanterie, eine SS-Kavallerie-Division und die Reste der Deutschen Luftwaffe unter dem Kommando des berühmten einbeinigen Kampffliegers und Panzertodes Rudel – werfen sich immer wieder der bolschewistischen Flut entgegen.

Aber alles ist vergebens. Der Ring um Budapest zieht sich immer enger und enger.

In den frühen Nachmittagsstunden des 29. Oktober beginnt Malinowsky seine ersten Infanterieangriffe in breitester Front zwischen Theiss und Donau vorzujagen.

Das Ringen um Budapest hat begonnen.

Wir lagen bei Saroksa und Dunaharasti, knapp vor Budapest in Stellung. Der Feind hatte den Stadtrand bereits erreicht. Hier blieb er nun schnaufend liegen und holte Atem zum tödlichen Angriff. Jeder von uns spürte es. In der wunderbaren Stadt Budapest gingen noch einmal die Wogen wilder Lebenssucht und Lebensgier hoch. Obwohl die Sowjetgranaten bereits in das Stadttinnere heulten und die Sowjetbomber Nacht für Nacht ihre krachenden Eier abluden, waren die Bars und Kabarets, das Budapester Künstlerhaus, der «Feszek-Club», überfüllt. In den eleganten, grossen Hotels an der Donau, im Geliert, im Carlton, im Hungaria flössen Wein, Sekt und Barzky in Strömen. Frauen verschenkten sich, ohne zu

denken und Männer nahmen, ohne zu überlegen. Wer Lust hatte, fuhr um 50 Filler an die Front, da die Strassenbahn bis zur letzten Minute bis wenige hundert Meter hinter die Hauptkampflinie führte. Die deutschen Soldaten fuhren dafür bei der Ablösung in die Stadt, um ein bisschen zu bummeln, zu baden, zu saufen oder ihr Glück bei schönen Frauen zu suchen, oder alles miteinander auf einmal. Es war ein Krieg, wie wir ihn bislang in den 30-Pfennig-Heften gelesen hatten. Aber ich müsste lügen, wenn er uns so nicht besser gefiel als drüben in der Steppe oder im schneidenden Schneesturm. *

Eines Morgens erzählten uns die Zivilisten von einem grässlichen Verbrechen, das die Sowjets knapp vor Dunaharasti begangen hatten. Ein Uhrmacher, ein kleiner armer Bauernuhrmacher, hatte ein paar armselige Bauernuhren zur Reparatur, als sie in das Dorf einbrachen. Sie nahmen ihm die Uhren trotz seines Jammerns weg. Sie suchten nach mehr. Sie fanden nichts, weil nichts da war. Sie drohten und verhörten den armen Uhrmacher. Er konnte nichts gestehen. Weil er nichts hatte. So zogen sie ihn nackt aus und setzten ihn auf die glühende Herdplatte. Trotzdem konnte er keine verborgenen Schätze angeben, weil er eben keine hatte. Sie verbrannten ihn und er starb. Wegen der versteckten Uhren und Schmuckstücke, die er gar nicht hatte.

Ein Stosstrupp stiess ins Niemandsland und fand das verlassene Dorf. In der geplünderten Küche, dicht neben dem Herd – den Uhrmacher. Das Gesäss und die Hände verkohlt.

Die bolschewistische Kultur war auf dem Marsch nach Europa!

Der Kampf nahm immer bestialischere Formen an.

In einer stillen Stunde des Budapester Totentanzes las ich in einer Wiener Zeitung vom mysteriösen Tod meines Freundes Ernst Handschmann, des Pressechefs der österreichischen Illegalen, der der journalistische Totengräber des Schuschnigg'schen Österreichs gewesen war.

Mich fröstelte, langsam hatte ich keine lebenden Freunde mehr. Es war ein gespenstiger Kreis von Toten, der mich umgab. Als ich mit anderen darüber sprach, musste ich erkennen, dass es ihnen genau so ging. Unsere Reihen waren gelichtet. Wir Lebenden waren nur noch Tote auf Urlaub.

Es überraschte mich gar nicht mehr, als ich wenig später auch noch Kenntnis vom Sterben des Gauleiters Josef Bürckel erhielt.

Mit ihm war der letzte Grenadier des revolutionären, nationalen Sozialismus dahingegangen. Jetzt, wo er nicht mehr war, fiel mir visionsartig sein letztes Wort ein, das er mir 1943 beim Abschied gesagt hatte: «Wenn wir diesen Krieg beenden – dann aber Schluss mit diesem Bettelsozialismus, den wir haben – oder – » seine Augen glommen fanatisch auf.

Um seines grossen Wollens muss der Herrgott auch ihm, dem deutschen Rebellen, die Gewehrläufe des französischen Hinrichtungspeletons erspart haben.

Erschüttert las ich die Berichte von seinem grossen Begräbnis, wo noch einmal, zum letztenmal, die nationalsozialistischen Grössen in die Öffentlichkeit traten.

Totentanz, Totentanz, sang es in meinen Ohren. Totentanz, Totentanz, heulten die Panzergranaten der Sowjets. Totentanz, Totentanz, brüllten die Bombenteppiche der Flugzeuggeschwader der USA.

*

Der Feind ging weit unten über die Donau, warf die «Hoch- und Deutschmeister» zurück und vernichtete die in Aufstellung befindliche 33. SS-Division, die vornehmlich aus ungarländischen Volksdeutschen gegründet war und bei uns zynischerweise «Hutdivision» hiess, weil sie ihre Ausrüstung noch nicht einmal beisammen hatte.

Er stand also praktisch bereits in unserem Rücken. Die tiefgestaffelten und sehr gut ausgebauten Verteidigungsanlagen im Osten von Budapest waren für die Katz!

Das war wieder einmal zum Weinen. Zum erstenmal seit langer Zeit dachte ich darüber nach, was denn eigentlich mit uns gespielt wurde, und sprach auch mit einigen Kameraden, die ebenfalls entsetzt darüber waren.

Schon die Türken wussten, dass man Budapest umgehen und mit Artillerie von den Höhen im Westen der Stadt, dem Schwabenberg zum Beispiel, einfach und ungefährlich zusammenschliessen kann. Dass es überhaupt Essig ist mit einer Verteidigung, die von unten hinauf verteidigen muss. Man muss also immer im Kampf um Budapest das Westgelände haben, die Berge und Hügel.

Die seligen Türken wussten dies und handelten darnach. Wir aber wussten dies nicht. Budapest im Westen war schutzlos. Es war einfach gar nichts da. Als ich bei einem Aufklärungsvorstoss dem Feind entgegenfahren musste, war ich entsetzt über das, was ich nicht sah. Es erinnerte mich alles so grauenhaft an den Dnjepr. Mein Gott – Dnjepr. Etwas über ein Jahr war das her und jetzt standen wir an den Toren des Reiches.

Unsere Verteidigungslinien lagen im Osten. Der Russe aber hatte die Volksschulgeschichtsbücher gelesen, er beachtete unsere Oststellungen kaum, er ging über die Donau und stiess am Westufer hoch. Unserer Budapest Stellung natürlich damit mitten ins Herz.

Ich lag mit meiner Kompanie auf dem Gellertheygy dem Blocksberg. Wir übten gerade, am Gelände angepasst, Gegenstösse. Es war mir klar, dass sich hier die erste tödliche Welle brechen musste, wenn sie überhaupt

noch zu brechen war. Der Blocksberg, die Burg. Das Ostufer konnten wir ruhig in den Rauchfang schreiben.

Plötzlich ein Befehl: «Die Kompanie steht in einer Stunde marschbereit zum Abmarsch Richtung Westen an der Wiener Strasse.»

Fassungslos gab ich den Befehl weiter. Der Spiess fing beinahe zu weinen an. Er hatte eine ganze Sau und alles Mögliche hergerichtet. Wein, Schnaps, Kuchen – ja richtig, heute war ja Heiliger Abend. Der 24. Dezember 1944. Mitten in unsere fieberhaften Verladearbeiten ratterte ein wilder Tieffliegerangriff der Bolschewiken. Unsere Maschinengewehre bellten. Frauen und Kinder der Nachbarvillen rannten weinend und schreiend in die Kellergewölbe. Daran werdet ihr euch noch viel mehr gewöhnen müssen, dachte ich wehmütig. Dann fuhren wir ab.

Mitten auf der breiten Strasse begegneten wir einem tip-top aufgemachten Obergefreiten, weisse Handschuhe, riesiger Blumenstrauss. Ich lasse halten: «Wohin?» Er strahlte: «Zur Mutti, zur ungarischen Mutti!»

«Viel Spass!» wünschte ich ihm, «wissen Sie, wie spät es eigentlich ist?» Er blickte auf die Armbanduhr und sagte stramm «ein Uhr zwanzig!» Die ganze Kompanie brüllte vor Lachen. Aber es war nur mehr Galgenhumor. Wir wussten unterdessen, dass die Stadt nahezu eingeschlossen war und wir in einer Stunde die von unseren Panzern nur mühsam noch offengehaltene Wiener Strasse passiert haben mussten.

Wir hatten unverschämtes Glück. Tiefflieger hatten wenige Minuten, bevor wir die heikelste Stelle passierten, eine Honvedabteilung schwerstens mitgenommen. Überall lagen die Leichen und Verwundeten. Aber als wir durchbrausten, war es mäuschenstille. Unsere Panzer hatten den sowjetischen Gegenstoss zurückgeschlagen; wie wir damals noch nicht wussten, nur für kurze Zeit. Wenige Stunden später war Budapest endgültig eingeschlossen.

*

Unser neues Einsatzziel war der Granbrückenkopf. Aber schon nach wenigen Tagen wurden wir abgezogen. Sehr geheimnisvoll bereitete sich in Ungarn eine neue deutsche Gegenoffensive vor. Wir selber erfüllten automatisch alle Befehle. Wir griffen an, wir wehrten ab.

Eines Morgens durchstiessen die Wickingpanzer bei Tarjan und Bitschke den Feind und warfen ihn weit zurück, dann aber versandete der deutsche Gegenstoss im Hügelgelände nördlich des Plattensees. In dieser Gegend lagen ungarische Bergwerke und es herrschte unter der Bergarbeiterschaft teilweise grosse Sympathie für den Bolschewismus. In einem solchen Bergarbeiterdorf zogen nun die Kommunisten des Ortes mit einer roten Fahne, ihre Frauen in bestem Sonntagsstaat, den anrückenden

Sowjets entgegen. Die Rotarmisten nahmen ihnen sofort die rote Fahne weg und verprügelten die Männer, weil sie «so schlechte Kommunisten seien und gar nichts gegen die Faschisten unternommen hätten» und plünderten sie aus.

Dass sie die Frauen vergewaltigten, auf der schneeigen Strasse, ist ja selbstverständlich bei der sowjetischen Kampfmentalität.

Der Bürgermeister von Tarjan, einem kleinen Bauernstädtchen, versuchte es mit einer weissen Fahne. Mit ihr zog er, ganz allein, sich der schweren Verantwortung bewusst, die er für seine Gemeinde hatte, den Sowjettruppen entgegen.

Die Rotarmisten zogen ihm die schönen Stiefel aus und nahmen ihm den Sonntagsmantel weg. Betrübt trabte er in Socken durch den Schnee, neben dem Gardekapitän, in seinem Orte wieder ein, lief nach Hause, zog sich die Werktagsstiefel an und meldete sich auf der sowjetischen Kommandantur, um seine Pflicht als Bürgermeister zu tun.

Der Posten liess ihn vorerst stehen, holte einen anderen Rotarmisten, der sofort den Bürgermeister zum zweitenmale seiner Stiefel beraubte.

Als der sowjetische Kapitän endlich geruhte, den wieder in Socken dastehenden Bürgermeister zu empfangen, und ihm eine Reihe Aufträge gab, bat der Bürgermeister weinend um seine Stiefel. Der Kapitän gab einen kurzen Befehl. In ein paar Minuten erhielt der Bürgermeister ein Paar ihm viel zu grosse Schuhe, die er seufzend anzog.

Die Rotarmisten hatten sie auf der Strasse dem nächstbesten Ungarn ausgezogen.

«Sie können mir glauben», sagte er ernst, während wir über die ungewollte Komik fast bis zu Tränen lachten, «man kann mit diesen Bolschewiken nicht verhandeln. Wir sind keine Menschen für sie. Wir sind Tiere – Burschoui – Kapitalisten – Faschisten – alles, aber nur keine Menschen.»

Mit der Kampfmentalität der Roten Armee stand es in jenen Tagen sehr schlecht. Und das hatte seine tiefen Ursachen. Die überwiegende Mehrheit dieser sowjetischen Fabrikarbeiter, Kolchosmuschiks, hatte den Krieg, die furchtbaren Strapazen und das Sterben satt. Die grosse nationale Seelenreserve: «Werft die deutschen Okkupanten aus dem russischen Vaterland» war verpufft. Der Feind war draussen, die Heimat frei. Der «vaterländische» Krieg Stalins war zu Ende.

Der durchschnittliche Rotarmist wollte nach Hause. Jahrelang hatte er sein Leben unter den entsetzlichsten Bedingungen zu Markte getragen, er sehnte sich genau so, wie der deutsche Soldat wieder nach Weib und Kind und, wenn es auch noch so primitiv und bescheiden war, nach seinem Heim.

Er musste aufs Neue aufgestachelt und angefeuert werden.

Hier spielte die bolschewistische Menschenführung in der Roten Armee mit allen Registern menschlicher Schwächen. Zuerst mit der Gier: «Seht diese Stadt vor euch, die wir morgen angreifen, sie ist ein berühmtes Faschistennest –, aber sie hat auch sehr schöne Frauen, viel Wein und Schnaps, schöne Stiefel und viel und gut zu essen – alles gehört euch, wenn ihr die Stadt stürmt und den Feind besiegt!»

In Budapest allein, hatten die eindringenden Rotarmisten volle acht Tage Plünderungs- und Vergewaltigungsrecht.

Und dann mit dem Hass: «Seht ihr die schönen Häuser, die schönen Wohnungen, die schönen Kleider? So leben diese kapitalistischen, faschistischen Verbrecher! Denkt daran, wie bescheiden eure Kinder, eure Frauen in der Sowjetunion leben und arbeiten müssen. Warum? Weil wir Waffen und wieder Waffen herstellen mussten und unsere Produktion keine Verbrauchsgüter erzeugen konnte, weil diese Kapitalisten, diese Faschisten uns überfallen wollten. Alle sind gleich: die Engländer, die Amerikaner und vor allem diese verfluchten Deutschen, diese Ungarn und alle ihre Helfer. Wir müssen sie besiegen. Nur dann werden unsere Frauen und Kinder ein ebensolches, ja noch ein viel besseres Leben haben, als diese kapitalistischen Hunde!»

Und schliesslich mit dem Chauvinismus: «Jetzt müssen wir uns erst wirklich anstrengen und stürmen und siegen. Jetzt geht es um die ganze Welt. Wir werden die Erde beherrschen. Nichts kann uns mehr auf halten. Seid unserer Toten würdig, die gefallen sind, seid der Opfer wert, die seit den Tagen des roten Oktobers bis heute gebracht wurden – die Welt, die Welt – vorwärts, Rotarmisten!»

Kein anderes Volk der Erde ist der Propaganda so zugänglich, wie das russische. Keine andere Armee der Welt verfügt über eine solch raffinierte Propaganda, wie die sowjetische.

Sie peitschte die letzten tierischen Instinkte hoch und kondensierte sie in todesverachtenden Angriffsgeist. Sie weckte chauvinistischen Elan in den stalinistischen Kolchossklaven und nützte ihn für die Ziele der bolschewistischen Weltrevolution. Sie nützte die Ideologie des Leninismus für ihre chauvinistischen Motive. Sie verwechselte und vertauschte Gott und die Welt und erreichte schliesslich das, was sie wollte: sie hielt die Truppen bei der Stange und trieb sie von einem Sieg zum anderen.

Wie notwendig, wie bitter notwendig diese raffinierte stalinistische Propaganda war, zeigten mir zwei kleine Beispiele aus dem grossen Mosaik der sowjetischen Truppenmoral in jenen kritischen Tagen.

In einem kleinen Dorf vor Tata hatte der Bataillonskommandeur einer sowjetischen Infanterieabteilung Quartier bezogen. Die erschrockenen

Hausbewohner waren mit Kind und Kegel in einen Raum zusammengepfercht.

Mit dem Major war eine sowjetische Truppenärztin, die Geliebte des Majors, und sein Offiziersdiener, der Putzer, eingezogen.

Am Abend sofften sie zu dritt von den reichlichen Weinvorräten des Hauswirtes. Mag sein, dass der Putzer vielleicht zu viel von der Wirtschaftsgebarung des Herrn Majors wusste, mag sein, dass die liebe Truppenärztin mit ihrer Liebe auf zwei Geleisen fuhr. Das wusste die Hausbewohnerschaft ja nicht. Aber eines wussten sie und erzählten sie uns nach der Wiedereinnahme des Ortes mit breitem Schmunzeln: zwischen dem Major und dem Putzer begann ein ernster und heftiger Streit, der schliesslich in einer wilden Rauferei endete.

Plötzlich schrakten die verängstigten Hausbewohner in ihrem Zimmer entsetzt empor. Jemand klopfte heftig an die Türe. Als sie zitternd öffneten, mussten sie ihre Heiterkeit mühsam unterdrücken. Draussen stand zitternd vor Kälte der Herr Major im Nachthemd und bat, irgendwo schlafen zu können. Er legte sich schliesslich schimpfend mit ein paar Decken auf den Fussboden. Der Putzer hatte ihn kurzerhand hinausgeworfen und schlief nun mit der Geliebten des Majors.

Am Morgen musste der Major den Hauswirt als Parlamentär in die Wohnung senden und seine Uniform bringen lassen, da er sich im Hemd doch nicht gut seinem Bataillon präsentieren konnte.

Er sagte wütend zum Hauswirt: «Nix gute Disziplin bei uns, hol's der Teufel, Krieg dauert schon zu lange!»

Ein etwas ernsteres Erlebnis hatte ich bei Tarjan, wo plötzlich ein Oberleutnant der Roten Armee zu meiner Kompanie überlief. Der Mann war sehr gedrückt und wollte mir auch gar nichts erzählen, wie das sonst bei Überläufern üblich ist. Endlich gestand er mir, dass er bestimmt an den Sieg der Sowjets glaube und dass er ein überzeugter Stalinist sei. Auf meine erstaunte Gegenfrage, warum er denn dann übergelaufen sei, erzählte er mir stockend, dass er dadurch sein Leben retten wollte. Er war durch seine etwas harte Kompanieführung so verhasst bei der Mannschaft, die schon zweimal von rückwärts auf ihn geschossen hatte, dass er genau wusste, beim nächsten Angriff werde er ein toter Mann sein. Seine Bitte um Versetzung hatte sein Kommandeur abgeschlagen. So blieb ihm kein anderer Ausweg, als überzulaufen. Nachts schliefen die Offiziere des Bataillons wenn nur irgend möglich zusammen in einem Quartier, weil sie nie sicher waren, dass die disziplinlose Mannschaft sie nicht über den Haufen schiessen würde. «Ich so kaput und so!» sagte er zum Abschluss seines Berichtes, «alles egal!»

Dass trotz dieser, wie aus zahlreichen Gefangenenernehmungen eindeutig hervorging, nicht vereinzelter Stimmung in der Roten Armee, die

Kampfdisziplin aufrechterhalten werden konnte, verdankten die Sowjets ausschliesslich ihren Politikommissaren und ihren Kampfpropagandisten.

Selbstredend w^r waren die Zustände bei den Eliteverbänden der Roten Armee, bei den Panzerverbänden, den NKWD-Abteilungen, den Kom-somolzenverbänden grundlegend anders. Bei der Linie, bei der Infanterie aber, sah es mehr als gemischt aus. Sie hätte einem starken Gegenstoss nie mehr standgehalten. Aber dieser Gegenstoss war im notwendigen Umfang nicht mehr möglich. Dafür hatten die Geschwader der amerikanischen Luftflotte durch die Zertrümmerung unserer Waffen- und Munitionsdepots, unserer Nachschubbasis, gar zu gründlich gesorgt.

Eines Tages wurden wir aus der verhältnismässig ruhigen Gegend abgezogen und in unsere Stellungen zogen Wehrmachts-Kavallerieverbände ein, die in dem waldigen Hügelgelände sich aber auch keine Ruhmesblätter holen konnten.

*

Wir aber kamen an den zugefrorenen Plattensee. Unsere Kompanie zog in ein kurzes, aber sehr schönes Quartier in Balaton Kenese. Wir verlebten einige ruhige und friedliche Tage, die kaum durch die sowjetische Luftwaffe gestört wurden.

*

Eines Morgens trommelte deutsches Artillerieschuss auf die überraschten Sowjets und unter dem Kommando des siegreichen Gille, stürmten die vier Panzerdivisionen des 4. SS-Panzerkorps, die «Wiking», die «Totenkopf», die erste und dritte Wehrmachtspanzerdivision, tief in den Feind. In wenigen Tagen war Stuhlweissenburg wieder freigeekämpft und teilweise sogar die Donau und der Velenczer See erreicht.

Mit diesem militärischen Stoss aber konnten wir einen tiefen Blick in das tun, was Europa bevorstand. Die Bilder, die sich in Ungarn boten, waren so unmöglich, dass man nur imstande ist, in beschränktem Masse das zu schildern, was geschehen war.

Die Sowjets hatten nicht nur, was im Krieg bei einer Truppe, die sich fast ausschliesslich aus dem Lande ernährt, noch verzeihlich erscheint, der Bevölkerung alle Lebensmittel und Getränke weggenommen. Sie hatten alle Wohnungen der kleinen Bauern und Proletarier, zu deren «Befreiung» sie ja in Ungarn eingebrochen waren, systematisch geplündert, Ringe, Armbänder und Uhren sowieso mitgehen lassen, darüber hinaus aber auch die Kleider, Wäsche und das Schuhzeug geraubt. Wer sich weigerte oder gar protestierte, wurde kurzerhand niedergeschossen.

Im Dorf Lepseny hatten die Bolschewisten sich nicht damit begnügt, die Lebenden zu berauben. Die Särge in den kleinen Gruftgräbern wurden aufgerissen und die Leichen ihrer Ringe beraubt. Man schnitt ihnen einfach die Finger ab, um zu dem Schmuck zu gelangen.

In einer der Gräfte, aus denen man die Särge hinausgeworfen und wo man die Totenschragen mit Stroh überschüttet hatte – diese Gräfte dienten den sowjetischen Gefechtsvorposten offensichtlich als Bunker – fand ich neben einer Menge zerschlagener Wodka- und Weinflaschen einen total zerfetzten Damenschlüpfer und mehrere zerrissene Büstenhalter.

Visitenkarte der kommunistischen Kultur und der neuen Zeit von Moskaus Gnaden.

An der Aussenwand der Kirche lagen im Schnee zwei eingefrorene Männerleichen. Ihre Hände waren im Tode noch geballt.

Als ich mich erkundigen wollte, wieso diese Leichen hier lagen, bemerkte ich zwei Kinder. Ein Mädchen von vielleicht sieben Jahren und einen Buben mit ungefähr fünf Jahren. Sie standen neben den Leichen und weinten. Diese Leichen waren vor einem Monat noch junge, arbeitsame Bauern gewesen, die aus der Armee Vörös in die Heimat desertierten, weil sie nicht mehr wollten und weil das Land und die Frauen auf sie warteten. Sie wollten nichts mehr wissen vom Krieg und vom Tod.

Aber der Krieg und der Tod war ihnen nachgegangen und hatte sie erreicht, die in den Karpathen vor ihm davongelaufen waren.

Der Tod war der blasse, hagere Kommissar Osipow, der als warnendes Exempel beim Einmarsch der Sowjettruppen den Ferencz und den Istvan erschossen liess, weil sie die grüngrauen Honvedhosen zur Feldarbeit trugen. Als abschreckendes Beispiel verbot er, die beiden Leichen zu begraben. Sie mussten an der Strasse liegen bleiben. An der Strasse, an der die Frauen, die Mütter und auch die Kinder der Gemordeten täglich vorübergingen.

Die ungarischen Frauen aber waren Freiwild für die entmenschte sowjetische Soldateska. Eine dreiundfünfzigjährige Frau in Polgardi erzählte mir neben ihrem versteinerten Mann, dass ein Sowjetmajor sie vergewaltigt und sie nachher nackt mit einem Riemen an seinen Hosengurt gefesselt hatte, um zu schlafen. Am Morgen zog er sie wie ein Stück Vieh heran zu sich, um sie nochmals gleich bei der Hand zu haben.

In Stuhlweissenburg fanden wir in einem Ziebrunnen ein nacktes, schönes blondes, vielleicht neunzehnjähriges Mädchen, tot. Die Zivilisten erzählten weinend, dass im gegenüberliegenden Haus sich eine sowjetische Patrouille festgesetzt hatte, die dort wohl Feldwache gehalten haben musste. Die sechzehn Männer der Wache hatten sich zwei Mädchen, die Volksdeutsche Maria und die Ungarin Ida, beide unter zwanzig Jahren,

geholt. Sie rissen den Mädchen die Kleider vom Leibe und verbrannten diese im Ofen. Einen Kübel stellten sie ihnen für die Notdurft hin. Wenn nun ein Posten zurückkam, so tat er sich an den beiden, wie das Stallvieh gehaltenen Frauen, gütlich. So der Reihe nach – Essen, Trinken und dann die Weiber.

Am dritten Tag hielt es die Volksdeutsche nicht mehr aus, sprang splüternackt auf die Strasse und stürzte sich in den tiefen Ziehbrunnen, um so der Hölle zu entgehen. Die Ungarin wurde nach dem überstürzten Abzug der Sowjets von den mitleidigen Nachbarn gerettet und schwerkrank nach Hause zurückgebracht.

Und was strömte nicht alles an grauenhaften Berichten aus dem übrigen Ungarn. Man war gar nicht in der Lage alles aufzunehmen, geschweige denn, selbst heute nicht, es wiederzugeben.

Im Dorf Napkor erschossen die völlig betrunkenen Sowjetsoldaten den gesamten Pferdebestand der ungarischen Bauern, als eine Art Volksbelustigung. Die zurückgebliebenen Frauen wurden unter Gewaltanwendung oder Bedrohung vergewaltigt. Die 22jährige Helene, der es gelungen war, wegzulaufen, wurde von zwei betrunkenen sowjetrussischen Scharfschützen unter Feuer genommen, doch trafen sie nicht. Sie erzählte weinend, dass besonders die jungen Sowjetsoldaten sich am schlimmsten benommen haben. Bezeichnenderweise waren die früher als Kommunisten bekannten Zivilisten die ersten gewesen, die nach der Rückeroberung des Dorfes unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht nach Westen geflüchtet sind.

Auch in Nagykallo waren die Sowjets eingedrungen und hatten sich ärger als das Vieh benommen. Besonders die dort befindliche Heilanstalt war das Ziel ihrer Belustigungen. Wie die dort zurückgebliebenen Ärzte einstimmig berichteten, hat ein sowjetischer Stab den grössten Teil der geisteskranken weiblichen Patienten vom 16. bis zum 60. Jahr vergewaltigt.

Der Bischof von Nyiregyhaza wurde vollkommen ausgeraubt und hatte an Bekleidung nach dem Wiedereinmarsch der deutschen und ungarischen Truppen nur mehr, was er am Leibe trug. Jedes irgendwo auftauchende weibliche Wesen wurde auch in Nyiregyhaza ohne Rücksicht auf Alter und Zustand überfallen und mit vorgehaltener Pistole missbraucht.

In Kisvarda gelang es den Sowjets einzudringen. Sie plünderten, wie üblich die Wohnungen der Zivilisten leer. In der Homokkertutca wurde die Maria, Mutter von vier Kindern, von drei Bolschewisten nacheinander im Beisein ihres Mannes und des Gehilfen vergewaltigt. Drei Schwestern Jolan, Ida und Borta, die ebenfalls von den Bolschewiken überfallen wurden, gelang es als einzigen Frauen durch ihr energisches und tapferes Verhalten sich der Sowjets zu erwehren und zu flüchten. In der

Rakoczi-Utca wurde die Dr. Irma B., deren Mann an der Karpathenfront stand, um drei Uhr früh von den Bolschewisten überfallen, vergewaltigt und ausgeraubt.

Der Zivilist Istvan aus der Gegend von Margitta gibt an, dass seine Nachbarin, die 30 Jahre alte Peterne, die erst vor einer Woche entbunden hatte, von acht bolschewistischen Soldaten durch Drohung des Erschiessens missbraucht worden war. Ihr Ehemann wurde gezwungen, dem Verbrechen beizuwohnen. Die 38 Jahre alte Frau des Imrc Szabo wurde erschossen, weil sie sich nicht hingeben wollte.

Das alles aber waren nur kleine und kleinste Ausschnitte dessen, was Ungarn und seine arme Bevölkerung erdulden musste. Menschentransporte zu Tausenden und aber Tausenden gingen wahllos zusammengestellt, unter unmenschlichsten Verhältnissen, Männer, Frauen und Kinder, nach Osten. Die «Befreiung» der Puszta hatte begonnen. Aber anders als je ein Mensch es sich hätte träumen lassen.

*

Bei uns geschahen allerdings nun auch Dinge, die sich keiner gedacht hätte. Vor uns lag Budapest.

Drinne lagen, halb verhungert, gut fünfundvierzigtausend Deutsche und mindestens ebensoviele Ungarn. General Gille wollte mit seinem Korps nun diese tödliche Umklammerung auf brechen und die Menschen befreien.

Der Kommandeur der vierten Armee aber, General Balk, gab dazu sein Einverständnis nicht. Er befahl, zuerst die im Norden operierenden Sowjetdivisionen zu vernichten.

Vergebens wandte Gille die Dringlichkeit des Entsatzes der halbverhungerten Budapester Besatzung dagegen ein und die glänzende militärische Situation, die durch unseren Überraschungsschlag gelungen war. Auch eine Intervention an Hitler brachte keinen Erfolg. So musste das Korps Gille umgruppiert werden.

Und musste sich gegen Norden bewegen, wo angeblich zehn Sowjetdivisionen standen, die zuerst gekesselt werden sollten. Vergebens wies General Gille auf die drohende Gefahr der offenen Flanke des 4. SS-Panzerkorps hin und auf die Unmöglichkeit, in der gegebenen Situation noch einmal Budapest unter so günstigen Umständen erreichen zu können. Jetzt konnte der Vorstoß der vier Panzerdivisionen die bereits in Sichtweite des Budapester Flughafens Buda-Örs gelangt waren, von den Sowjets nicht mehr aufgehalten werden. Zugleich mit einem Ausbruch der auf der Burg eingekesselten Divisionen musste die sowjetische Front von Budapest zerschlagen und unsere hungernden und darbenenden Kameraden und die ungarischen Divisionen befreit werden.

Zähneknirschend befahl Gille schliesslich auf Grund des von Bälk erreichten Führerbefehles die Umgruppierung. Genau vierundzwanzig Stunden später geschah das, was Gille vorausgesagt hatte: der Iwan setzte hunderte von Panzern über die Donau und stiess uns tief in die Flanke.

Die durch die Umgruppierung verlorene Zeit aber hatte, wie ja voraussehen war, der Sowjetrusse geschickt benutzt. Er warf uns das frisch herangeholte 3. Mechkorps entgegen. In dieser Nacht wurde noch einmal, das letztmal in diesen blutigen vier Jahren Ostfront eine richtige Panzerschlacht geschlagen. Allein von der SS-Panzerdivision «Totenkopf» wurden fast 200 Abschnisse erzielt. Damit war aber auch Gille am Ende. Denn die Sowjets pflegten auch zurückzuschliessen.

Das Schicksal von Budapest war damit endgültig besiegelt.

Nicht ganz 800 Mann von den fast Hunderttausend gelang es auszubrechen und unsere Linien mehr tot als lebendig zu erreichen. Was sie über den Obergruppenführer Pfeffer-Wildenbruch, den Verteidiger von Budapest und die ganze taktische Verteidigung berichteten, gehört nicht zu den Ruhmesblättern der deutschen Kriegsgeschichte.

Einmal atmeten wir doch noch auf: nach den Generalobersten Friesner und Wühler hatte nun auf Befehl des Führers Generaloberst Dr. Lothar von Rendulic die Führung der Heeresgruppe Süd übernommen. Rendulic, einer der fähigsten österreichischen Generäle, hatte sich in diesem Kriege seine Lorbeeren als Chef des Stabes des populären Gebirgsjägergenerals Dietl und Oberbefehlshaber des Panzer-Armee-Oberkommandos 2 geholt.

Nun musste sich das Kriegsglück wenden. Nun mussten die entscheidenden Dinge vor sich gehen. Dieser Mann musste das unbarmherzige Schicksal von der südöstlichen Reichsgrenze, von Wien wenden.

Aber nichts von alledem geschah.

Wir aber mussten neuerlich auf unsere Stuhlweissenburger Linie zurück. Im Weinberggelände, dicht neben den Kompanien des Freiwilligenregimentes Dr. Karl Ney hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. Es kamen zwei Überläufer an.

Beide Offiziere, die endgültig die Schnauze voll hatten, waren aus völlig entgegengesetzten Motiven übergelaufen. Der eine, ein junger Ukrainer, hatte die Deutschen in seiner Heimat erlebt und glaubte nicht mehr so recht an den ganzen Bolschewikenzauber. Er hatte einfach Sehnsucht nach dem Westen, nach Ruhe und Kultur. Der andere, ein junger Usbeke, war fanatischer Kommunist, und sagte, er mache nicht länger mit, weil Stalin kein Kommunist mehr sei, sondern ein Imperialist. Stalin verrate Lenin und Karl Marx.

Beide erzählten aber übereinstimmend, dass in einem Dorfgelände genau zwischen Moor und Stuhlweissenburg, ungefähr 3'000 Motfahrzeuge aufgefahren seien und dort ein neuer gefahrvoller Stoss der Koten Armee drohe.

Ich packte die beiden, die am Abend gekommen waren, sofort zusammen und brachte sie zum IC. Der schickte mich zu meiner grenzenlosen Wut gleich selber damit weiter zur Armee. Und als ich um Mitternacht vollkommen verfroren dort ankam, wurde ich, der Wichtigkeit der Aussagen wegen, weiter zur Heeresgruppe nach dem Schloss Eszterhazy gesandt. Ausgefroren und übernächtigt kam ich in meinem Kübelwagen gegen 8 Uhr früh dort an. Mit Müh und Not gelangte ich durch die Sperre und betrat mit einer gewissen Ehrfurcht die Schlosshallen. Zum erstenmal im Kriege stand ich einem Heeresgruppenstab gegenüber, bei dem die Entscheidungen über Leben und Tod nicht nur des Feindes, sondern auch von uns selbst fallen.

Mühsam fragte ich mich endlich wieder zum IC durch. Einem Oberstleutnant Graf Rittberg. Das erste Zimmer war leer. Auch das zweite und auch das dritte. Endlich tauchte ein verschlafener Feldwebel auf, der mich grenzenlos erstaunt fragte, was ich denn wolle. Ich sagte, den Oberstleutnant sprechen.

Der Feldwebel grinste gelangweilt und belehrte mich, dass ich vor halb 11 Uhr den Grafen nicht sprechen könne und wenn die Welt einstürze. Ich verliess das Schloss, rasierte mich und nahm mit den beiden Sowjetoffizieren ein Frühstück zu mir. Punkt halb 11 Uhr war ich wieder zur Stelle. Tatsächlich wurde ich diesesmal vorgelassen.

Oberstleutnant Graf von Rittberg empfing mich sehr freundlich. Er war von meinem Kommen durch die Armee in der Nacht noch informiert worden, bot mir zuerst einmal verschiedene Schnapssorten an und hörte dann interessiert meinem Bericht zu. Er nahm mich zu der Karte der Flugaufklärung mit und verglich die überläuferangaben mit den Ergebnissen der Luftaufklärung. Tatsächlich stimmten beide überein.

«Sehr interessant», sagte Rittberg, «das wird den OB (Oberbefehlshaber) beim Mittagessen sehr interessieren. Wissen Sie was, kommen Sie gleich nach dem Essen herauf, ich kann Ihnen dann wahrscheinlich schon eine Meldung für Gille mitgeben!»

Ich schlug die Hacken zusammen und ging. Meine beiden Überläufer lieferte ich bei der Auswertung ab. Beim Essen im Kasino vertratschte ich mich mit ein paar Kameraden, die ich zufällig hier getroffen, und stürzte kurz nach 2 Uhr, voll Aufregung, wieder hinauf zu meinem Oberstleutnant. Das neckische Spiel vom Morgen wiederholte sich. Erstes Zimmer leer, zweites usw. Endlich erschien wieder mein lieber Feldwebel, der mich belehrte, dass nachmittags, halb fünf heisse.

Jetzt würde der Graf reiten, nachher wäre Schachstunde und anschließend irgendeine tolle Geburtstagsstunde. Um halb fünf aber wäre er bestimmt da.

Na, um fünf Uhr kam er denn auch. Er erinnerte sich trotz seiner vielfachen Beschäftigungen noch an mich und sagte lachend: «Sie, das hat den OB aber sehr stark interessiert. War wirklich sehr interessant! Bringen Sie an Herrn Gille die besten Grüsse!»

Ich blieb vollkommen verdattert stehen.

«Ist noch etwas?» fragte er mich leicht ungeduldig.

«Ja, was geschieht denn?» fragte ich fassungslos, «was soll ich denn melden? Das ist doch eine geradezu tödliche Bedrohung unserer Flanke?»

«Beruhigen Sie sich», lächelte der Oberstleutnant, «vorerst steht ja das 25. Husarenregiment der Ungarn dort. Die müssen eine Stunde dem Druck der Russen standhalten – dann fährt Gille schon wieder Feuerwehr –»

«Die Ungarn?» fragte ich zögernd, «zwei Maschinengewehre pro Kompanie, die sollen eine Stunde lang dem Druck von 3'000 Motfahrzeugen standhalten?»

«Es geht alles in Ordnung», entschied schliesslich der Oberstleutnant schon ungeduldig, «die Heeresgruppe wird Entsprechendes veranlassen!»

Ich ging bedrückt von dannen. Das war das erste und letzte Mal, dass ich einen höheren deutschen Generalstabsoffizier gesprochen hatte. Einige Wochen später wurde Graf Rittberg übrigens durch die geheime Feldpolizei, auf Grund eines Kriegsgerichtsurteils wegen einer mehr oder weniger belanglosen Sache erschossen. Obgleich er gar nichts anderes tat als üblich war.

*

Bei der Kompanie nach der Meldung beim Korps wieder angekommen, erreichte mich eine neuerliche Überraschung: Ich war samt der Kompanie abkommandiert, und zwar zur sechsten SS-Armee, zu Sepp Dietrich.

Dort angekommen, fiel ich fast um: Hier wurde am Plattensee eine Offensive grössten Ausmasses vorbereitet. Neunzehn Divisionen waren zusammgezogen, um einen Stoss in die Flanke des Feindes zu führen. Der Stoss sollte quer zur Donau durch Ungarn durch bis Ploesti führen.

Parole war: Dem Führer bringen wir zu seinem Geburtstag zum 20. April 1945 die Ölquellen von Rumänien. Damit werden die neuen Maschinen der Luftwaffe ihren Kampf gegen die USA-Luftwaffe aufnehmen und den deutschen Himmel freifegen. Einmal von diesem entscheidenden Druck befreit, stürzt sich dann das Reich mit voller Wucht auf die Sowjets und jagt sie aus Europa wieder hinaus!

Ich griff mir an den Kopf. Hatte ich alles falsch gesehen? Hatte ich am Ende jahrelang falsch beobachtet, falsch kalkuliert? War ich am Ende in meine Ideen so eingesponnen, dass ich die Wirklichkeit nicht mehr wahrnehmen konnte?

Ich war ratlos. Um mich herum Division um Division. Panzer rollten, Bataillone marschierten, Reiterregiment um Reiterregiment, schon bereitgestellt zur Verfolgung des Gegners, wenn die Panzer durchgestossen sein würden, alles quoll nach vorne.

Mein Gott, betete ich voller Verzweiflung, lass das Wunder geschehen. Haben wir auch viel schlecht gemacht, lass den Bolschewismus nicht über Europa und unser armes, zerschlagenes und bombendurchwühltes Heimatland kommen.

*

Die Offensive begann zögernd, durch schlechtes Wetter sehr beeinträchtigt. Gerade als bei Simotornia die schweren Kämpfe zu toben begannen, die die letzte Etappe vor dem Donauübergang bildeten, begann, genau dort, wo es die Fliegeraufklärung und die beiden Sowjetoffiziere vorausgesagt hatten, der feindliche Gegenstoss in die Flanke. Die ungarischen Husaren, die zwischen Moor und Stuhlweissenburg lagen, wurden in wenigen Minuten hinweggefegt. Die Verbände Gilles lagen gegen eine sagenhafte Übermacht in schwersten Kämpfen und mussten zurück.

Unser grosser Stoss in die Donau drohte ein grosser Kessel zu werden. Der Rückzug begann.

Der Rückzug, von dem sich die deutsche Armee im Südosten nicht mehr erholen konnte. Neunzehn Divisionen fluteten den langen Sack zurück. Panzer, Infanterie, Pferde und wieder Pferde. Es glich mehr einer Flucht, als einem Rückzug. Neunzehn Divisionen. So viele hatte ich im ganzen Krieg nie auf einem Fleck beisammen gesehen.

Die Sowjets hatten rasch Stuhlweissenburg umgangen und standen auf der Rollbahn von Inota. Dann waren sie am Plattensee von oben her seitlich hereingestossen. Schon standen sie vor Raab. An der Rollbahn Raab–Steiermark wurde versucht zu halten. Vergebens. Die Sowjets brachen weiter durch.

Zum erstenmal in diesem Kriege sah man ganze Kolonnen Flüchtiger in Uniform ohne Offiziere oder mit Offizieren, zur Reichsgrenze, nur zur Reichsgrenze.

*

Ich wurde herausgezogen und erhielt Befehl, zwischen dem Neusiedlersee und der Grenzstation Kittsee eine Sperrlinie zu bilden und die Deserteure aufzuhalten. Befehl war: Wer ohne Waffen kommt, wird erschossen!

An einem Tag hielt ich neunhundert Mann auf. Da gab es kein Erschiessen mehr. Ich kämpfte einen schweren inneren Kampf. Hier stand der militärische Befehl, gegen den Befehl des Gewissens. Ich liess die Männer antreten. Sie blickten mir finster entgegen. Sie konnten sich denken, was ich für einen Befehl hatte.

«Kameraden», sagte ich ganz ruhig, «Ihr habt den Kopf verloren – Ihr werdet zu neuen Kampftruppen formiert und setzt euch nach Neusiedel in Marsch, wo Ihr neu bewaffnet und eingesetzt werdet!»

Ein blutjunger Unterscharführer sprang vor. Er trug das silberne Verwundetenabzeichen, die bronzene Nahkampfspange und das EK I.

«Untersturmführer!» rief er mit seiner hellen Kinderstimme, «Sie wissen so gut wie wir, dass alles verloren ist – was soll das alles noch?»

Ich schwieg. Nach soldatischer Spielregel gab es jetzt nur noch eines. Die Pistole ziehen und den Mann niederschliessen, ganz einerlei, was dann folgte.

Die Augen der Neunhundert bohrten sich in mich.

«Hast du eine Mutter?» fragte ich den Meuterer.

Er schlug die Augen nieder. «Ja – », antwortete er zögernd, «was hat das mit dem allem zu tun?»

«Willst du, dass deine Mutter diesen Sowjets überlassen wird, deren Art du als alterprobtter Soldat hundertmal gesehen hast?»

«Nein – », rief der Meuterer aufgeregt, «nein – »

«Und dafür, dass die Mütter in unserem Rücken sich retten können, dafür wollen wir bis zum Letzten stehen, was immer auch mit dem Krieg geschieht. Das Ganze!» peitschte meine Stimme über den Platz, «Stillgestanden! Die rangältesten Unterführer übernehmen je hundert Mann! Durchführen! Und Direktion Neusiedl, marsch!»

Singend marschierten diese letzten Sturmkolonnen Deutschlands ab. Mir aber war nicht mehr zum Singen zu Mute.

Die erwartete Kriegsgerichtsanzeige wegen Nichterschliessen von Deserteuren aber kam auch nicht. Man hatte doch eingesehen, dass das die bessere Methode war.

Ostern kam heran. Am Ostersonntag kam aus Wien mit einem Verpflegswagen meine kleine Frau. In Skihosen und Bergkluft. Ich gab ihr schweigend zur Begrüssung eine kleine Privatpistole von mir. Wir blickten uns an und verstanden uns.

Wenige hundert Meter hinter uns lief die Südost-Schutzwallstellung – die Reichsschutzstellung. Sie war recht gut, wenn auch nicht ausgebaut. Aber mit Gräben und Bunkern, mit Artillerie- und Pakstellungen. Hätte man uns am Dnjepr solche Stellungen gegeben!

Trotz der verzweifelten allgemeinen Lage sah ich im lokalen Massstab der Zukunft beruhigt entgegen. Denn aus diesen Stellungen konnten uns die Sowjets nicht so leicht werfen.

Am nächsten Tag sickerte das Gerücht durch, dass in der ganzen Reichs-schutzstellung nur ein paar Kompanien Volkssturm sich befanden. Und gleich darnach kam die Bestätigung: Weiter südlich waren die Sowjets durchgebrochen und hatten die Oststeiermark erreicht. Am nächsten Tag: Die Sowjets stehen in Niederösterreich. Gleichzeitig kam der Befehl zum Absetzen in den Wienerwald.

Alles flutete zurück. Die schöne Stellung blieb ungenützt – Schrott des Zusammenbruches, der nun wohl auch dem kleinsten Mann nicht mehr zu verheimlichen war.

Infanterie, Panzer, KZler in endlosen Kolonnen, Frauen und Kinder, oft mit Ochsen oder Pferdefuhrwerken mit ihrer kümmerlichen Habe, ganze Lazarette mit Schwer- und Schwerstverwundeten – alles zurück. Zurück blieben die von einer hirn- und sinnlosen Bürokratie bis zuletzt aufgestapelten Lebensmittellager, Stoffmagazine, Schuhwerk und sonstige Bekleidung in rauen Mengen. Auf einmal war überall Benzin da, Benzin, das man vor acht Tagen einfach für die wichtigsten Einsätze nicht erreichen konnte.

Wo ich durchkam, Hess ich die Magazine öffnen und dem Volk freigeben. Leider haben das viele nicht getan – so fielen den Sowjets reiche Vorräte in die Hände. Dort wo ich durchkam, haben sie nicht eine Konserve und keinen einzigen Stiefel erhalten.

12. Kapitel

Der grosse Rausch

Im Radio wurde ein Aufruf Schirachs verlesen, eine Erklärung Sepp Dietrichs über die Verteidigung der Stadt Wien. Mir war zum Kotzen. Ich wusste, was alles nicht zur Verteidigung dieser Stadt getan worden war. Das eine Regiment Totenkopf und die paar Dutzend Volkssturmmänner und Hitlerjungen wurden glatt einem Prestigepunkt, der besser unterlassen worden wäre, geopfert.

Schirach selbst hatte sich zur Armee «begeben» – die weit ausserhalb von Wien lag. Der Ruf seiner Pflicht – entweder Wien als freie Stadt zu erklären, auch gegen obersten Befehl, oder bei ihrer Verteidigung zu sterben – in Ehren zu sterben, nach den vielen Führungsfehlern, die er in Wien gemacht hatte – konnte ihn nicht erreichen.

*

Sepp Dietrich war praktisch aus dem Geschehen ausgeschieden. Ihn hatte der Befehl des Führers noch erreicht, der seiner Armee befahl, die Orden- und Ehrenzeichen abzulegen, die Armstreifen abzunehmen. Den lebenden und toten Kameraden. Wegen Feigheit vor dem Feind und des ganzen Misserfolges bei der grossen Offensive in Ungarn.

Die Männer der sechsten SS-Armee hätten nur mehr zu kämpfen, um ihren toten Kameraden die Orden- und Ehrenzeichen wieder zu erobern...

Das war mehr als der alte Haudegen aushalten konnte. Er war dadurch mehr geschlagen, als durch den nicht mehr aufzuhaltenden Zusammenbruch.

*

In kleinen Kampfgruppen kämpften wir durch die Orte und Hügel des Wienerwaldes einen aussichtslosen, aber blutigen Kampf. Inmitten der blumenübersäten Wiesen und Hügel hatte der Schlussakt der grössten Tragödie des deutschen Volkes begonnen.

Unsere Artillerie hatte pro Rohr im Tage oft nicht mehr als sechs Schuss. Unsere Infanterie- und Maschinengewehrschützen bekamen Muni-

tion, deren Kartons mit grünen Warnungstreifen versehen waren: Achtung! Munition überaltert. Nur für Übungszwecke!

Wir mussten damit schiessen. Oder wir bekamen tschechische Munition, die für unsere Waffen zu stark eingewachst war und dadurch oft Verbrennungen herbeiführte. Wir mussten damit kämpfen.

Die Zivilbevölkerung empfand uns nicht mehr als Schutz, sondern als überflüssige Landplage. Kommunistisch eingestellte Frauen führten die Sowjets dauernd hinter unseren Rücken. Einmal warfen sie sogar unsere Verwundeten, die wir notdürftig in ein Haustor gelegt hatten, wieder hinaus. Andere, allerdings wenige, standen mit uns, schossen mit uns und starben mit unseren Soldaten.

Die meisten waren wie gelähmt und alles Denken und Fühlen wurde überströmt von einer wahnsinnigen Angst vor den Bolschewiken.

Wir aber waren in der Tat ein verlorener, verfehmter Haufen, auf aussichtslosen, bereits aufgegebenen Posten gestellt.

Von einer politischen Führung war keine Rede mehr. Eines Tages hatte ich eine Kurierfahrt nach rückwärts zu machen. Am frühen Morgen hatte ich durch Radio München den Putschversuch des Hauptmanns Gerngross gehört. Zufällig erfuhr ich auf der Fahrt, dass in einem kleinen Gasthof, auf meiner Fahrstrasse, Doktor Jury, der Gauleiter Niederösterreichs, schlafe. Ich liess ihn wecken und meldete ihm den Münchner Putsch. Doktor Jury war ahnungslos wie ein kleines Kind. «Das ist doch ganz unmöglich», stammelte er immer wieder, «das gibt es doch gar nicht!» Schweigend drehte ich den nächsten Lautsprecher auf. Doktors Jurys sorgenzerfurchtes Antlitz verfiel erschreckend. Es war, als ob der Engel des Todes, den der unerschrockene Mann wenige Tage später suchte und fand, seine Schattenflüge um den Verlorenen senken würde.

Wir schieden schweigend.

*

Die Nachricht vom Fall Wiens erschütterte uns nicht mehr. Die Nachricht vom Tode Hitlers brach mit voller Wucht über uns herein. Sieg oder Niederlage, Kritik oder blinder Glauben: Uns allen war er Idol gewesen und wir hatten seinem Glauben die Treue geschworen.

Die totale Kapitulation war irgendwie eine Erlösung.

Wenige Tage vorher standen wir noch einmal im harten Gegenangriff und jagten die sowjetischen Abteilungen zurück. Es war erstaunlich, wie weit in diesen letzten Tagen die Sowjetisten waren. Hätten wir noch die Kraft gehabt und nur ein paar Panzer und Panzergrenadierregimenter zu einem ernstlichen Gegenstoss ansetzen können, wer weiss, ob der erstaunten Welt nicht das Schauspiel einer zurückflutenden Sowjetarmee

gegeben worden wäre. Wir aber hatten nur mehr Kompanien und «Kampfgruppen».

Mitten in diesem letzten Kampf erlebte ich eine Szene, die mir ewig unvergesslich bleiben wird. Ich musste plötzlich mitten im Angriff eine Flankenbedrohung des Feindes niederhalten und riss eine mir unterstellte schwere Maschinengewehrgruppe weit nach vorne. Der Iwan schoss mit Knallerbsen, Sprengmunition, die sehr gefürchtet war. Der Gruppenführer, ein Hannoveraner, war leicht verwundet worden und zögerte, meinem Befehl nachzukommen. Ich fuhr ihn hart an.

Er kniete am Boden, wischte sich das Blut aus dem Gesicht und sagte stockend: «Was sind wir für ein verfluchtes Volk – mein Grossvater fiel 1870 – mein Vater fiel 1918 – und nun sind wir wieder am Ende – alles umsonst – drei Brüder sind gefallen und nun?» Mühsam stand er auf und führte seine Gruppe zur befohlenen Stelle und schlug den Gegenstoss des Feindes nieder.

Ich stand schweigend dabei. Sagen konnte man da nichts mehr.

Nach der totalen Kapitulation hatte ich nur mehr die eine Aufgabe – meine Kompanie hinter die amerikanische Demarkationslinie zurückzuführen. Wir fuhren in schier endlosen Kolonnen, nach Westen, immer nach Westen. So wie wir einmal nach Osten fuhren.

In Hiefiau entliess ich die Männer. Ein kleiner Rest blieb bei mir: Der sich gar nicht helfen konnte.

Meine Frau liess ich im Salzburgischen bei einem Bauern zurück. Ich fuhr mit dem Rest in die Gefangenschaft.

Die Stacheldrahtzeit begann.

Ein neuer Abschnitt begann für uns alle.

Die Gefangenen teilten sich in drei Gruppen: in solche, die über dem Hunger und dem Ungemach, die jede Gefangenschaft mit sich bringt, alles vergassen: das Vaterland, ihren Stand und selbst ihre Ehre. Es waren ihrer nicht allzu wenige. In jene, die stur und unbeirrt daran festhielten, dass nur der Verrat und die Sabotage Schuld am nationalen Unglück trugen und schliesslich in wenige, die Tag und Nacht nach den tieferen Ursachen und Gründen des militärischen und zuletzt moralischen Zusammenbruches forschten. Ihnen gesellte ich mich bald zu. Der Schock der Katastrophe war schneller überwunden, als wir alle geglaubt hätten. Wir wussten, dass alles im Geistigen seinen Ursprung hat. Wir sassen und standen, ja lagen oft vor Hunger nicht fähig zu stehen, beisammen und sprachen und sprachen. Unsere Diskussionen waren heftig und leidenschaftlich. Sie waren aber der letzte Schliff der grossen Walze, die über uns alle hinweggebraust

war. So waren aber auch diese Diskussionen in unserer grössten seelischen und körperlichen Not der neue Anfang.

Die falsche Ostpolitik, die falsche Aussenpolitik überhaupt, die KZ und die Gestapo waren die ersten Punkte unserer heftigsten Auseinandersetzungen. Besonders wir Frontsoldaten und Offiziere hörten oft zum erstenmal von Dingen, die wir nie für möglich gehalten hätten. Aber auch immer wieder tauchten Fragen und Zweifel auf. Was ist Wahrheit? Was ist Propaganda? Dann aber schürften wir tiefer. Das Führerprinzip überhaupt, der totale Staat waren die ersten scharfen Punkte. Und dann: die Persönlichkeiten des Reichsführers, Hermann Göring, und das härteste Problem: der Führer. «Ich werde euch sagen», nahm einmal ein alter eisgrauer Major, von dem wir wussten, dass er ein uralter Marschierer und hoher SA-Führer war, das Wort: «Was der Anfang vom Ende war, der 30. Juni 1934! Damals brachen in den Salven der Hinrichtungspelotons nicht nur die alten SA-Führer und Rohm zusammen, sondern das, was wir alle als Nationalsozialismus empfanden, das, wovon wir träumten.»

Heftig wurde ihm widersprochen.

Er aber fuhr unbeirrt weiter fort: «In den Tagen nach der Machtübernahme stand die grösste Entscheidung seines Lebens vor Adolf Hitler: mit den revolutionären Massen der SA oder mit dem grossen Generalstab. Hier die Volksarmee, vielleicht ähnlich der Roten Garde eines Trotzki, ein schwerer und langer Weg, der in seinem letzten Ende aber das Ende jedes Imperialismus bedeutet hätte. Der nationalsozialistische Weg. Ende des Bankenkapitals, Brechung der Zinsknechtschaft, Bodenreform, Siedlung, Sozialpolitik und grosse Sozialisierungsmassnahmen.

Auf der anderen Seite sofortiger Aufbau der deutschen Wehrmacht nach altbewährtem Muster des preussischen Generalstabes und damit die Hoffnung auf die Eroberung der Räume, die ein Volk ohne Raum ebenso dringend benötigte. So standen sich zwei gigantische Ideen in der Seele des Mannes, der grössere Macht in die Hand bekommen hatte, als je ein Monarch, gegenüber. Der revolutionäre Weg versprach nur langsam und in breiter Front den grossen Zielen zuzusteuern. Er war ein gefahrvolles Experiment. Niemals war in Deutschland dieser Weg betreten worden. Er war Neuland der Praxis und der Idee. Der Weg der Generäle, traditionell, oft erprobt und 1812 und 1813, 1864, 1866 und 1871 bestens bewährt. Der grosse Generalstab fiebernd vor Gier, das unselige Jahr 1918 zu korrigieren, war bereit, den Gefreiten Hitler hinzunehmen, den Nationalsozialismus und seine sozialen Reformen zu schlucken, wenn er ihm die Chance des neuen Krieges gab. Der Führer wieder war bereit, die ihm absolut wenig freundlich gesinnten Generäle hinzunehmen, ihren Konservatismus zu schlucken, den Kapitalismus ungeschoren zu lassen, wenn

man ihm half, sein Endziel, Raum, weiten Raum für dieses Volk ohne Raum zu erobern.

Beide Partner gingen mit dem festen Vorsatz ins grosse Geschäft, den anderen zu überspielen. Das ist die grosse deutsche Tragik unserer Jahre: sie haben einander überspielt.

Das Experiment der revolutionären Nationalsozialisten aber hatte nichts anzubieten in diesem Kampf der Probleme, was dem Raum und dem Eingehen in die Weltgeschichte ebenbürtig war. Es bot nur den mühsamen und langen Gang eines der grössten nationalen Experimente.

Es war, wie wenn der Teufel selbst Adolf Hitler auf den höchsten Berg geführt hätte und ihm die Welt gezeigt hätte: «Siehe, sie ist dein, wenn du mir deine Seele verschreibst!»

Und auf der anderen Seite stand die Masse derer, deren Blut die Strasse auf den Berg gebaut und geschützt hatte, die nichts zu bieten hatten, als ihren Glauben und ihre Treue und ihren revolutionären Stolz der Kämpfer. Um dieses revolutionären Stolzes Willen aber knallten die Pistolen und Maschinengewehre, als sich Hitler für den Weg der Generäle entschieden hatte. Es starb die Elite der alten Avantgarde, mit der man nicht so umspringen konnte, wie mit den «Märzgefallenen», es starben die Führer der Organisation, die allein das Verdienst des Sieges der Strassen- und Saalschlachten gegen den Kommunismus hatte, die SA. Mit ihnen wurden rasch ein paar schräge Gestalten und Korruptionisten, und ein General Schleicher samt Frau und Dienstmädchen über den Haufen geknallt, damit es besser aussah. Damals aber, meine Kameraden, starb die Idee. Was danach kam, war Nationalismus ohne Sozialismus, war bestenfalls Faschismus, aber nicht Nationalsozialismus. Es war der Klang der Trommeln und marschierenden Kolonnen, es waren wehende Fahnen und Paukenschlag. Aber der Geist derer, die in heissen Kämpfen der Herzen einen neuen Weg zu gehen bereit waren, war es nicht mehr.»

Wild überschlugen sich die Stimmen. Für und Wider prallten gegeneinander. Es dauerte lange, bis die erhitzten Gemüter wieder zur Ruhe kamen.

«Es muss aber doch so gewesen sein», sagte ein junger Ritterkreuzträger der Waffen-SS leidenschaftlich, «denn in der Wurzel muss es schon nicht gestimmt haben, sonst wäre der seelische Zusammenbruch nicht so entsetzlich. Wann immer wir Kriege verloren haben, selbst 1918, der Offizier wenigstens hat sein Gesicht bewahrt. Die Generäle. Wir wissen heute, dass auch in diesem Kriege zweihunderteinunddreissig Generäle als Soldaten fielen, so wie es das Gesetz der Soldaten befiehlt. Wir wissen, dass achtundfünfzig durch Selbstmord endeten. Wir wissen aber auch, dass zweiund-

zwanzig wegen Verrat und Feigheit vor dem Feind erschossen wurden. Wir kennen die Herren Seydlitz, von Daniels und Gott sei es geklagt, auch Paulus, die uns das Messer in den Rücken stiessen. Herr Gott und der Teufel! Ich weiss nicht, wen ich rufen soll in dieser Stunde, das hat es doch noch nie gegeben, so lange wir denken können. Mein Gott, überall gibt es einmal einen Judas. Aber eine solche Massenerscheinung? Generäle, die desertieren? Ja, seht Ihr alle miteinander nicht, dass eine Welt eingestürzt ist, viel grässlicher als die rauchgeschwärzten Trümmer des Reiches? Seht Ihr denn alle nicht, dass wir einfach keine Luft mehr haben, zu leben? Mein Reichsführer hat einem meiner besten Kameraden, der aus dem Leben schied, weil er an seiner Braut so sehr hing, dass er ihre Untreue nicht überwinden konnte, das Begräbnis mit militärischen Ehren verweigert und ihn nach dem Tode mit Schimpf und Schande aus der SS austossen lassen und er selber geht hin, nachdem er verkleidet wie in einem schlechten Kriminalroman durch die Gegend schiebt und dabei ertappt wird – und schluckt Zyankali – statt die Verantwortung vor dem Siegergericht zu übernehmen und die hunderte armer Teufel, die nichts erfüllten, als ihren Befehl, vor dem Galgen zu retten? Das ist nicht so einfach, mit Verräter und Saboteure – die Ursache liegt viel, viel tiefer. So tief, dass ich keine Lust mehr habe zum Leben!»

«Rede kein solches Blech», unterbrach ich ihn, «wir müssen den Weg zu Ende gehen, um derer Willen, die hinter uns kommen. Wir müssen aber auch den Weg zu Ende gehen, um denen, die nach uns kommen, die Warnung zu übermitteln, wie man es nicht machen darf. Und darum einfach, weil wir Soldaten sind, die wissen, dass es nie die Fahne ist, die es ausmacht, sondern der Geist, der sie erfüllt.»

«Ich hab's satt, alles so satt!» schrie ein Oberleutnant, «den ganzen Krieg, diesen ganzen Nationalsozialismus und vor allem euer blödes Gerede. Ihr ändert nichts mehr, wir haben gespielt und verloren. Lasst die Toten ruhen und beschmutzt euer eigenes Nest nicht.»

«Verzeih», entgegnete ihm der alte Major, «deine sicher anständig gemeinten bürgerlichen Hemmungen können wir uns leider nicht leisten. Nur aus der Erkenntnis unserer Fehler können wir unser Volk vor Ähnlichem bewahren. Und war unser Weg falsch, so müssen wir es sagen. Ohne Rücksicht auf Verluste. Und war vieles auf unserem Wege gut und schön, so wollen wir es auch sagen, laut und klar, einer ganzen Welt zum Trotz. Solange wir leben, lebt der Glaube, dass unser Volk leben muss! Oder hast du auch das satt?»

Der Oberleutnant schwieg und drehte sich um.

Langsam verliefen sich die Letzten und krochen in ihre Zelte, um zu schlafen.

Am Morgen fanden wir den jungen Ritterkreuzträger an der Latrine erhängt. In seiner Tasche trug er einen kleinen Zettel: «Ich kann nicht leben, weil mein Reichsführer mich verraten hat. Ich weiss, es ist nicht recht, was ich tue, aber ich habe keine Kraft mehr. Ich melde mich bei meinen alten Kameraden meiner Kompanie, die so glücklich waren, vorauszugehen und auch für mich Quartier zu machen!»

Als mich der Standartenführer weckte und den Zettel zeigte, überfiel mich qualvoll die Sucht zum Selbstmord, die mich schon so oft seit dem achten Mai überfallen hatte, dass ich es kaum aushielt. Nichts in diesem Krieg, nicht einmal das Ende, hatte mich so sehr bedrückt, wie diese Sehnsucht nach dem Sterben.

Immer wieder musste ich mir die Gesichter der zwei einzigen Menschen, die mir Brücke zum Leben waren, vor Augen halten: meiner Mutter und meiner kleinen Frau. Und immer wieder musste ich mir sagen, dass die bleiben müssen, die einmal die Stimme noch erheben werden. Die Stimme für die Wahrheit.

*

So verging die Zeit. Bald waren es Wochen. Bald waren es Monate. Kein Ende und keine Aussicht. Zwanzig Jahre für die Waffen-SS! Als Kriegsverbrecher werden alle erklärt, die Offiziere waren! Verschickung in die Kolonien!

Trotzdem wurde plötzlich die Verpflegung besser und auch die Behandlung. Wir wurden vorübergehend bestens verpflegt und reichlich. Schokolade, Bohnenkaffee, Konserven. Später wurde diese Verpflegung wieder schwächer, aber immer noch erträglich.

Der Spätherbst war herangekommen, ohne dass wir es merkten. Von zu Hause keine Zeile. Ich wusste nicht, lebten die Meinen noch, oder nicht. Ich wusste vor allem nicht, war meine Mutter in der russischen oder in der englischen Zone. Gerade dieses quälende Nichtwissen hielt mich am Leben. Einmal noch wollte ich wissen, was mit ihnen geschehen war, dann mochte es Feierabend werden. Es wäre nur eine Erlösung gewesen.

In den frostgefrorenen Zelten flackerten in den leeren amerikanischen Konservenbüchsen die kleinen Feuer. Die Innenwände unseres Sechzehn-Mann-Zeltes waren russverhangen. Aber es war erträglich warm.

«Neun Jahre», sagte der SS-Oberst leise, «neun Jahre habe ich Himmler geopfert, neun Jahre umsonst, ich Trottel!»

Der Goldene-Ehrenzeichen-Träger ballte die Faust. «Was Himmler und Göring! Ihm haben wir die Macht gegeben, ihm allein. Er war Herr über Leben und Tod und er hat bei Gott reichlich Gebrauch gemacht. Wir haben unsere Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllt. Hat er es auch getan?»

Der junge Untersturmführer, der von der Schule weg in die Hölle der Invasionsfront gekommen war und zweimal schwer verwundet wurde, blickte mich gross an. Ich verstand seinen Blick, aber ich sagte noch nichts. Der alte, weisshaarige Oberstleutnant aber nahm das Wort: «Ich war nie von der Partei, Kameraden, aber nur weil wir die kleinere Hacke gehabt haben, deshalb sollen wir doch nicht unser eigen Nest beschmutzen – »

«Wir haben den totalen Krieg gehabt», höhnte der Standartenführer wieder, «nun haben wir die totale Niederlage – »

Nun konnte ich nicht länger schweigen.

«Dass wir den totalen Krieg geführt haben, daran will ich aber gründlich zweifeln. Das können wir gar nicht. Wir haben alles nur gross begonnen und schliesslich doch nur halb gemacht. Totalen Krieg führen, das können nur die Sowjets. Aber dass die Niederlage eine totale ist, das muss ich sehen an dieser Diskussion.»

«Willst du ihn noch verteidigen, nach diesem grässlichen Elend, das über unser Volk gekommen ist?» fragte mich der Gendarmerieoberleutnant scharf, «hast du das Sterben der kleinen Kinder erlebt auf den Trecks in Ostpreussen? Hast du das Morden gesehen, das unsere Frauen und alten Männer erleben mussten in Ostpreussen, in Westpreussen, in Jugoslawien, in Ungarn und nicht zuletzt in den Sudeten, wo sich die Tschechen mit unauslöschbarer Schmach beschmutzten? Diese Tschechen – », stöhnte er auf. Wir schwiegen, denn wir wussten, dass seine Frau und seine drei kleinen Kinder in Prag mit Knütteln totgeschlagen worden waren.

«Die Sudetendeutschen rückten ein, sie haben ihren Blutzoll reichlich getragen – aber die Tschechen? Den ganzen Krieg über haben sie zu Hause sein können, haben überreichlich Arbeit und überreichlich Brot gehabt. Abgesehen dort, wo sie Sabotage oder Anschläge machten, was herzlich wenig geschehen war, ist ihnen kein Haar gekrümmt worden – ausgerechnet die Tschechen, diese grossen, blonden und intelligentesten aller Slawen – wenn die Ukrainer, die Serben mit uns eine Rechnung hatten, ja das muss ich wohl einsehen, aber die Tschechen?»

«Ich will niemanden verteidigen», begann ich leise, «ich habe schon vor langer Zeit einmal gesagt, er war ein Rufer und Trommler unseres Reiches der Sehnsucht. Über seine Taten – so oder so – wird dereinst die unbestechliche Geschichte richten. Und, in dieser Stunde, fernab von den Emigranten, die heute in amerikanischer Uniform ihr billiges Mütchen an uns kühlen wollen, fernab von den noch billigeren Widerständlern, die ihre Gesinnung zu neunzig von hundert erst entdeckten, als die alliierten Truppen näher kamen, um damit geschwind ihre einbringlichen Geschäfte zu verdecken, die sie mit dem Hitlerreich machten, hier unter uns im Kreise unserer geknebelten Armseligkeit – waren wir nicht die letzte Schuld an

dem grossen nationalen Unglück, das nun über uns und über die ganze Welt hereinbrach?

«Wir?» brauste der Standartenführer auf.

«Wir?» scholl es durcheinander, «wir? Ja lebtest du auf dem Mond, hättest du vorher das Wort nur angedeutet, du wärst an die Wand gegangen.»

«Ein Mann – mag er noch so kühn und ehrgeizig sein, ist nur das, was sein Volk in ihn hineinlegt – », fuhr ich unbeirrt fort. «Haben wir in unserem Innersten Nein gesagt, als nach München unsere Truppen ins Protektorat einmarschierten? Damals, meine Kameraden, damals haben wir auch rein äusserlich den Weg des nationalen Sozialismus verlassen, damals haben wir als Volk unser Wort gebrochen, das er für uns alle gegeben hatte: ein Reich der Deutschen – die Tschechen sind und waren keine Deutschen. Damals haben wir rein imperialistisch unsere Hand nach einem anderen Volk ausgestreckt, das, wenn es unseren wirtschaftlichen und geographischen Zielen auch am nächsten lag – eben kein deutsches war. Damals ist der letzte Rest von unseren alten sozialistischen Idealen gestorben im Trommelklang der einmarschierenden Truppen. Damals sind wir vor aller Welt und uns selbst Imperialisten geworden. Haben wir damals, auch nur innerlich, Nein gesagt? Nein, tausendmal nein. Wer es behauptet, der lügt einfach, um jetzt seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Wir waren berauscht vom Machttraum: die ganze Welt. Wir dachten dabei, es sei etwas ganz Neues, derweil war es so uralt, als die Welt: Seines Nächsten Gut, seines Nächsten Weib. Den Weg sind vor uns alle grossen Völker gegangen. Soll ich vielleicht eure Gymnasialgeschichtsstunden auffrischen? Die Römer, die Griechen, die Asiaten unter ihrem Dschingiskhan, die Franzosen, die Engländer. Und jetzt gehen ihn die Russen. Er packt die Völker wie ein grosser Rausch. Der Rausch von der Macht.»

«Das sind schöne und grosse Worte und grosse Perspektiven», warf der Ehrenzeichenträger verdrisslich ein, «aber meine Frau hat drei Kinder und ich weiss nicht, wovon sie heute essen und ob sie ein Dach überm Kopf haben!»

«Oho!» fuhr der junge Untersturmführer dazwischen, «jetzt auf einmal, habt ihr uns nicht gepredigt, dass wir alles nur dem Grossen unterordnen müssen? Unsere Sehnsucht? Unser Wollen, ja selbst unser Leben und Sterben? Ich gebe dir recht», wandte er sich an mich, «tausendmal recht – aber sind wir deshalb plötzlich Verbrecher und Banditen, sind wir alle, wir Soldaten, die wir mit unserem Blut die ganze Rechnung bezahlten und nun anscheinend mit unserem Leben bezahlen müssen, wenn die, die schlauer waren, als wir und wendiger, und die Emigranten recht behalten sollten? Haben wir nicht angegriffen, geschossen und sind, wenn es sein

musste, gestorben, wie alle Soldaten dieser Erde? Ist es denn wahr, dass wir kleine Kinder abgeschlachtet haben, dass wir Frauen schändeten, dass wir Wehrlose meuchelten? Sollen wir unser Leben mit dem Odium der Schmach und Schande beschliessen, nur weil wir geglaubt haben, weil wir tapfer gekämpft haben und, hol's der Teufel, weil wir eben berauscht waren?

«Ich will euch ein paar Fragen stellen», fing ich wieder an, «ein paar Fragen, die mich Tag und Nacht beschäftigen hier in unserer tiefsten Erniedrigung, wenn ihr sie mir beantworten könnt, dann habe ich Unrecht und ich will kein Wort mehr sagen.»

«Ich habe nie in meinem Leben mit Hitler sprechen können – und wenn, was wäre das auch schon gewesen, ich der Kleine und er, der Führer, der, wie früher einer so treffend sagte, der Herr über Leben und Tod war. Ich kenne, das heisst wohl, kannte ihn nicht mehr als die Millionen. Aber ich kenne Deutschland. Deshalb, weil wir Deutsche alle mitsammen eine Erbkrankheit haben, die uns wohl der Herr als eine besondere Prüfung mitgegeben haben muss auf den Weg, den jede Nation gehen muss: wir, die wir den grossen Denker der Kritik der reinen Vernunft haben, wir, das Volk der Philosophen, werden Romantiker und Phantasten, wo es um die Politik geht. Wenn wir handeln, wenn wir erfinden, wenn wir produzieren, sind wir so gut wie alle anderen Völker der Welt. Dort aber, wo wir den glatten Boden der Politik betreten, verlieren wir die Kritik. Die Politik führt in unserem Denken und unserem Leben ein Eigendasein. Dabei müssten wir uns viel mehr die reale Denkungsweise der anderen germanischen Völker zu eigen machen, die in der Politik nur ein Geschäft der Nation sehen, die in allen Fällen den Interessen der Nation untergeordnet und nicht wie bei uns übergeordnet sein muss. Nicht um des Prinzipes Willen führen andere Kriege, nicht um Weltanschauungen und Probleme – sondern um den Vorteil des Volkes. Alles was man aber des Vorteiles Willen tut, führt man nüchtern und sachlich. Man weiss, wie bei einem anderen Geschäft, alle Möglichkeiten zu nützen und Schwächen zu vermeiden, wie das eben jeder kleine Kaufmann im täglichen Leben tut. Nicht so wir. Uns beherrscht die Politik, nicht dass wir sie beherrschen. Hitler konnte nicht anders. Denn er war trotz allem Imperialismus ein Kind seiner Nation. Er hat, vielleicht ohne zu wissen, die Interessen seines Volkes den Prinzipien geopfert. Darin war er, trotz aller Fehler, zu denen wir uns wohl nie bekennen, das personifizierte deutsche Volk. Darum haben wir dieses grosse Spiel so jämmerlich verloren. Nicht nur wegen unserer schweren Fehler. Die haben andere auch gemacht. Aber sie haben nie aufgehört, dabei zu rechnen. Etwas, was wir in der Politik wohl oft versuchten, aber nie erlernten.

Und: Was wusste die ganze Welt von dem Reiche hinter den Sperrzonen der Sowjetunion? Was wusste die Welt schliesslich von der drohenden Gefahr, die hinter den Stacheldrahtgrenzen und GPU-Wachtürmen sich zusammenbraut? Die weissen Emigranten haben es nicht gewusst, sie haben genau soviel von der Sowjetunion erzählen können, wie die Emigranten von Deutschland und Österreich wussten, die 1933 und 1938 das Land verliessen: ein verzerrtes unwahres Bild der wahren Tatsachen. Wir aber haben den Aufklärungsvorstoss für die ganze Welt geführt. Heute liegt das Ziel des Kremles zum Greifen vor aller Öffentlichkeit. Wir wissen um die Schlagkraft der sowjetischen Panzertruppen und Kavallerie, wir wissen um die Schwächen der Sowjetluftwaffe und kennen die Stärken der Infanterie. Wir kennen die Vor- und Nachteile ihrer Kampfweisen, wir kennen die seelische Stimmung der meisten russischen Völkerstämme und kennen grosse Teile ihrer Industrie. Es ist Schluss mit der politischen Konserve und dem grossen Geheimnis im Osten. Die Völker drüben aber haben auch ihren Blick über den eisernen Vorhang getan und es wird sich beweisen, dass dies für die Machthaber im Osten nicht gut war. Nichts ist sinnlos auf der Welt. Auch das scheinbar Sinnloseste nicht. Der Welt haben wir die Sowjetunion, ihre Ziele und ihre Gefahr für alle offen gezeigt. Jetzt, im Zusammenbruch, in der schmachvollsten Niederlage aller Zeiten haben wir Deutsche, am Boden liegend und zertreten, den Herren in London und Washington, in Paris und Nanjing den grössten Trumpf unseres Daseins hingespielt: das enträtselte Sowjetrussland. Nicht nur das, durch unsere Niederlage wird ein Vakuum erstehen, das die Welt zur grössten Entscheidung zwingen wird. Jetzt müssen die Grossen der Welt entscheiden. Und wir haben sie dazu gezwungen. Dafür kann man sterben. Auch wenn wir davon nichts mehr haben sollten, was noch nicht ganz klar herausen ist. Denn die ganze Menschheit wird Erbe unseres grossen Opfers sein.»

Es war totenstill im Zelt. Schweigend gingen wir schlafen. Nach Stunden wachte ich auf. Am Zelteingang stand der Standartenführer und starrte hinaus in die Nacht. Ich erhob mich geräuschlos. «Ist dir schlecht?»

«Ich kann nicht schlafen», stammelte er, «du hast uns mit deinen Reden alle verrückt gemacht.» Er wandte sich um. Und im Scheine des flackernenden Feuers sah ich, dass sein verzweifelttes Antlitz tränengebadet war.

13. Kapitel

Die Rechnung von Stalingrad

Bald danach wurden wir in verschiedene Lager verlegt. Die Stationen unseres Stacheldraht-Golgatha begannen.

Die ganze Zeit hatte ich weder von meiner Mutter noch von meiner Frau auch nur eine Zeile erhalten können. Die Ungewissheit war quälender als die ganze Gefangenschaft. Endlich, im Jänner 1946, erreichte mich die erste Post. Es war wie eine Erlösung.

Damals erreichten uns auch die ersten Berichte über das Schicksal unserer Kameraden, die in sowjetische Gefangenschaft geraten waren. Die Amerikaner hatten einzelne Soldaten und Offiziere, die entweder aus der sowjetischen Gefangenschaft geflohen waren oder als schwerkrank entlassen worden waren, im Zuge ihrer «Automatikhaft» nach ihrer Heimkehr wieder festgenommen, und zu uns in die Lager gesteckt. So erlebten wir noch einmal mit voller Wucht die Weite des Ostens und den mörderischen Krieg in der Steppe.

Soldaten aus dem Hungerlager Fokschani kamen und erzählten. Mein Freund Karl, Dr. W. berichtete mit fiebernden Augen vom Massensterben unserer Landser, von denen in neun Monaten von 9'000 an die 6'000 gestorben waren. Wir rundeten uns ein Bild, dessen reale Entsetzlichkeit alle unsere Befürchtungen übertroffen hatte.

Viele Fehler sind deutscherseits im Osten geschehen. Fehler, die in unseren Herzen brennen und unauslöschlich in die Geschichte eingegraben werden.

Aber sie sind längst bezahlt und überschattet von der Qual und dem Sterben von Millionen wehrloser deutscher Männer, Frauen und Kinder, überall dort, wo der Sowjetstern herrscht.

Alle Berichte aber wurden übertroffen von dem eines Majors, der in einer tollkühnen und abenteuerlichen Flucht durch ganz Russland und Ungarn endlich wieder die Heimat und so, infolge der Automatikhaft, auch den westlichen Stacheldraht erreichte.

Er hatte Stalingrad als Kommandeur einer in vorderster Linie kämpfenden Panzerjägerabteilung erlebt. Er wurde mit Paulus gefangen. Er

hatte jede Phase des Dramas miterlebt. Sein Bericht, nüchtern, sachlich, ohne falsches Pathos und Heldenpose, wirkte auf uns wie Keulenschläge.

Er nannte seinen Bericht «Die Rechnung von Stalingrad» und es war eine schwere und grosse Rechnung.

235'000 Mann hatten Stalingrad verteidigt. 40'000 Mann waren als Verwundete mit Flugzeugen ausgeflogen worden.

90'000 Mann, darunter 2'000 Offiziere und Wehrmachtsbeamte, waren in sowjetische Gefangenschaft geraten.

Somit waren 105'000 Männer und Offiziere im Trümmerfeld von Stalingrad geblieben.

Die Zehntausende Verwundete wurden rasch liquidiert. In die Sanitätsbunker warfen die Rotarmisten geballte Ladungen. Vom Timoschenko-Bunker, in dem sich tausende deutsche Verwundete befanden, sprengten die Sowjets am 3. Februar 1943 die Bunkereingänge zu und begruben die Verwundeten damit bei lebendigem Leibe.

So starben die Verwundeten von Stalingrad.

Und die Lebenden?

Von den 90'000 Gefangenen waren in den ersten sechs Wochen im Gefangenenlager Beketoffka an der Wolga, etwas mehr als 60 km südlich Stalingrad, 40'000 bis 50'000 Gefangene an Hunger gestorben. Die Verpflegung bestand anfänglich nur aus zweimal wöchentlich etwas Hirse oder Fischwassersuppe und einem Stückchen Brot. Die etwa zweitausend Offiziere und Wehrmachtsbeamte wurden bald in das Offizierslager Krasno-Armajsk an der Wolga gebracht. Da sowohl Soldaten als Offizieren buchstäblich alles weggenommen wurde, Stiefel, Pullover, ja sogar Bleistifte, Uhren und Ringe selbstredend, mussten viele bei schneidender Kälte in Socken marschieren. Wer sich weigerte, seine Sachen herzugeben, wurde kurzerhand erschossen. Bereits nach einer Woche brachen natürlich Epidemien, vor allem Ruhr, Fleckfieber und Typhus aus, denen die Gefangenen vollkommen hilflos und ohne auch nur die geringste sanitäre Hilfe gegenüberstanden. Den unter den Gefangenen befindlichen zweihundert deutschen Truppenärzten hatte man jedes Medikament und jedes ärztliche Gerät abgenommen, ja den Männern sogar die Verbandspäckchen aus den Uniformröcken herausgeschnitten. Nach über einem Monat wurden 1'300 Offiziere nach Jelabuga an der Kama, zwischen Kasan und Ufa, transportiert. Die fehlenden 700 waren bereits verstorben.

Der Transport wurde in Viehwagen, die teilweise sehr beschädigt waren, und durch deren Ritzen und Fugen ungehindert der eisige Sturm piff, durchgeführt. Die Viehwagen waren für acht Pferde oder vierzig Mann im Truppentransport bestimmt. In diese Waggonen wurden siebzig

Mann gepfercht. Die Gefangenen mussten übereinander liegen, um überhaupt Platz zu haben. Oftmals gerieten die unten Liegenden in Gefahr, zu ersticken.

Die Notdurft musste an einem Spalt in einer Wand verrichtet werden. Der Zustand in den Wagen, besonders durch die Ruhrkranken, war unbeschreiblich. Die Verpflegung während des vierzehn Tage dauernden Transportes bestand in täglich einem Kübel Wassersuppe und pro Mann ein Stückchen Brot, von zirka 60 g. Oder 16 Mann ein Salzhering. Von dem Kübel Suppe für 70 Mann entfielen auf einen ungefähr ein bis zwei Esslöffel...

Die Toten des Transportes, ungefähr 15 bis 20 Prozent in jedem Wagen, durften nicht hinausgegeben werden. Anscheinend musste der Transportkommandant die genaue Kopffzahl lebend oder tot abliefern. So schliessen die Lebenden auf den Leichen der toten Kameraden, teilweise versuchten sie die Toten, die steifgefroren waren, an den ärgsten Löchern der Wände so aufzustellen und anzubringen, dass sie den Lebenden Schutz gegen die Kälte boten...

In Kissna wurde ausgeladen und ein viertägiger Marsch angetreten. 300 Offiziere kamen nicht mehr mit. Sie blieben liegen. Viele von ihnen starben vor Erschöpfung. Die anderen wurden kurzerhand erschossen. Wer von den gefangenen Offizieren noch einen Mantel hatte oder einen Wäschebeutel retten und verstecken konnte, dem wurde er jetzt von der, von den Kommunisten aufgehetzten Zivilbevölkerung glattweg geraubt. Wer sich weigerte, wurde, ohne dass die Wachmannschaft mit einer Wimper zuckte, mit Holzknüppeln oder Steinen erschlagen. Die Kopffzahl spielte, nach Beendigung des Bahntransportes, anscheinend keine Rolle mehr.

In Jelabuga, dem neuen Lager, wo die Gefangenen in einem ehemaligen griechisch-orthodoxen Kloster, das den Bolschewiken als Zuchthaus diente, untergebracht wurden, gab es auch wieder keine Decken, keine Bekleidung und keine ärztliche Hilfe. Bald war das ganze Lager ein Seuchenlazarett ohne Medikamente und sanitäre Betreuung. In wenigen Wochen starben wieder an die sechshundert Mann. Immer wieder kamen neue Offiziersgefangene von den Fronten, so dass die Belegstärke immer gegen eintausend Mann war, die anderen starben eben weg. Der Gewichtsverlust war entsetzlich, keiner der Gefangenen wog mehr als 50 kg, die meisten 42 bis 45 kg. Auch die Grössten und Stärksten.

Im Sommer 1943 wurde es besser, angeblich, wie unter den Gefangenen nach Gesprächen mit älteren Wachmannschaften geflüstert wurde, auf Einspruch der USA-Militärkommission in Moskau. Die Verpflegung wurde regelmässig und stieg bis auf 1'700 Kalorien pro Tag. Dafür setzte schwerste

Waldarbeit ein. Die Gefangenen mussten Schlitten oder Wagen, hoch mit Holz beladen, mit einer Tagesleistung von 36 km ziehen. An selbstgemachten Baststricken vorgespannt, schleppten sie sich durch das Land, von der sowjetrussischen Zivilbevölkerung «Stalinpferdchen» genannt.

Wer zusammenbrach, durfte dann einige Tage auf der Holzpritsche liegen bleiben, ohne ärztliche Hilfe, ohne Zusatznahrung. Aber selbst das war für die Gemarterten eine grosse Gnade.

Als einmal die Gefangenen sich weigerten, bei strömendem Regen, ohne jeden Mantel oder Deckenumhang zu arbeiten, wurden ihnen von den Wachmannschaften Stricke um den Hals gebunden und sie so zur Arbeit geschleift. Bevor sie erdrosselt wurden, beugten sie sich dem Terror.

Wir Ostfrontsoldaten haben gerade in der masslosen Härte der Kämpfe und des ganzen Lebens oft und leidenschaftlich über die Grausamkeit der KZ diskutiert und mit ganz wenigen Ausnahmen diese unmenschliche Einrichtung als solche, restlos alle die infamen, persönlichen Übergriffe, von denen wir später erfuhren, verdammt und uns ihrer, wenn wir auch direkt keine Schuld daran hatten, geschämt.

Nach den Berichten unserer Kameraden, die lebend aus dieser sowjetrussischen Hölle kamen, ist unser Gefühl und unsere Stimmung gegen die KZ abgestumpft. Wo lag denn da überhaupt noch ein Unterschied? Ja, viele der ehemaligen KZ-Wachmannschaften, mit denen wir erst in den Interniertenlagern sprechen konnten, schworen, dass es solcherlei selbst dort nicht gegeben hatte.



Einmal aber gab es, inmitten der entsetzlichen Nachrichten, die uns immer wieder überfielen, eine heitere Stunde.

Wir sassen wieder einmal beisammen an der Liegestatt eines alten, hamburgischen Obersten und diskutierten mit hochroten Köpfen.

«England hätten wir haben müssen», rief ein junger Ritterkreuzträger der Luftwaffe, «diesen verdammt Flugzeugträger hätten wir eben ausradieren müssen, koste es was es wolle. Das war der tödlichste militärische Fehler, dass wir den Sprung über den Kanal nach Dünkirchen nicht gewagt haben – das wäre die erlösende Kühnheit gewesen und – der Sieg. Von wo hätten die USA-Geschwader dann starten können? Wäre die USA dann überhaupt noch in den Krieg eingetreten? England war die grosse Entscheidung, lange schon vor Stalingrad!»

«Liebe Kameraden!» sagte der alte Oberst mit todernter Stimme, «darum lasset uns unsere Kaffeetassen heben auf die siegreiche Labour Party.» Sprachlos schauten wir uns an. Der junge Flieger räusperte sich:

«Wenn Herr Oberst vielleicht schlafen gehen wollen? Wir gehen sofort!» Der alte Herr lachte, dass ihm die Tränen kamen. «Ihr denkt wohl, bei mir ist es im Oberstübchen etwas durcheinander – keinesfalls, keinesfalls – aber sagt doch selber, wer hätte uns so gründlich rächen können an England, als nur die Labour party? Alles was England verteidigen wollte, ist dahin. Sein machtvolles Empire ist zum Teufel gegangen, nach einem solchen Sieg zum Teufel gegangen – wir hätten uns das nie als Kriegsziel geträumt – Indien, Ägypten, Palästina und wartet demnächst der Nahe Osten – wem verdankt England das alles? Wem verdanken wir diese prachtvolle Genugtuung angesichts unseres zerschlagenen, vernichteten Deutschlands? Der Labour Party! Ich gebe zu, meine Schadenfreude ist ein bisschen kindlich, denn uns ist damit nicht geholfen, aber lasst mir die kleine Genugtuung – drum hoch die Tassen: Hipp hipp hurra für die brave Labour Party!»

Unser lachendes Hurra brauste durch die Baracke.

«Nur», sagte ich am Schlusse, «leider geht unsere Rechnung nicht auf. Denn die Verluste des Empires sind die Verluste Europas heute und ob wir wollen oder nicht, auch die unseren. England ist in einer scheinbar ausweglosen Sackgasse. Das Deutschland von gestern kann sich unbändig freuen darüber, das Deutschland von heute muss aber diese selbstmörderische Entwicklung der englischen Politik mit Furcht und Grauen verfolgen. Das ist die nüchterne Wahrheit!»

Der alte Oberst brummte etwas. «Wenn ich unsere rasierten Städte vor Augen habe, «sagte er zum Abschied lächelnd, «du magst schon recht haben – aber dann freut es mich doch – wir sind zugrunde gegangen: aber dieses stolze England haben wir mithinuntergerissen – ohne einen kleinen Finger zu rühren – sei mir nicht böse: es freut mich so sehr, dass es mich unser ganzes Ende überhaupt ertragen lässt!»

*

In der Mitte des Jahres merkten wir eine sichtliche Änderung der persönlichen Behandlung. Die Weltpolitik warf ihre Schatten selbst bis zu uns hinter den Stacheldraht. Schon standen die ersten Sendboten Moskaus auf. Gestern noch jenseits der Barrikade, warben sie nun, alles auf eine Karte setzend und die amerikanischen Ungeschicklichkeiten sehr gewandt nützend, unter den Gefangenen. Kameraden kamen in ihrer Seelennot zu mir. Wir berieten. Wir handelten. Wir fingen ganz klein an. Wir sammelten aus allen möglichen Zeitungen die wichtigsten Meldungen und organisierten eine «Presseschau». Damit zerschlugen wir systematisch die bolschewistische Propaganda und rückten auch dem orthodoxen Nationalsozialismus zu Leibe. Denen, die nichts gelernt und alles vergessen hatten.

Die USA-Besatzungsmacht stand unserem Treiben sehr misstrauisch gegenüber. Sie half nicht nur nicht, sie versuchte sogar unsere Arbeit zu hemmen. Emigranten, ein Deserteur, der in der amerikanischen Lagerführung tätig war, erschwerten unsere Tätigkeit. Wir aber kümmerten uns nicht darum und gingen unerschütterlich unseren Weg.

In wenigen Monaten war der bolschewistische Spuk erledigt. Selbst die Verzweifeltsten fassten wieder Mut zum Leben und vertrauten der Zukunft. Viel gab es zu überwinden, viel wird noch zu bestehen sein. Wir, die wir heute im Vorfeld der grössten Entscheidungen liegen, wissen um deren Gefahren.

Obgleich es sehr viele, sehr vernünftige und weitsichtige Amerikaner gab, wie zum Beispiel den bekannten Kommandeur des Camp Markus W. Orr., Colonel Wooten, die unsere innere Entwicklung nicht hinderten – wenn auch nicht förderten – gab es, besonders unter den Emigranten-amerikanern, sehr viele, die selbst im Stadium dieser inneren Klärung uns dauernd Prügel zwischen die Füsse warfen.

Sie kamen leider in Uniform der siegreichen amerikanischen Armee und verwechselten ihre persönlichen Motive – entstanden aus ihren manchmal erschütternden Schicksalen, die sie durch Hitlerdeutschland erlitten – mit den Interessen der USA.

Aber selbst dort, wo wir Verstehen und Empfinden für unsere Situation fanden, standen wir oft einer vollkommenen Verständnislosigkeit für die brennendsten Fragen Europas gegenüber.

Die leicht gewonnene Invasion gegen das von Bomben zerschlagene und an seiner Ostfront ausgeblutete Deutschland hatte auf die amerikanische Mentalität so gewirkt, wie auf Hitlerdeutschland der leichte Durchbruch durch die Maginotlinie. Beide erfüllten die Sieger mit einem derartigen Sicherheitsgefühl, das geradezu schon an fahrlässige Überheblichkeit grenzte.

Manchmal hatten wir, wenn wir Gelegenheit hatten, mit amerikanischen Offizieren zu reden, das Gefühl, dass der Ozean, der uns von den USA trennt, überhaupt endlos sei.

Aber wir versuchten, auch den Sieger zu verstehen. Es ist immer so, auch bei dem fairsten Sieger, dass er den Besiegten verachtet und ihn zumindest geringschätzt. Wie sollten wir dem Amerikaner, der an Verpflegung, Ausrüstung und Bewaffnung, an militärischer Bequemlichkeit uns so haushoch überlegen war, erklärbar machen, wie wir unseren Kampf im Osten geschlagen und was wir überstanden hatten?

Wir versuchten auch, zu verstehen, dass es Taten gibt, über die das Recht des Siegers Urteil spricht. Die persönliche Gemeinheit und das Verbrechen.

Sie wären auch vor einem Gericht deutscher Frontsoldaten schuldig gesprochen worden.

Wir verstanden aber nicht mehr, dass die Sieger sich zusammensetzten, um über eine politische Idee und deren Träger zu richten. Hier lag die «Protektoratsbesetzung» der Alliierten.

Und wir verstanden überhaupt nicht, dass die Sieger Soldaten, Offiziere und Generäle, die nichts taten als ihre Pflicht, richteten und strafte dafür, dass die Beschuldigten das taten, was den Soldaten als höchste Tugend, in allen Sprachen der Welt, gepredigt wird: die Pflichterfüllung, getreu dem geleisteten Fahneid. Wir nahmen es auf uns, Mitglieder einer kriegsverbrecherischen Organisation zu sein, obgleich wir nichts anderes waren, als die Soldaten einer Armee, die wohl unbezweifelt nicht zu den schlechtesten der Welt gehörte.

Die meisten von uns waren nicht einmal Mitglieder der NSDAP. Sie waren teils freiwillig zu der Waffen-SS gegangen, genauso, wie in den USA die besten und schneidigsten amerikanischen Soldaten zu den Elitedivisionen der amerikanischen Marineinfanterie gingen, teils sogar rekrutiert wurden.

Wir hatten keinen Anteil an den KZ, an Bluturteilen und Verbrechen, die vorgekommen sind und von uns, wenn es überhaupt bekannt geworden war, zutiefst verabscheut wurden.

Unsere Offiziere gehörten mit zu den tapfersten in den deutschen Armeen, unsere Generäle Gille, Hauser, Steiner mit zu den fähigsten.

Unsere Soldaten waren genau so treu und schneidig, wie die englischen, amerikanischen, französischen und russischen Soldaten.

Uns traf das Urteil der Sieger nicht. Wir blieben – ob hinter den Stacheldrähten der westlichen oder denen der östlichen Alliierten: Soldaten.

Wir lachten darüber, dass sowjetrussische Richter und Ankläger das Gesetz des Befehles für die deutschen Soldaten für nichtig erklärten.

Denn wir hatten in der Sowjetunion, in vielen tausenden Gesprächen mit Soldaten und Offizieren der Roten Armee, kennengelernt, dass es keine Armee der Welt gibt, die die Nichtbefolgung eines Befehles so unbarmherzig ahndet, als gerade diese Rote Armee. Wir kannten vor allem aber auch die schwarz auf weiss geschriebenen Spielregeln des Dienstreglements der Roten Armee, die von Generalissimus Stalin persönlich unterschrieben und von Marschall Bulganin gegengezeichnet sind.

Darin heisst es unter anderem wortwörtlich:

«Der Befehl des Kommandanten bedeutet für den Untergebenen Gesetz. Der Befehl soll unbedingt, genau und pünktlich ausgeführt werden.»

Es tat uns nur leid, dass diese sowjetischen Richter nicht Beispiele anführen konnten, was mit jenen Soldaten oder Offizieren der Roten Armee

geschehen wäre, die sich vielleicht einmal geweigert hätten, einen Befehl zu befolgen, wenn sie glaubten, dass er unrichtig, oder gar mit ihrem persönlichen Gewissen unvereinbar war.

Nein, die Anklagen und Urteile dieser Richter trafen uns nicht.

Es traf uns nur eines: dass die amerikanischen Richter diese Urteile sprachen und amerikanische Soldaten und Offiziere dazu schwiegen.

Wo doch in jedem Deutschen in irgend einem geheimsten Winkel der Seele – trotz dieses zerbombten und gemarterten deutschen Landes, trotz des verlorenen Krieges, der nie durch Stalins Divisionen, sondern ausschliesslich durch die vernichtenden Hammerschläge der USA-Luftflotte verloren ging – eine grosse Hoffnung lebte: die USA.

Dann kam die Kollektivschuld für die Millionen...

Dann kam der Hunger und die Not.

Aber auch das überwand wir. Auch das versuchten wir zu verstehen, wo kaum mehr etwas zu verstehen war.

Wir mühten uns, langsam aber sicher, neue Wege zu suchen. Wir fanden sie. Nicht laut und gross, sondern still und tief in uns selber.

Das ist schon so: Gott schenkt einem nur den Feind. Der Feind ist plötzlich da vor einem, wie naturgegeben. Mit ihm kann man nicht verhandeln, nicht paktieren. Ihm kann man sich höchstens auf Gnade und Ungnade unterwerfen.

Es ist schon so: den Freund muss man sich selber suchen gehen. Man muss ihn wägen und prüfen. Man muss Vorteil und Nachteil nüchtern abschätzen.

Der Bolschewismus ist unser naturgebener, völkischer, klassenmässiger und kultureller Feind. Daran ist nichts zu ändern. Das Schicksal der Baltendeutschen, der Volksdeutschen in Jugoslawien, Ungarn und der Ukraine, das der Sudetendeutschen und der Wolgadeutschen beweist es unwiderlegbar. Und nicht zuletzt, das der Deutschen in den Ostgebieten.

Daran ändern die Offiziersrevolutionäre von Stalins Gnaden, die Seydlitzschen NKWD-Politiker, nichts. Auch über sie wird die Säuberung hingegangen, wenn sie nicht mehr gebraucht werden.

Am Ende jedes Kompromisses mit dem Bolschewismus im leninistischen Weltrevolutionskleide oder in der stalinistischen Weltimperialistenuniform, steht der Genickschuss, oder das Straflager der «Gulag», der bolschewistischen Organisation «Tot» des Herrn Expremier der MVD, General Nedesjekin, irgendwo in Sibirien.

Der Bolschewismus *muss* nivellieren und in den Völkern seiner Einflussphäre jenes menschliche Laboratorium schaffen, in dem er ohne Furcht vor Kritik und Opposition, experimentieren kann.

Daran ändert kein Augenschliessen etwas, und kein verzweifelter Zweckoptimismus, dass gerade an uns der Kelch vorübergehen werde. Auch wenn die Beispiele Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Ungarn und Tschechei nicht wären: der Kelch geht nicht vorbei. Er muss geleert und seine Wirkung überwunden werden.

Wenn wir die innere Kraft dazu haben, ist noch nichts verloren. Dann sind die Millionen im Osten nicht umsonst gefallen und können in ihren zerstörten und geschändeten Gräbern ruhig schlafen. Dann haben wir Deutsche das unsere getan, um die Fehler von gestern auszumerzen.

Hämmern wir es uns ein, als ewiges Gesetz: Der Bolschewismus ist des Volkes sicherer Tod. Wer von ihm isst, der stirbt.

Der Westen aber, mag es das Frankreich Richelieus sein oder das England Churchills oder die machtvollen USA, spricht unsere Sprache und denkt unsere Gedanken, trotz der zerbombten und zerstörten Städte auf beiden Seiten. Der europäische Bruderkrieg konnte die tausendjährige gemeinsame Vergangenheit nicht erschlagen.

Der grosse marxistische russische Revolutionär, Wladimir Iljitsch Uljanow, der sich Lenin nannte und dessen gläserner Sarkophag am Roten Platz von Moskau steht und heute den zaristischen Imperialismus Stalins verbrämen muss, sagte einmal: «Fehler sind da, damit man aus ihnen lernt.» Lassen wir uns dieses Wort tief in unsere Herzen eingraben.

Wer aus dem Schrecken der fünf blutigen Jahre hervorging und nichts gelernt und alles vergessen hat, dem gebührt, dass man ihn mit Knütteln totschiägt.

Das deutsche Volk ist am 1. Mai 1945 nicht gestorben. Aus seinem Dasein erwächst aber auch uns, die wir heute Aussenseiter des Lebens sind, eine grosse Pflicht. Und auch ein Recht. Denn wir sind keine Banditen und Mörder gewesen. Sondern Soldaten und Kämpfer, wie es Soldaten und Kämpfer gibt überall dort auf der Welt, wo Fahnen flattern.

Lassen wir die trügerische Romantik mit der falschen Überheblichkeit im selben Masse sterben, wie die verlogenen Selbstanklagen und die rückgratlose Feigheit.

Leben wir dem Leben der realen Tatsachen.

SCHLUSSWORT

Viele werden aufstehen und dieses Buch bekämpfen. Diesseits und jenseits der geistigen Barrikaden. Dem einen wird es zu sehr die eigenen Fehler aufzeigen, dem anderen zu wenig, und die Herren der anderen Seite werden es als eine Provokation erklären.

Dabei aber wird dieses Buch geschrieben von einem, der mitten in den heissen Schlachten der Waffen und der Herzen war, nur einem dienend: der Wahrheit!

Und was man auch dagegen oder dafür sagen wird. Eines ist sicher: *So war es!*

Wenn die toten Kameraden von der Rollbahn Nord, von Rostow, vom Mius, vom Panzergraben bei Malgobek, von Charkow, von Narwa, vom Wolchow, von Stalingrad, von Lemberg, von Budapest und Stuhlweissenburg, bis zu den letzten im Wienerwald aufstehen könnten, sie würden dafür Zeugnis geben.

In vielen Interniertenlagern, in endlosen nächtlichen Gesprächen mit Ostfrontsoldaten, mit kleinen Soldaten und höchsten Generälen, habe ich über diese Jahre gesprochen. Und alle haben mir Recht gegeben.

Der deutsche Dichter Hans von Schwarz, sagte in einem seiner Schauspiele das grosse Wort: «Es gibt nichts revolutionärer als die Pflicht!»

Leben wir diesem Wort. Es gibt nicht grösseres, das das Leben uns zu sagen hat. Unsere Pflicht aber gilt dem zerschlagenen Vaterland, mag es Deutschland oder Österreich heissen und dem aus tausend Wunden blutenden deutschen Volk.

Der grosse Rausch ist endgültig aus. Die straffe und logische Nüchternheit muss nun bei uns das Wort ergreifen.